

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Herausgegeben vom
Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V.
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –

in Verbindung mit
Andres Kasekamp (Tartu), Nikolaus Katzer (Hamburg),
Claudia Kraft (Wien), Ilgvars Misāns (Rīga),
David J. Smith (Glasgow), Darius Staliūnas (Vilnius),
Robert Traba (Olsztyn) und Elena Zubkova (Moskau)

Begehren macht Akteur*innen. Praktiken
der Subjektivierung im 20. Jahrhundert /
Desire Creates Involvement. Practices of
Subjectification during the 20th Century

Herausgeberinnen der Ausgabe:
Dietlind Hüchtker, Claudia Kraft, Wien,
Katrín Steffen, Brighton

29. Jahrgang 2020
Lüneburg 2023

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V. (IKGN)
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –
Lindenstr. 31, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 40 05 95 9
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Umschlagabbildung: Grab der Sexualwissenschaftlerin Michalina Wislocka auf dem Evangelischen Friedhof in Warschau, Foto: Mateusz Opasiński, 26.9.2021, © Wikimedia commons

Redaktion:

Agnieszka Pufelska, Anja Wilhelmi, Georg Wurzer, Beatrice Stieglitz

Die Beiträge der Zeitschrift „Nordost-Archiv“ werden im Double-Blind-Peer-Review-Verfahren begutachtet. Das „Nordost-Archiv“ ist eine referierte Zeitschrift.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.

Jahresabonnement € 15,00, Print-Ausgabe zuzüglich Versandkosten; auch als PDF-Download erhältlich. Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf, Mindestlaufzeit 2 Jahre. Das jeweilige Abonnement kann bis zum 30. September des laufenden Jahres gekündigt werden. Die Kündigung bedarf der Schriftform (per Brief oder Fax).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprache, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS

Satz: Adam Pitula, Thorn, Polen
Herstellung: Achim Theiß – Satz & Druck, Grünberg

ISSN 0029-1595

Begehren macht Akteur*innen.
Praktiken der Subjektivierung im 20. Jahrhundert /
Desire Creates Involvement.
Practices of Subjectification during the 20th Century

Editorial:

Dietlind Hüchtker (Wien), Claudia Kraft (Wien), Katrin Steffen (Brighton): Am Schnittpunkt von Selbst und Gemeinschaft: Zur Geschichte der Sexualität im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts (At the Crossroads of Self and Community: History of Sexuality of Eastern Europe in the 20th Century)	7
Elisa Heinrich (Wien): Unter Frauen leben. Intimität und Respektabilität in Frauenbewegungen um 1900	17
Zuzanna Kołodziejska-Smagala (Warsaw): Female Body and Sexuality Reflected in Ego-documents of Acculturating Jewish Women in the Partitioned Territory of Poland at the Beginning of the 20th Century	35
Heidi Hein-Kircher (Marburg): Ein Brennglas für Werte- und Normenwandel: Das Verständnis von „Familienplanung“ von der Jahrhundertwende bis 1939 – Polen als Beispiel	60
Michael Zok (Warschau): Die Politisierung und rechtliche Einhegung von Sexualität und Reproduktion in Polen: Moral, Demografie, (weibliche) Selbstbestimmung ...	75
Ella Rossman (London): From Early Utopias to the Conflicting Natures of Sex: Debating Sexuality in the Late USSR	97
Mona Claro (Liège): A ‘Sexual Revolution’ without Effective Contraception. Youth Sexuality, the Gender Gap and Changing Transitions to Adulthood in Russia (1970s–1990s)	114
Rasa Navickaitė (Vienna): (Re-)Considering Authenticity: A Critical Review of Soviet Lithuanian Historiography of Gender and Sexuality	134
Magda Wlostowska (Leipzig): (Sich) selbst schreiben – Zuschriften männerliebender Männer aus der Volksrepublik Polen an die Wiener Organisation „Homosexuelle Initiative“ in den 1980er Jahren	151

Rezensionen

Dagmar Herzog: Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA (Claudia Roesch)	169
Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew (Hrsg.): Verflechtungen in Politik, Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa. Transnationalität als Forschungsproblem (Frank Steffen)	172
Klaus Latzel, Elissa Mailänder, Franka Maubauch (Hrsg.): Geschlechterbeziehungen und „Volksgemeinschaft“, Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus (Kathrin Janzen)	176
Stefan Wunsch: Das erkrankte Geschlecht. Medizin und Prostitution im Berlin des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (Sonja Dolinsek)	180
Almut Bues (Hrsg.): Die Aufzeichnungen des Dominikaners Martin Gruneweg (1562 – ca. 1618) über seine Familie in Danzig, seine Handelsreisen in Osteuropa und sein Klosterleben in Polen (Frank Steffen)	185
Melanie Arndt: Tschernobylkinder. Die transnationale Geschichte einer nuklearen Katastrophe (Frank Steffen)	188
Julia Austermann: Visualisierungen des Politischen. Homophobie und queere Protestkultur in Polen ab 1980 (Anton Schulte)	192
Marianne Zückler: Osteuropa Express. Erzählungen über Freiheit, Liebe, Sexualität und Ausgrenzung (Marija Wakounig)	196
Arkadiusz Stempin: Das vergessene Generalgouvernement. Die Deutsche Besatzungspolitik in Kongresspolen 1914–1918 (Christhardt Henschel)	197
Die Autorinnen und Autoren der Abhandlungen	201

EDITORIAL

Am Schnittpunkt von Selbst und Gemeinschaft: Zur Geschichte der Sexualität im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts (At the Crossroads of Self and Community: History of Sexuality of Eastern Europe in the 20th Century)

Die Bedeutung der Geschichte der Sexualität geht über ihren konkreten Gegenstand weit hinaus.¹ Seit Foucaults Studien zur Herausbildung des Sexualitätsdispositivs in der Moderne wird die Diskursivität von Sexualität hervorgehoben. Sexualität wird als Ergebnis diverser sozialer Praktiken verstanden, durch die menschlichen Aktivitäten und Selbstdefinitionen Sinn verliehen wird, auch als Ergebnis von Konflikten um Definitionsmacht, Normen und Regeln, um die Verschiebung von Grenzen des Sagbaren, um Anpassung, Resilienz und Widersetzlichkeit. Sexualität ist daher nicht einfach gegeben oder gar natürlich, sondern historisch.² Sexualitätsgeschichte kann aufzeigen, wie Sinn konstruiert wurde, wie Normen und Regeln in verschiedenen Systemen gebildet wurden und mit welchen – durchaus widersprüchlichen – Politiken sexuelle Praktiken und Vorstellungen verbunden wurden.³ Mit Sexualitätsgeschichte ist die Herstellung einer (biopolitischen) Ordnung gemeint, mithin Politiken, mit denen Normen gesetzt und kontrolliert wurden, Begehren gesteuert und als Bevölkerungspolitik umgesetzt wurde. Ferner bestätigten bzw. hinterfragten diese Maßnahmen die Herstellung eines (körperlichen) Selbst, Individualität und Subjektivität, die Praktiken, mit denen Gruppen gebildet wurden, sowie die Normen und verschoben die Grenzen des Sagbaren.

Die Historisierung des Begehrens kann daher zu einem differenzierten Verständnis sozialer Beziehungen, individueller Erfahrungen und gesellschaftlicher Ordnungen beitragen. Der Kategorie Geschlecht ähnlich ist Sexualität relational und interdependent.⁴ Sie muss im Zusammenspiel mit anderen Kategorien gedacht werden, werden doch Fragen von Identifizierung, Subjekt und Selbst an Schnittstellen von Ethnizität, Klasse, Konfession und Körpern verhandelt. Sie steht auch im Zusammenhang mit Staat, Gesellschaft und Gemeinschaft, deren biopolitische Grundlage die Praktiken und Ziele bilden. Sexualitätsgeschichte geht damit über eine Historisierung individuellen Begehrens hinaus.

Solchen Schnittstellen zwischen Selbst und Gemeinschaft ist das Themenheft gewidmet. Es konzentriert sich auf das östliche Europa. Dieser Fokus lenkt den Blick auf eine Region, die in der Sexualitätsforschung nicht systematisch einbezogen ist. In Dagmar Herzogs grundlegender Studie zur europäischen Sexualitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts kommt

1 Vgl. Dagmar Herzog: Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, Gießen 2021, S. 315.

2 Vgl. Jeffrey Weeks: Making Sexual History, Cambridge 2000, S. 129.

3 Vgl. Herzog, Politisierung (wie Anm. 1), S. 314.

4 Vgl. Robert A. Padgug: Sexual Matters: On Conceptualising Sexuality in History, in: Richard Parker, Peter Aggleton (Hrsg.): Culture, Society and Sexuality, London 2007, S. 17-30, hier S. 23.

dieser Teil des Kontinents (vor allem in der Phase des Kalten Krieges) entweder als konservative Variante des Westens oder – beispielsweise im Hinblick auf die sexuelle Revolution – so gut wie gar nicht vor.⁵ Dies verwundert umso mehr, als Herzog selbst in ihrer Auseinandersetzung mit der deutsch-deutschen Sexualitätsgeschichte überzeugend herausgearbeitet hat, dass die in der staatssozialistischen DDR erlangte ökonomische Unabhängigkeit von Frauen einen spürbaren Einfluss auf deren Handlungsmacht im Bereich sexueller Beziehungen hatte. Für die Entwicklung der Geschlechterbeziehungen hatte dies durchaus eine nachhaltige Bedeutung.⁶

An Beispielen aus dem östlichen Europa im 20. Jahrhundert werden in diesem Heft Zusammenhänge zwischen staatlicher/institutioneller Politik, kollektiven Forderungen und individuellen Praktiken untersucht. Mit dem Fokus auf das 20. Jahrhundert kommen institutionelle (staatliche, religiöse) Ansprüche der Kontrolle und Steuerung reproduktiven Verhaltens in den Blick, (kollektive) Prozesse der Ermächtigung (oder Regelverschiebung) und die wachsende Bedeutung des sich selbst steuernden Individuums. Gerade die das östliche Europa prägenden Gewalterfahrungen, Grenzverschiebungen und Systemwechsel stellen besondere Herausforderungen an eine Geschichte der Sexualität als Schnittstelle von Selbst und Gemeinschaft dar. Durch den regionalen Schwerpunkt trägt unser Heft dazu bei, den Zusammenhang von Sexualität und Subjektivierungen im Hinblick auf Sagbarkeit und Selbstermächtigung zu dezentralisieren. Dabei geht es nicht darum, das östliche Europa in die Narrative zur westlichen Geschichte zu integrieren, sondern darum, die Bedingungen solcher Beobachtungen genauer zu erforschen und die jeweiligen Kontextualisierungen zu hinterfragen.

Die hier versammelten Beiträge untersuchen Sexualität sowohl vor dem Hintergrund von allgemeinen Tendenzen moderner Industriegesellschaften als auch vor dem Hintergrund spezifischer Bedingungen im östlichen Europa, insbesondere vor dem des Staatssozialismus mit seinem Anspruch auf Gestaltung, Kontrolle und Gemeinschaft. Während in der Geschichtsschreibung zum östlichen Europa die Prozesse der Individualisierung und Subjektivierung oft hinter gewalthaften (geo)politischen oder gesellschaftlichen Transformationsprozessen zu verschwinden scheinen, fragen die Autor*innen dieser Ausgabe durch das Prisma der Sexualitätsgeschichte nach den Schnittpunkten zwischen Selbst und Gemeinschaft. Eine Sexualitätsgeschichte des östlichen Europas demonstriert somit ihr heuristisches Potential, gerade wenn man das Verhältnis von individueller Erfahrung und die diese Erfahrung begleitenden gesellschaftlichen und politischen Diskurse reflektiert.

Die Politisierung von Körper und Sexualität im 19. und 20. Jahrhundert

Die Durchdringung immer weiterer Lebensbereiche im Zuge des Ausbaus moderner Wohlfahrtsstaaten brachte in dem hier gewählten Untersuchungszeitraum Institutionen hervor,

5 Vgl. Dagmar Herzog: *Sexuality in Europe: A 20th Century History*, Cambridge 2011.

6 Vgl. dies.: *Sex after Fascism: Memory and Morality in 20th Century Germany*, Princeton 2007, S. 188, 196. Dazu auch generell für Osteuropa in der Zeit des Staatssozialismus Kristen R. Ghodsee: *Why Women Have Better Sex under Socialism: And Other Arguments for Economic Independence*, London 2018.

um Sexualität zu regulieren und um damit nachhaltig in die Lebensführung und die Selbstentwürfe der historischen Akteur*innen einzugreifen: Dazu gehörten die rechtlich wie gesellschaftlich genormte Institution der Ehe, die Pathologisierung von sexuellen Praktiken jenseits von Heteronormativität und Reproduktionsparadigma. Mächtige Institutionen wie Kirche, Schule und Wissenschaften entwarfen Normensysteme, die nicht unbedingt kongruent waren und von Akteur*innen affirmiert, angeeignet, aber auch unterlaufen wurden. Eine wachsende Zahl von medizinischen und juristischen Expert*innen und Intellektuellen begann, sich mit Fragen von Sexualität zu beschäftigen, Standards und Normen sexueller Praktiken zu definieren, um zwischen Normalität und Pathologie unterscheiden zu können. Überall in Europa waren Menschen mit Sexualität und den Variationen der menschlichen sexuellen Erfahrungen beschäftigt. Praktiken und Konzepte von Körpern, die Art und Weise, wie Körper wahrgenommen wurden, wurden neu gestaltet. Dazu trug eine Vielfalt von Konstellationen bei, etwa ein verstärktes öffentliches Interesse an der Regulierbarkeit von sexuellen Praktiken, die nicht der Fortpflanzung dienten wie Prostitution oder homosexuelle Beziehungen, aber auch ein zunehmendes Interesse an Geburtenkontrolle, Hygiene, Ehemodellen und Scheidungsmöglichkeiten sowie der Sexualaufklärung und -beratung. In die großen Metropolen in Europa, von Moskau, Budapest und Warschau bis hin zu London, Paris und Berlin, waren seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen Tausende junge Frauen und Männer aus den ländlichen Regionen eingewandert, was unter anderem zu einem Anstieg von Prostitution und Geschlechtskrankheiten geführt und die Debatten über deren Regulierung und Bekämpfung angeheizt hatte.⁷

Expert*innen widmeten sich einerseits der Verwissenschaftlichung von Sexualität und Medikalisierung von Körpern, sie sorgten auf der anderen Seite mit der Popularisierung dieses Wissens aber auch dafür, dass solche Fragen öffentlicher als je zuvor verhandelt wurden und immer breitere Kreise der Gesellschaft in eine Konversation über Sexualität eintreten konnten. Die Entstehung der Boulevardpresse sowie die zunehmende Alphabetisierung beschleunigten die Aushandlungsprozesse über Sexualität zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Eliten und Arbeiter*innen bzw. der Landbevölkerung erheblich.⁸ Ein spezifisches Genre stellte die Ratgeberliteratur dar: In Zeitschriften und Zeitungen, grauer Literatur, Broschüren und wissenschaftlichen Publikationen wurden Fragen behandelt, die sexuelle Praktiken betrafen, von der Ehe bis zu „Devianz“, von biopolitischen Interventionen bis zu Aufforderungen zur Selbstermächtigung und zur politischen Positionierung.

Damit, dass Sexualität immer öffentlicher und zugleich mit einem Anspruch von Wissenschaftlichkeit verhandelt wurde, ging ihre Politisierung einher.⁹ Anthropolog*innen, Mediziner*innen und Biolog*innen untersuchten die Körper nicht nur, sondern machten sie auch zum Ort von Projektionen, die von Politiker*innen aufgegriffen wurden, während gleichzeitig politische Forderungen auf die Wissenschaften zurückwirkten. Körper wurden sowohl zum Medium von Subjektivierung als auch zum Gegenstand von Machtausübung, gesellschaftlicher Ordnungsversuche und von Gesundheitsmaßnahmen, die darauf abziel-

7 Vgl. Keely Stauter-Halsted, Nancy M. Wingfield: Introduction: The Construction of Sexual Deviance in Late Imperial Eastern Europe, in: *Journal of the History of Sexuality* 20 (2011), 2, S. 215-224.

8 Vgl. ebenda.

9 Dazu vgl. Herzog, *Sexuality* (wie Anm. 5) sowie dies., *Politisierung* (wie Anm. 1).

ten, sozialen und ethnischen Zusammenhalt zu stiften und normative Werte in Fragen von sexuellem Verhalten, Konsum und Physis festzulegen. Solche Debatten, die auf allgemeine Modernisierungsbestrebungen, auf Reform, auf Fragen von sexueller Bildung und Aufklärung, Gleichberechtigung, Abtreibung und Geburtenkontrolle fokussierten, wurden mit einer (biologischen) Stärkung der jeweiligen Nation assoziiert.¹⁰ Eugenische Bewegungen versprachen sich Rationalisierung und *social engineering* durch Bildung und Aufklärung. Gleichzeitig stärkten diese Debatten an der Schnittstelle von Individuum, Gesellschaft und Staat bzw. Nation die *agency*, die Selbstermächtigung der Akteur*innen. So entdeckte beispielsweise die internationale Sexualreformbewegung die Bedeutung sexueller Befriedigung von Frauen und betrachtete sexuelle Gleichberechtigung als Teil einer umfassenden Befreiung und Emanzipation. Vielfach teilten diverse Vertreter*innen progressiver Reformansätze die sozialreformerischen Forderungen der eugenischen Bewegungen, trotz divergierender Ziele.¹¹

Während Reformansätze zur Gleichberechtigung in der Zwischenkriegszeit vielfach debattiert wurden, erlangten sie eher selten Gesetzeskraft. Dies sollte sich im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg ändern. Der fundamentale politische Wandel, der in der Sowjetunion mit dem Jahr 1917 einsetzte und in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg das gesamte östliche Europa erfasste, konturierte einerseits das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft neu, ließ aber zugleich eine Kontinuität erkennen, wenn es um die zentrale Bedeutung von Sexualität und ihrer Regulierung als Relais zwischen historischen Akteur*innen einerseits und den normsetzenden Institutionen andererseits ging. Die staatssozialistischen Regime propagierten unmittelbar nach 1945 Gleichberechtigung unabhängig von Klasse oder Geschlecht und kodifizierten dies in zahlreichen Gesetzen etwa zum Ehe- und Scheidungs- oder Abtreibungsrecht. Liebe, Sexualität und Familie wurden als kollektives und politisches Projekt begriffen, das eng mit der Welt der Arbeit und der Ökonomie verbunden wurde und seine Vorstellungen aus den Utopie-Entwürfen über Gemeinschaft und freie Liebe bezog.¹² Obwohl die sozialistischen Gesellschaften in den 1960er und 1970er Jahren zu einer traditionelleren Familienpolitik und zur Betonung einer Geschlechterdichotomie zurückkehrten, wurde die rechtliche Gleichstellung von Frauen nicht aufgehoben und blieb auch ihre im Vergleich zu kapitalistischen Gesellschaften größere ökonomische Unabhängigkeit erhalten.

Insgesamt kam der Regulierung von Sexualität vor dem Hintergrund politischer und nationaler Reformbewegungen im 20. Jahrhundert eine wichtige Rolle für gesellschaftlichen Wandel zu, der wiederum auf die Handlungsräume zurückwirkte, die sich für die historischen Akteur*innen öffneten oder schlossen. Dabei zeigt der Blick auf die Debatten in den postsozialistischen Gesellschaften seit 1989, dass politische (und ökonomische) Liberalisierung keineswegs zwangsläufig in der Erweiterung individueller Handlungsräume und der Akzeptanz sich ausdifferenzierender Begehrensformen resultierte. Was Nancy Fraser

10 Vgl. Alexander Maxwell: National Endogamy and Double Standards: Sexuality and Nationalism in East-Central Europe during the 19th Century, in: *Journal of Social History* 41 (2007), 2, S. 413-433.

11 Vgl. Kateřina Lišková: *Sexual Liberation, Socialist Style: Communist Czechoslovakia and the Science of Desire, 1945–1989*, Cambridge 2018, S. 26.

12 Vgl. ebenda, S. 255.

für demokratische/kapitalistische Gesellschaften formuliert hat, ist auch für sozialistische und postsozialistische Kontexte durchaus zutreffend, dass nämlich der institutionelle Umbau einer Gesellschaftsordnung keineswegs automatisch kongruent zu Veränderungen im Bereich kultureller Verortungen und Repräsentationen sein muss.¹³ Der Kampf um die Definition und den Schutz reproduktiver Rechte wie auch die häufig kontroversen Debatten um nicht-heterosexuelle Sexualitäten verdeutlichen dies eindrücklich.¹⁴ Zugleich wird aber sichtbar, dass politische bzw. gesellschaftliche Stigmatisierungen von den Betroffenen produktiv angeeignet wurden und soziale Bewegungen wie etwa die des LGBT-Aktivismus neue Räume für Entwürfe des Selbst schufen.¹⁵

Subjektivierung und ihre Praktiken

Die doppelte Bedeutung von Subjektivierung, im Sinne eines reflexiven und kommunikativen Umgangs mit sich selbst und im Sinne einer politischen Selbstermächtigung, verweist auf die Mehrdeutigkeiten und vielfältigen Möglichkeiten, die die Auseinandersetzungen mit dem Begehren enthielten. Die Debatten um Sexualität am Ende des 19. Jahrhunderts spiegelten daher nicht nur (Bio-)Politik und Verwissenschaftlichung der modernen Gesellschaft mit ihren Anforderungen an Gesundheit, Arbeitsdisziplin und kontrollierte Fortpflanzung wider. Sie reflektierten nicht nur eine Krise der Beziehungen zwischen Individuum und Staat, zwischen einem Anspruch auf staatsbürgerschaftliche Beteiligung und autonome Selbstbestimmung auf der einen und Kontrolle, Disziplin und Planungssicherheit auf der anderen Seite. Die Debatten verwiesen auch auf Praktiken der Selbstreflexion und Subjektivierung.

Sexualitätsgeschichte liefert mithin Einsichten in biopolitisch gerahmte, aber niemals ganz in solchen Rahmungen aufgehende Individualisierungs- und Subjektivierungspraktiken. Praktiken des Begehrens wurden, so eine etwas zugespitzte Zusammenfassung der Foucaultschen Diskursanalyse, zu Sexualität und so Teil einer biopolitischen Formung von Gesellschaft. Das wissenschaftliche Reden über Sexualität normalisierte Körpervorstellungen und forcierte politische Maßnahmen zur Kontrolle der regenerativen Praktiken einer als Bevölkerung verstandenen Gesellschaft. Mit dem Reden und Schreiben über Sexualität verschob sich der Fokus einerseits von der Kirche als zentrale Moralinstanz auf den Staat, andererseits auf die Mikropraktiken von Macht(-ausübung), die sich durch die gesellschaftlichen Institutionen bis hin zu (Selbst-)Disziplinierung von Körpern und Gedanken zogen.¹⁶

Teil dieser Mikropraktiken war und ist das selbstbezügliche Bekenntnis, von Foucault als Technik des Selbst analysiert, das die Beziehungen zwischen Selbst und Gesellschaft konstituiert(e). Die Durchleuchtung der eigenen Befindlichkeiten und die Reflexion eigener

13 Vgl. Nancy Fraser: *Feminism, Capitalism and the Cunning of History*, in: Nancy Fraser: *Fortunes of Feminism: from State-managed Capitalism to Neoliberal Crisis*, London 2013, S. 209-226.

14 Vgl. Susan Gal, Gail Kligman (Hrsg.): *Reproducing Gender: Politics, Publics, and Everyday Life After Socialism*, Princeton 2000; Theo Sandfort, Aleksandar Štulhofer (Hrsg.): *Sexuality and Gender in Postsocialist Eastern Europe and Russia*, New York 2005.

15 Vgl. Conor O'Dwyer: *Coming Out of Communism: The Emergence of LGBT Activism in Eastern Europe*, New York 2018.

16 Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a.M. 1987, S. 1.

Handlungsweisen beruhen auf Traditionen jahrhundertalter Techniken des Selbst.¹⁷ Die Reflexion der eigenen Fantasien, des eigenen Nachdenkens und des eigenen Tuns enthalten jedoch auch Potentiale der Aneignungen: der Diskurse, der Institutionen, des Wissens, der Praktiken.¹⁸ Subjektivierungspraktiken eröffneten daher Raum für Deutungsverschiebungen, Sprache und Selbstermächtigung im Sinne des Sagbaren und der damit einhergehenden Formulierung von Anspruch oder Recht.

Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich die Forschung ausführlich mit Subjektivierungspraktiken im Hinblick auf Sexualaufklärung und -beratung beschäftigt und sie in den Kontext von Individualisierung und Identifizierung, Glücksstreben und Glücksanspruch des Einzelnen gestellt. Das sich subjektivierende Selbst ist gleichzeitig als Produkt kapitalistischer Konsum- und Lifestyle-Orientierung gedeutet worden.¹⁹ Subjektivierung und die Praktiken des reflexiven Selbst kommen daher vor allem als Ausdruck postmoderner westlicher Gesellschaften in den Blick.²⁰

Begehren, Sexualität, das Selbst und das Subjekt, Praktiken und Reflexionen sind jedoch nicht erst als Antworten auf Individualisierung und Lifestyle der Postmoderne zu verstehen und nicht auf den globalen Norden beschränkt.²¹ Die Historizität respektive eine Historisierung des Sexuellen, des Subjekts und des Selbst erlaubt Aufschlüsse über historische Bedingungen der Auseinandersetzungen über Selbstverständnis und Selbstverortung, wobei es darum geht, wie genau Selbst und Gemeinschaft in den je unterschiedlichen Kontexten zusammenhängen.

Die Beiträge dieses Heftes greifen diesen Zusammenhang von institutionellen Rahmungen, gesellschaftlichen Ordnungen und Subjektivierungsprozessen auf und verorten ihn in den politischen und gesellschaftlichen Kontexten des östlichen Europa, ohne dieses lediglich als Sonderfall eines allgemeuropäischen Entwicklungspfades zu betrachten. Sie verweisen darauf, dass Individualisierungsprozesse, die in Diskursen und Praktiken der Sexualität greifbar werden, und politische und gesellschaftliche Transformationen interdependent zu betrachten sind und einer sorgfältigen Historisierung bedürfen, mit dem Ziel, die Handlungsmacht der Akteur*innen im Zusammenhang mit, aber eben auch nicht bloß abhängig von den jeweiligen (bio-)politischen Kontexten zu denken.

Der Beitrag von Elisa Heinrich „Unter Frauen leben. Intimität und Respektabilität in Frauenbewegungen um 1900“ macht dies auf besonders anschauliche Weise deutlich. Heinrich führt das Adjektiv „intim“ ein, um die Spannweite von romantisch-platonisch bis se-

17 Vgl. ders.: *Der Mut zur Wahrheit: Die Regierung des Selbst und der anderen II*, Vorlesung am Collège de France 1983/84, Berlin 2012.

18 Vgl. Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

19 Vgl. Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler u.a. (Hrsg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*, Frankfurt a.M. 2010; Jens Elberfeld: *Anleitung zur Selbstregulation: Eine Wissensgeschichte der Therapeutisierung im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2020.

20 Vgl. Pascal Eitler, Jens Elberfeld: *Von der Gesellschaftsgeschichte zur Zeitgeschichte des Selbst – und zurück*, in: Pascal Eitler, Jens Elberfeld (Hrsg.): *Zeitgeschichte des Selbst: Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, Bielefeld 2015, S. 7-30.

21 Siehe z.B. Agnieszka Kościańska: *Sex on Equal Terms? Polish Sexology on Women's Emancipation and „Good Sex“ from the 1970s to the Present*, in: *Sexualities* 19 (2016), 1-2, S. 236-256; Lišková, *Sexual Liberation* (wie Anm. 11).

xuell, das Leben und Arbeiten unter Frauen, einschließlich der darin eingehenden Machtbeziehungen zu fassen. Gezeigt wird die Vielfalt von (Arbeits-)Paaren bis hin zu körperlich-sexuellen Handlungen in den durch die Frauenbewegungen etablierten transnationalen homo-sozialen Lebenswelten. Einer eindeutigen Charakterisierung als romantisch oder (homo-)sexuell entzogen sich die Beziehungen, die vielfach nicht einmal in der privaten Korrespondenz hinsichtlich ihrer Sexualität oder ihrer Praktiken des Begehrens Position bezogen. Heinrich kann zeigen, dass das Aufkommen sexualwissenschaftlicher Kategorisierungen als Identitätsbezeichnungen für die Frauenpaare im Unterschied zur Bezeichnungspraxis der aufklärerischen Vorstellungen der Sexualwissenschaften keine überzeugende Handlungsoption darstellte, da – und das ist das Spannende an dieser Beobachtung – Subjektivierung, also die Konstituierung von handlungsmächtigen Subjektpositionen, für die Frauen vielerlei umfasste, die mit einer Identifizierung mit sexuellen und/oder emotionalen Praktiken nicht erschöpft waren.

Wie Zuzanna Kołodziejska-Smagala in ihrem Beitrag „Female Body and Sexuality Reflected in Ego-documents of Acculturating Jewish Women in the Partitioned Territory of Poland at the Beginning of the 20th Century“ feststellt, enthalten viele Tagebücher von jungen Frauen um 1900 kaum etwas über Sexualität und Begehren, wohl aber viel über Beruf und Bildung. Selbstermächtigung und sexuelle Praktiken waren (noch) nicht unbedingt miteinander verbunden, womit Kołodziejska-Smagala Heinrichs Thesen bestätigt. Anhand eines autobiografischen Texts, der vor dem Hintergrund der Debatten über „sexuelle Befreiung und Selbstermächtigung“ in den 1960er Jahren über die Kindheit und Jugend der Autorin zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfasst wurde, kann Kołodziejska-Smagala zeigen, wie das Geständnis von sexuellen Handlungen in die Subjektivierungspraktiken einging. Offenbar gab es um 1900 für viele keine Regeln des Sagbaren, während in den 1960er Jahren die gesellschaftlichen Normen durch neue Regeln des Sagbaren herausgefordert wurden. Allerdings wurde Sexualität vor allem in den Kontext ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit gestellt, was möglicherweise dazu beitrug, dass in den Selbstzeugnissen Sexualität als Praxis der Subjektivierung oder der Thematisierung von *agency* keine Rolle spielte.

Zu einem auf den ersten Blick vielleicht davon abweichenden Befund kommt Heidi Heinkircher, die in ihrem Text „Ein Brennglas für Werte- und Normenwandel: Das Verständnis von ‚Familienplanung‘ von der Jahrhundertwende bis 1939 – Polen als Beispiel“ konstatiert, dass die Auseinandersetzungen über Geburtenkontrolle und Familienplanung von polnischen Frauen durchaus als eine Möglichkeit der Selbstermächtigung ergriffen wurden, indem sie sich als Mütter aktiv an dem Projekt eines gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses beteiligten. Öffentlich verhandelte Sexualität konnte also beides sein: ein Debattenfeld, in das sich weibliche Akteur*innen einschrieben oder von dem sie sich zurückzogen, weil Sexualität vor allem über die Stigmatisierung von Devianz definiert wurde.

In seinem Beitrag „Die Politisierung und rechtliche Einhegung von Sexualität und Reproduktion in Polen“ beleuchtet Michael Zok für die Volksrepublik Polen seit den 1950er Jahren bis in die Transformationszeit hinein, wie vielstimmig und von unterschiedlichen institutionellen Akteuren getragen die Debatte über Sexualität und vor allem über Reproduktionsrechte war. Die Konfliktparteien unterschieden sich in ihren normativen Urteilen, nicht jedoch in der Auffassung der grundlegenden Bedeutung von in der Familie angesiedelter Reproduktionsarbeit. Zugleich war die Positionierung zu einem mehr oder weniger liberalen Reproduktionsregime immer auch ein Instrument, sich von kritisierten politischen

Ordnungen abzugrenzen und für seine eigene Position (die weit über Fragen der Regulierung von Sexualität hinausging) Legitimität zu reklamieren.²²

Für die Sowjetunion zeichnet Ella Rossman in ihrem Beitrag „From Early Utopias to the Conflicting Natures of Sex: Debating Sexuality in the Late USSR“ nach, wie in der nach-stalinistischen Sowjetunion – nach Phasen der rechtlichen Reform in den 1920er Jahren und repressiver Sexualpolitik während des Stalinismus – Familien und Familienplanung Gegenstand politischer, aber auch wissenschaftlicher Regulierung blieben. Diese differenzierte sich jedoch aus, sexuelle Devianz wurde weiterhin stigmatisiert und disziplinarischer Behandlung unterworfen. Zugleich nahm aber das Thema der Befriedigung sexueller Bedürfnisse und deren Bedeutung für ein gelungenes (und dementsprechend produktives) Familienleben einen immer breiteren Raum ein.

Auch im Beitrag von Mona Claro „A ‘Sexual Revolution’ without Effective Contraception: Youth Sexuality, the Gender Gap and Changing Transitions to Adulthood in Russia“, der sich mit der Wahrnehmung von sexueller Selbstbestimmung in zwei Generationen der sowjetischen Gesellschaft (der in den 1950er sowie frühen 1960er Jahren und den seit den späten 1960er Jahren Geborenen) beschäftigt, scheint das stärker in den Mittelpunkt rückende persönliche Erleben von Sexualität auf. Claro zeigt eindrücklich, dass dabei jedoch Emotionen (*feeling rules*) keineswegs an das Erleben des Individuums geknüpft waren, sondern in einer Wechselbeziehung zu kollektiven Wahrnehmungsmustern (*framing rules*) ausgebildet wurden.²³ Sie unterstreicht zudem, dass trotz des nachhaltigen sozialen und medialen Wandels während der Perestrojka (Abbau des sowjetischen Wohlfahrtsstaats und Wegfall der Medienzensur), Vorstellungen von Geschlechterrollen und Verantwortlichkeiten in Paarbeziehungen relativ statisch blieben. Damit kritisiert Claro die Annahme, die „sexuelle Revolution“ des 20. Jahrhunderts sei trotz der Unterschiede zwischen den Gesellschaften kongruent empfunden worden, und verweist so auf die problematischen historiografischen Traditionen der Geschichtsschreibung zur Sexualität. Nicht selten werden die Unterschiede zwischen dem östlichen und westlichen Europa, die in anderen historischen Fragestellungen unhinterfragt vorausgesetzt werden, bei diesem Thema nivelliert; oder der Osten wird einmal mehr als der rückständige Nachzügler des Westens in größere Deutungsrahmen eingepasst.

Das macht besonders der Beitrag „(Re-)Considering Authenticity: A Critical Review of Soviet Lithuanian Historiography of Gender and Sexuality“ von Rasa Navickaitė klar, der zeigt, dass historiografische Diskurse über Sexualität in der litauischen Sowjetrepublik selbst oft einer Interpretation anheimfallen, die die Reflexion nicht-heterosexueller Menschen über die eigene Sexualität per se als authentisch begreift und sie gegen eine rein ideologische Betrachtung durch Politik, Verwaltung und Wissenschaft abgrenzt. Damit wird aus der Retrospektive eine Vorstellung authentisch erlebter, aber eben staatlich unterdrückter Sexualität

22 Für die Volksrepublik Polen hat Małgorzata Fidelis am Beispiel der Abtreibungsregelung auf die Bedeutung von Sexualpolitik im Zuge der Entstalinisierung hingewiesen, dies.: „A Nation’s Strength Lies Not in Numbers“: De-Stalinisation, Pronatalism, and the Abortion Law of 1956 in Poland, in: Claudia Kraft (Hrsg.): Geschlechterbeziehungen in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg: soziale Praxis und Konstruktion von Geschlechterbildern, München 2008, S. 203-216.

23 Das hat zuletzt für die Sowjetunion auch Alexandra Oberländer gezeigt, dies.: „To be a Woman is Hard Work“: The Changing Landscape of Gendered Emotions in the Late Soviet Union, in: L’Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 32 (2021), 2, S. 79-96.

imaginiert, die es so nie gegeben hat. Hier lässt sich ein Bogen zu Dagmar Herzogs These schlagen, dass gerade in der Sexualitätsgeschichte die „Tücke der Erinnerung“ und die Instrumentalisierung von Sexualpolitiken zur De/Legitimierung von politischen Systemen oftmals den Blick auf die konkreten historischen Kontexte verstellen.²⁴ Wie auch in anderen Beiträgen wird an Navickaitės Beitrag klar, dass Sexualität als individuelle Praxis rückgekoppelt ist an die normierenden Diskurse sehr unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Akteur*innen und dass selbst der Versuch der Distanzierung neue Formen der Normierung hervorbringt. Navickaitė plädiert für eine Historisierung der Historiografie zur Sexualität und vor allem für eine erweiterte Quellenbasis, nicht allein um bislang nicht gehörte Stimmen zu Wort kommen zu lassen, sondern weil diese Stimmen es uns erlauben, die komplexen Prozesse zwischen Selbstermächtigung, Selbstvergewisserung und Adaption an überindividuelle Rahmungen genauer zu lesen.

Eine solche genaue Lektüre nimmt der Beitrag „Sich selbst schreiben: Zuschriften männerliebender Männer aus der Volksrepublik Polen an die Wiener Organisation Homosexuelle Initiative in den 1980er Jahren“ von Magda Wlostowska vor, der sich mit den Briefen polnischer Homosexueller an die transnationale *community* in Gestalt der in Wien ansässigen Homosexuellen-Initiative (HOSI) in den 1980er Jahren auseinandersetzt. Sie stellt die Existenz einer grenzüberschreitenden solidarischen *community* in Frage, weil die Interessen der HOSI (die Sichtbarmachung und das *empowerment* für homosexuelles Leben in der späten Volksrepublik) nicht unbedingt kongruent mit den Interessen der häufig kleinstädtischen Briefpartner waren.²⁵ Für letztere war das Schreiben weniger ein Akt der Sichtbarmachung als einer der Selbstvergewisserung in einem Umfeld, das keine Sprache für nicht heteronormative Lebensweisen hatte. Wlostowska gelingt in ihrem Beitrag, die eben nicht nur in der Historiografie, sondern auch in progressiven sozialen Bewegungen zu beobachtende paternalistische Haltung gegenüber dem östlichen Europa auf sehr differenzierte Weise herauszuarbeiten, ohne die Haltungen der Akteur*innen jenseits und diesseits des „Eisernen Vorhangs“ zu essentialisieren. Damit leistet sie nicht zuletzt einen Beitrag zur „Dezentrierung westlicher Sexualitäten“, die seit geraumer Zeit von der Forschung eingefordert wird.²⁶

Die Beiträge des vorliegenden Heftes tragen damit zu einer Geschichtsschreibung bei, die am Beispiel von Sexualität und Begehren versucht, die Dichotomien von individueller Handlungsmacht einerseits und Normsetzungen durch politische und gesellschaftliche Institutionen andererseits aufzulösen. Sie verweisen darauf, dass nicht nur die häufig als statisch gedachten gesellschaftlichen Platzanweiser wie Klasse, Geschlecht oder Ethnizität die Handlungsmacht von Akteur*innen bedingen, sondern dass auch die Autorität und Verfügbarkeit von unterschiedlichen auf Sexualität bezogenen Wissensformen die Grenzen des Sagbaren aufzeigen oder aber neue Subjektpositionen ermöglichen. Sie liefern einen wichtigen Beitrag zur Historisierung von häufig noch immer als statisch gedachten sexuellen

24 Vgl. Herzog, Politisierung (wie Anm. 1), S. 262-264.

25 Hier zeigt sich ein deutlicher Kontrast zu der Zeit nach 1989, als das offensive Sichtbarmachen nicht heteronormativer Lebens- und Begehrensweisen zum Teil einer politischen Ermächtigungsstrategie wurde, dazu Julia Austermann: Visualisierungen des Politischen: Homophobie und queere Protestkultur in Polen seit 1980, Bielefeld 2021.

26 Vgl. Robert Kulpa, Joanna Mizelińska: De-centring Western Sexualities: Central and Eastern European Perspectives, Farnham 2011.

Identitäten, indem sie deren kontextgebundene Herstellung herausarbeiten, ohne wiederum die Rahmungen durch spezifische politische bzw. gesellschaftliche Kontexte überzubetonen. Damit werden teleologische Sichtweisen – wie etwa die der kontinuierlichen Zunahme liberaler Einstellungen nach dem Ende der staatssozialistischen Systeme – nachhaltig in Frage gestellt und es wird ein produktiver Diskussionsraum für den Vergleich unterschiedlicher gesellschaftlicher Formationen geschaffen.

Dietlind Hüchtker, Wien
Claudia Kraft, Wien
Katrin Steffen, Brighton

ABHANDLUNGEN

Unter Frauen leben. Intimität und Respektabilität in Frauenbewegungen um 1900

von Elisa Heinrich

Die sogenannte Frauenfrage spielte in zahlreichen europäischen Gesellschaften eine zentrale Rolle an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Die sozialen, politischen und kulturellen Veränderungen, die sich in diesen Jahrzehnten vollzogen, wurden insbesondere von den im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstehenden Frauenbewegungen¹ befördert. Diese Bewegungen operierten nicht nur in nationalen Rahmungen, sondern zeichneten sich von Beginn an auch durch hohe transnationale Vernetzung von Akteurinnen, Medien und Vereinsstrukturen aus.²

Bereits im 18. Jahrhundert hatte die sukzessive Medikalisierung sozialer und politischer Bereiche nicht nur zu einer Verwissenschaftlichung der Geschlechterdifferenz geführt,³ sondern im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch die Veränderungen der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Sexualität beeinflusst.⁴ Als Begriff erst am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert zunächst im Kontext biologischer und zoologischer Schriften eingeführt,⁵ wurde Sexualität „zu einem Klassifizierungs- und Erkennungsprinzip, das die soziale Position des

- 1 Im Rahmen dieses Aufsatzes wird mehrheitlich der Plural „Frauenbewegungen“ verwendet, um die Vielstimmigkeit und Mehrdeutigkeit von unter dem Label „Frauenbewegung“ agierenden Protagonistinnen in nationalen wie internationalen Kontexten abzubilden. Eine differenzierte Diskussion der unterschiedlichen Positionen in der Forschung zu den Bezeichnungen Frauenbewegung bzw. Frauenbewegungen für die Phase um 1900 nehme ich in meiner Dissertation vor. Vgl. Elisa Heinrich: *Intim und respektabel. Aushandlungen von Homosexualität und Freundinnenschaft in der deutschen Frauenbewegung 1870 bis 1914*, Wien 2020, S. 25-31.
- 2 Siehe dazu Francisca de Haan, Margaret Allen u.a. (Hrsg.): *Women's Activism. Global Perspectives from the 1890s to the Present*, New York 2013; Eva Schöck-Quinteros: *Politische Netzwerkerinnen. Internationale Zusammenarbeit von Frauen 1830–1960*, Berlin 2007; Marilyn J. Boxer, Jean H. Quataert (Hrsg.): *Connecting Spheres. European Women in a Globalizing World, 1500 to the Present*, Oxford 2000; Blanche Wiesen Cook: *Female Support Networks and Political Activism*. Lillian Wald, Crystal Eastman, Emma Goldman, in: Nancy F. Cott, Elizabeth H. Pleck (Hrsg.): *A Heritage of Her Own*, New York 1979, S. 412-444.
- 3 Grundlegend untersucht von Claudia Honegger: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*, Frankfurt am Main u.a. 1991, insb. die Kapitel zur Verwissenschaftlichung, S. 107-212. Vgl. auch Katrin Schmersahl: *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*, Opladen 1998.
- 4 Vgl. Franz X. Eder: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2009, S. 186; Pat Caplan: *Kulturen konstruieren Sexualitäten*, in: Christiane Schmerl, Stefanie Soine u.a. (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Wiesbaden 2000, S. 44-69, hier S. 49.
- 5 Vgl. Volkmar Sigusch: *Geschichte der Sexualwissenschaft*, Frankfurt am Main 2008, S. 46.

Einzelnen bestimmte, das eigene Verhalten beeinflusste und den Körper durchmaß“,⁶ wie die Historikerin Claudia Bruns festhält. Der Sexualitätsdiskurs lieferte nicht zuletzt wissenschaftliche Kategorisierungen und Wissensbestände für gesellschaftliche Diskussionen über die Trennung geschlechterspezifischer Lebens- und Arbeitssphären und für die Frauenfrage.⁷

In welcher Weise sich mitteleuropäische Frauenbewegungen um 1900 an Debatten um Sexualität beteiligten, ist in einigen wenigen Studien zum Thema gemacht worden.⁸ Deutlich unterbelichtet blieb – bis auf wenige Ausnahmen⁹ – die Frage nach der Auseinandersetzung von Frauenbewegungen mit Homosexualität einerseits und nach den intimen Beziehungsmodellen als gelebte Praxis innerhalb der Bewegungen andererseits.

Im Zentrum des vorliegenden Aufsatzes steht die Frage, unter welchen Bedingungen und in welcher Form intime Beziehungen zwischen Frauen gelebte Praxis und Gegenstand von Aushandlung in (mittel-)europäischen Frauenbewegungen um 1900 waren. Die relative Unbestimmtheit des Titels – „Unter Frauen leben“ – hat einen strategischen Grund. Vermieden werden soll, über eine bestimmte Bezeichnungspraxis – etwa als „lesbische Frauen“, „Freundinnen“, etc. – Vorannahmen über die Akteurinnen zu generieren und bereits im Vorfeld festzulegen, welche Frauen und welche Formen von Beziehungen darunter zu fassen seien. Stattdessen wird mit „Intimität“ ein eigenes begriffliches Werkzeug vorgeschlagen, um sich den vielschichtigen Beziehungen innerhalb der Bewegungen zu nähern. Dabei werden die in Frauenbewegungen gängigen, auf dem Prinzip der Respektabilität beruhenden, Lebensmodelle wie das Frauen(arbeits)paar ebenso vorgestellt wie jene Strukturen und Orte ins Blickfeld gerückt, die dieses Leben unter Frauen und die damit verbundenen Praktiken ermöglichten. Schließlich wird die in den Sexualwissenschaften entwickelte Distinktion zwischen Homo- und Heterosexualität als neuer normativer Deutungszusammenhang für die genannten Frauenbeziehungen analysiert, der mit den bisherigen Subjektivierungspraktiken der Aktivistinnen in Konkurrenz geriet.

6 Claudia Bruns: *Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934)*, Köln u.a. 2008, S. 235 f.

7 Vgl. Eder, *Kultur* (wie Anm. 4), S. 149.

8 Siehe dazu Johanna Gehmacher, Elisa Heinrich, Corinna Oesch: *Käthe Schirmacher. Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik*, Wien u.a. 2018; Kirsten C. Leng: *Sexual Politics and Feminist Science. Women Sexologists in Germany, 1900–1933*, Ithaca 2018; Bettina Kretzschmar: „Gleiche Moral und gleiches Recht für Mann und Frau“. *Der deutsche Zweig der Internationalen abolitionistischen Bewegung (1899–1933)*, Sulzbach am Taunus 2014; Christiane Leidinger: *Keine Tochter aus gutem Hause. Johanna Elberskirchen (1864–1943)*, Konstanz 2008; Kirsten Reinert: *Frauen und Sexualreform 1897–1933*, Herbolzheim 2000.

9 Siehe dazu Gehmacher, Heinrich, Oesch, Schirmacher (wie Anm. 8), S. 194–260; Hanna Hacker: *Frauen* und Freund_innen. Lesarten „weiblicher Homosexualität“*. Österreich, 1870–1938, Wien 2015; Marti Lybeck: *Desiring Emancipation. New Women and Homosexuality in Germany, 1890–1933*, New York 2014; Anne-Françoise Gilbert: *Kampf um die Welt – Sorge um sich selbst. Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne*, Königstein am Taunus 2001; Margit Göttert: *Macht und Eros. Frauenbeziehungen und weibliche Kultur um 1900 – eine neue Perspektive auf Helene Lange und Gertrud Bäumer*, Königstein am Taunus 2000; Ilse Kokula: *Weibliche Homosexualität um 1900 in zeitgenössischen Dokumenten*, München 1981.

„Damen ohne Herren“¹⁰

Aufbauend auf Studien, welche die Bedeutung emotionaler Verbindungen für das Funktionieren von Frauenbewegungen betonen,¹¹ perspektiviert der vorliegende Aufsatz Frauenbewegungsgeschichte als Geschichte der dort realisierten sozialen Beziehungen. So waren Frauenbewegungen nicht nur Orte politischer Auseinandersetzung, sie schufen auch zahlreiche Möglichkeiten, den Alltag mit und unter Frauen zu verbringen.

Für eine große Zahl von Aktivistinnen in Frauenbewegungen ging ihre politische Involvement damit einher, sich gegen eine Ehe zu entscheiden und stattdessen in alternativen Beziehungsentwürfen zu leben. „Nur eine unverheiratete Frau wird sich ganz einer Sache hingeben“,¹² schrieb etwa die österreichisch-deutsche Aktivistin Berta Pappenheim und drückte damit aus, dass sich die mit einer Ehe verbundenen Pflichten und eine berufliche und/oder politische Tätigkeit in den meisten Fällen gegenseitig ausschlossen.

Vorstellungen über nicht verheiratete, bürgerliche Frauen waren über weite Teile des 19. Jahrhunderts vom Topos der „alten Jungfer“ geprägt.¹³ Mit zahlreichen negativen Stereotypen – sie seien hässlich, prüde, unweiblich – wurden alleinstehende Frauen, häufig in Form von Witzen und Karikaturen, markiert.¹⁴ Bereits 1866 hatte Louise Otto-Peters in ihrem Werk „Das Recht der Frauen auf Erwerb“ eingefordert, als Frau ledig bleiben zu können.¹⁵ Nicht nur ihre Äußerungen zeigen deutlich, dass für Frauen die Forderung, unverheiratet bleiben zu können, fundamental mit der Möglichkeit verbunden war, eigenständig erwerbstätig zu sein. Frauenbewegungen setzten sich intensiv mit diesen neuen Lebensrealitäten unverheirateter Frauen auseinander¹⁶ und schufen zugleich ein soziales Milieu, in dem dieses Leben erprobt werden konnte. Ob die Aktivistinnen sich in der Lesehalle

10 Mit „Damen ohne Herren“ war ein Artikel in der deutschen Frauenbewegungspresse von 1909 überschrieben, in dem skandalisiert werden sollte, dass Frauen ohne Männerbegleitung in Restaurants häufig nicht bedient wurden. Siehe Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine 11 (1909), H. 3.

11 Siehe dazu Cook, *Female Support* (wie Anm. 2); Mineke Bosch, Annemarie Kloosterman: *Politics and Friendship. Letters from the International Woman Suffrage Alliance, 1902–1942*, Columbus 1990, xii; Ute Gerhard, Christina Klausmann u.a.: *Frauenfreundschaften – ihre Bedeutung für Politik und Kultur der alten Frauenbewegung*, in: *Feministische Studien* 11 (1993), H. 1, S. 21-37; Margit Göttert: „... als würde die geheime Kraft der Erde einem mitgeteilt!“. *Frauen, ihre Freundschaften und Beziehungen in der Alten Frauenbewegung*, in: *L'HOMME. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 4 (1993), H. 1, S. 40-56; Edith Saurer: *Frauenbewegung und soziale Netzwerke. Kommentar zur Karriere eines Begriffs*, in: Anja Weckwert, Ulla Wischermann (Hrsg.): *Das Jahrhundert des Feminismus. Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien*, Königstein am Taunus 2006, S. 77-94; Ulla Wischermann: *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen*, Königstein am Taunus 2003.

12 Zit. n. Rahel Straus: *Wir lebten in Deutschland – Erinnerungen einer deutschen Jüdin, 1880–1933*, Stuttgart 1962, S. 259.

13 Vgl. Catherine L. Dollard: *The Surplus Woman. Unmarried in Imperial Germany, 1871–1918*, New York u.a. 2009, S. 23-42.

14 Vgl. Bärbel Kuhn: *Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850–1914)*, Köln u.a. ²2002, S. 28 f.

15 Vgl. Louise Otto: *Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart*, Hamburg 1866.

16 Ausführlich etwa in: *Alte Mädchen*, in: *Neue Bahnen* 31 (1896), H. 8; *Alleinstehende Frauen*, in:

oder zur Teestunde im Frauenklub trafen, sie gemeinsam in den Sommermonaten in einer Pension unterkamen oder eine Freundin die andere für mehrere Wochen besuchen fuhr, ob sie sich auf Versammlungen und großen Kongressen zu Hunderten trafen oder in einer Damenwohnung das tägliche Leben miteinander teilten – Frauenbewegungen organisierten eine ausdifferenzierte Infrastruktur mit Wohnmöglichkeiten, Reiseveranstaltungen und Beratungsstellen, in der Frauen miteinander leben, arbeiten und ihre Freizeit verbringen konnten.

Die Wohnungsfrage war eine der zentralen Probleme alleinstehender erwerbstätiger Frauen. Neben der Möglichkeit bei Verwandten zu wohnen, war das möblierte Zimmer eine kaum befriedigende Option für viele Frauen, da dafür nicht nur hohe Mieten, die am männlichen Erwerbseinkommen orientiert waren, veranschlagt wurden, sondern auch aufgrund der gesellschaftlichen Vorbehalte, die es alleinwohnenden Frauen gegenüber gab.¹⁷ Frauenbewegungen sahen es als zentrales Anliegen, diese Wohnmöglichkeiten für alleinstehende Frauen zu verbessern und waren in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg deshalb auch wesentlich an der Schaffung von Wohnraum für Frauen beteiligt. Die Frauenbewegungspresse fungierte dabei als Plattform für Suchanzeigen und zur Bewerbung von Frauenwohnheimen und -pensionen, die sich in zahlreichen europäischen Städten ab den 1870er Jahren entweder auf Basis von Genossenschaften oder privaten Initiativen verbreiteten und sich an Lehrerinnen und Erzieherinnen, an Arbeiterinnen oder an Studentinnen richteten.¹⁸ Oft gab es für die Bewohnerinnen die Möglichkeit, sich selbst zu versorgen, oder sich im Haus verpflegen zu lassen. Alleinwohnende Frauen konnten in eigens geschaffenen Speiseanstalten Mahlzeiten konsumieren.¹⁹

Ebenso wichtig wie das Thema Wohnen war für Frauenbewegungen die Frage des Reisens. Für zahlreiche Aktivistinnen war es selbstverständlich, sich auf Reisen auf ein ausdifferenziertes Netz an Einzelpersonen, Organisationen und Wohnmöglichkeiten stützen zu können.²⁰ Neben Vortragsreisen waren es nationale und internationale Kongresse, die Aktivistinnen veranlassten, auf Reisen zu gehen und über Vereins- und nationale Grenzen hinweg Vernetzung und Austausch zu betreiben. Die häufig über Wochen oder sogar Monate und über Ländergrenzen hinweg betriebenen Reisen wurden durch das Netzwerk von

Frauen-Rundschau 7 (1906), 17, S. 483-485; Frauenbund zum Wohl alleinstehender Mädchen und Frauen, in: Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine 11 (1910), H. 24.

17 Vgl. Ulla Terlinden, Susanna von Oertzen: Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933, Berlin 2006, S. 188. Siehe auch Kuhn, Familienstand (wie Anm. 14), S. 293-322.

18 Siehe dazu: Einweihungsfeier des Leipziger Lehrerinnenheims, in: Neue Bahnen 29 (1894), H. 20; Das Israelitische Lehrerinnenheim, in: Die Frau 7 (1900), H. 8. Heime für Arbeiterinnen, die von bürgerlichen, wohlhabenden Frauen initiiert wurden, wurden allerdings von Sozialistinnen als paternalistisch kritisiert. Siehe etwa: Die Gleichheit 8 (1898), H. 26, S. 208. „Auch in Amerika geht die neueste Entwicklung des Studentinnenlebens dahin, besondere Heime, in denen die Studentinnen zusammen wohnen, als wünschens- und erstrebenswert anzusehen.“ Mitteilungen: Vereinigte Staaten, in: Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine 3 (1901), H. 11; Zur Schaffung eines Einküchenhauses in Wien, in: Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine 11 (1909), H. 6; Die Frau 17 (1909), H. 2, S. 102.

19 Über ähnliche Einrichtungen in anderen Ländern wurde z.B. aus Paris berichtet in: Neue Bahnen 29 (1894), H. 21.

20 Siehe etwa: Auf Reisen, in: Neue Bahnen 28 (1893), H. 18.

Frauenbewegungen nicht nur befördert, sie ließen sich auch in praktischer Hinsicht leichter bewerkstelligen. Die zwischen Danzig, Paris und der mecklenburgischen Provinz pendelnde Aktivistin Käthe Schirmacher (1865–1930) ging z.B. jährlich in den Wintermonaten auf ausgedehnte Vortragsreise durch verschiedene Länder Europas und nächtigte dabei häufig bei Bekannten und befreundeten Familien.²¹ Helene Stöcker (1869–1943) erwähnt in ihrer unvollendeten Autobiografie die Empfehlungen für Pensionen, die sie von Schirmacher für ihre Russland-Reise bekommen hatte.²² Für Vortragsreisen wurden häufig private Übernachtungsmöglichkeiten durch den einladenden Verein organisiert; darüber hinaus war es gängige Praxis, auch über mehrere Wochen im Haus einer anderen Aktivistin zu Gast zu sein.²³ Aktivistinnen luden einander gegenseitig ein, etwa über die Sommermonate oder nach einem kräftezehrenden Kongress. Dabei kam es auch vor, dass Frauen bei einander zu Gast waren, die sich ursprünglich nicht kannten, deren Aufenthalte aber wiederum von anderen Aktivistinnen arrangiert worden waren. Damit erweiterte sich das Netzwerk, von dem weitere Frauen profitieren konnten.²⁴ Rachel Foster Avery (1858–1919) blieb etwa auf ihrer Propagandatour durch Europa ein paar Tage bei Aletta Jacobs (1854–1929) in den Niederlanden: Sie selbst kannte Jacobs nicht, war aber von anderen Aktivistinnen an sie vermittelt worden.

Zugleich kam es durch diese Praxis zu Überschneidungen von beruflichen, politischen und persönlichen Bereichen, wie auch Mineke Bosch festhält: „Their overseas vacations, supposedly meant to provide an opportunity to recover from chronic fatigue, would turn into propaganda tours. Conferences were attended as vacations.“²⁵ Zusätzlich konnten Aktivistinnen im Rahmen ihrer Aufenthalte für ihre jeweiligen Anliegen und Agenden werben und diese weiter verbreiten. Dabei lässt sich feststellen, dass diese Praxis auch über starke ideologische Gräben hinweg gelebt bzw. fortgeführt wurde. So war Käthe Schirmacher 1911 – als sie sich längst dem deutschnationalen Lager zugewandt hatte und offen antisemitische Positionen vertrat²⁶ – bei der Frauen- und Friedensaktivistin Yella Hertzka oder der Schulgründerin Salka Goldmann in Wien zu Gast, die beide gänzlich andere politische Positionen vertraten.²⁷ Indem sich Aktivistinnen nicht nur transnational verbanden, sondern auch die Sphären des professionellen Agierens, politischen und privaten Austauschs miteinander verknüpft wurden, erzeugten diese Praktiken Zugehörigkeit – nicht nur zu einer transnationalen Frauenbewegung, sondern auch zu einer homosozialen Lebenswelt, die über ideologische, nationale und Vereinsgrenzen hinweg funktionierte.²⁸ Im Rahmen dieser Lebenswelt florierte nun auch das Modell des Frauen(arbeits)paars.

21 Vgl. Johanna Gehmacher: Reisende in Sachen Frauenbewegung. Käthe Schirmacher zwischen Internationalismus und nationaler Identifikation, in: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 60 (Nov. 2011), S. 58-65.

22 Vgl. Reinhold Lütgemeier-Davin, Kerstin Wolff (Hrsg.): Helene Stöcker: Lebenserinnerungen. Die unvollendete Autobiographie einer frauenbewegten Pazifistin, Wien u.a. 2015, S. 105 f.

23 Anna Pappritz an Käthe Schirmacher, 10.5.1904, Nachlass Käthe Schirmacher (NI Sch) 845/018: „Wollen Sie uns nicht die Freude machen, zuerst bei uns zu wohnen, bis Sie am 10. zu Dr. Blum übersiedeln u. Scheven zu uns kommt?“

24 Vgl. Bosch, Kloosterman, Politics (wie Anm. 11), S. 27.

25 Ebenda, S. 25.

26 Vgl. Gehmacher, Heinrich, Oesch, Schirmacher (wie Anm. 8), S. 386-408.

27 Vgl. Käthe Schirmacher an Klara Schleker, 18.11.1907, NI Sch 112/014.

28 Mit Lebenswelt ist entlang der Definition von Schütz und Luckmann der „Wirklichkeitsbereich“

Frauen(arbeits)paare

Viele Frauenbewegungsaktivistinnen teilten sich – zumindest zeitweise – einen gemeinsamen Haushalt, verreisten zusammen, arbeiteten miteinander und realisierten gemeinsame Projekte. Die Aktivistinnen Käthe Schirmacher und Klara Schleker (1852–1932), die sich 1903 im Kontext der radikalen Frauenbewegung in Deutschland kennenlernten, sollte eine solch lange Liebes- und Arbeitsbeziehung verbinden. So übernahm Schleker bald Sekretariatstätigkeiten für Schirmacher,²⁹ später wurde sie von dieser in beruflichen Belangen beraten.³⁰ Damit verfolgte Käthe Schirmacher nicht nur ihre eigenen professionellen Agenden strategisch, sondern übernahm auch für Schleker zumindest teilweise die Planung von Erwerb und Karriere. In politischen Organisationszusammenhängen traten Schirmacher und Schleker spätestens ab 1908 als starkes, kämpferisches Duo auf, das durch die Arbeit in unterschiedlichen Organisationen und Gremien bestens vernetzt und informiert war.³¹ So profitierten beide vom Wissen, der Erfahrung und den Netzwerken der anderen. In anderen Fällen konnten sich Frauenpaare gerade über das Motiv der Generationenfolge in der Frauenbewegungsöffentlichkeit als ein starkes „Wir“ positionieren, so etwa Helene Lange (1848–1930) und Gertrud Bäumer (1873–1954), die als „definitionsmächtige Publizistinnen“³² in einem hohen Maße das Bild von der deutschen Frauenbewegung prägten.³³

Klara Schleker wird in den zahlreichen erhaltenen Briefen – neben der selteneren Adressierung als Frauenbewegungsaktivistin, politischer Akteurin oder Schriftstellerin – vor allem als Hausfrau, Handwerkerin, Sekretärin und auch als Liebhaberin sichtbar. Wie bereits Schirmachers frühere Lebensgefährtinnen übernahm Schleker verstärkt reproduktive Tätigkeiten in Haus und Garten. Eine zentrale Rolle in Schirmachers Arbeitsabläufen nahm Schleker auch als Sekretärin, Assistentin und Archivarin ein. So war – ungeachtet der vielen politischen Tätigkeiten Schlekers – diese Beziehung von einer klaren Rollenaufteilung geprägt. Eine ähnliche Aufgabenverteilung lässt sich auch in anderen Beziehungen in Frauenbewegungen finden.³⁴ Ein Part der Beziehung erfüllte dabei zugleich die Funktion einer Sekretärin, Haushälterin, Gesellschafterin und engen Freundin bzw. Partnerin. Die

gemeint, „an der der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt“. Alfred Schütz, Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003, S. 29. In dieser Lebenswelt sind die Handlungsräume der/des Einzelnen durch die Handlungen anderer begrenzt und strukturiert; zugleich kann die Person in diese Lebenswelt handelnd eingreifen und sie selbst strukturieren. Vgl. Franz X. Eder: Homosexualitäten. Diskurse und Lebenswelten 1870–1970, Weitra 2011, S. 21.

29 Vgl. Käthe Schirmacher an Klara Schleker, o.D. [März/April 1903], 4.4.1904, NI Sch 44/003, 44/005.

30 Vgl. Käthe Schirmacher an Klara Schleker, 3.2.1907, NI Sch 116/017.

31 Siehe z.B. Käthe Schirmacher an Klara Schleker, 1.2.1908, NI Sch 110/023, wo Schirmacher Schleker auffordert: „[I]ch will dich in den Vorstand [des VFF, E.H.], Friese ist dort unerfreulich.“

32 Angelika Schaser: Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft, Köln u.a. 2000, S. 93.

33 Vgl. Götttert, Macht (wie Anm. 9), S. 143.

34 Vgl. Karin Lützen: Was das Herz begehrt. Liebe und Freundschaft zwischen Frauen, Hamburg 1990, S. 110-114; Wischermann, Frauenbewegungen (wie Anm. 11), 134 f.

hierarchisch organisierte Struktur der Ehe bildete also nicht selten die Folie, vor der auch die eigene intime Beziehung organisiert wurde. So adaptierte dieses Frauenbeziehungsmodell die zentralen ökonomischen Parameter einer Ehe, also die Verteilung von produktiver und reproduktiver Arbeit (entweder unter den beiden Frauen oder zwischen den Frauen und deren Angestellten), die gemeinsame Verwaltung der Finanzen sowie die gegenseitige Fürsorge, z.B. im Krankheitsfall.

Ein Blick auf die Historiografie von Frauenbeziehungen offenbart eine Reihe von Problematiken im Versuch, diese Form der Beziehungen zu deuten bzw. zu kategorisieren. Enge Frauenbeziehungen wurden in frühen Forschungen, allen voran von Caroll Smith-Rosenberg, als „romantische Freundschaften“³⁵ gedeutet. Diese Form begann sich im Lauf des 18. Jahrhunderts in homosozialen Räumen, insbesondere zwischen Lehrerinnen, zu entwickeln.³⁶ Lilian Faderman prägte in der Folge diese Setzung als „romantische Freundschaften“,³⁷ die allerdings – etwa von Liz Stanley,³⁸ Esther Newton³⁹ oder Hanna Hacker⁴⁰ – auch kontrovers diskutiert und als idealisierend und/oder einseitig kritisiert wurde. Faderman habe „a lost age of innocence“⁴¹ konstruiert, ein „lesbian Golden Age“⁴² und sie ignoriere die mögliche genitale Sexualität zwischen den Frauen.⁴³ Die Kritikerinnen lenkten damit den Blick auf einen bedeutsamen Punkt: Wenn wir auch wenige Belege für aus heutiger Sicht sexuelle Interaktionen zwischen den Frauen haben, sollten wir ihre Möglichkeit keinesfalls ausschließen. So kritisierte insbesondere Stanley, dass Faderman davon ausgehe, dass unter dem Begriff „sexual“ seit dem späten 18. Jahrhundert immer das gleiche verstanden wurde. Damit würde sie den Begriff zu eng setzen und eine Reihe erotischer Praktiken als nicht-sexuell definieren.⁴⁴

Blanche Wiesen Cook hat in einem frühen Aufsatz dafür plädiert, die Bezeichnung „lesbisch“ als breiten Begriff für Frauenbeziehungen zu verwenden und darin auf Frauen auszudehnen, „[...] who love women, who choose women to nurture and support and to

35 Caroll Smith-Rosenberg: *The Female World of Love and Ritual. Relations between Women in Nineteenth-Century America*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 1 (1975), H. 1, S. 1-29. Siehe auch z.B. Martha Vicinus: *Intimate Friends. Women Who Loved Women, 1778-1928*, Chicago 2004.

36 Für Italien im 19. Jahrhundert hat dies z.B. Michaela De Giorgio untersucht. Vgl. Michaela De Giorgio: *Hortus clausus. Zur Geschichte der sozialen Kontrolle von Mädchen- und Frauenfreundschaften in Italien*, in: Sabine Eickenrodt, Cettina Rapisarda (Hrsg.): *Freundschaft im Gespräch*, Stuttgart 1998, S. 89-104.

37 Lilian Faderman: *Surpassing the Love of Men. Romantic Friendship and Love between Women from the Renaissance to the Present*, New York 1981.

38 Vgl. Liz Stanley: *Romantic Friendship? Some Issues in Researching Lesbian History and Biography*, in: *Women's History Review* 1 (1992), H. 2, S. 193-216.

39 Vgl. Esther Newton: *The Mythic Mannish Lesbian. Radclyffe Hall and the New Woman*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 9 (1984), H. 4, S. 557-575.

40 Vgl. Hacker, *Frauen** (wie Anm. 9), S. 158-160.

41 Stanley, *Friendship* (wie Anm. 38), S. 196.

42 Newton, *Lesbian* (wie Anm. 39), S. 560.

43 Sheila Jeffreys: *Does It Matter if They Did It?*, in: *Trouble and Strife* 3 (1984), S. 25-29, hier S. 28. Siehe auch Ursula Nötzoldt-Linden: *Freundschaftsmuster*, in: Sabine Eickenrodt, Cettina Rapisarda (Hrsg.): *Freundschaft im Gespräch*, Stuttgart 1998, S. 105-124.

44 Vgl. Stanley, *Friendship* (wie Anm. 38), S. 196.

create a living environment in which to work creatively and independently“.⁴⁵ Auf diese weite Definition lesbischer Beziehungen hat sich auch Adrienne Rich in ihrem bedeutenden Aufsatz bezogen und das Konzept eines „lesbischen Kontinuums“⁴⁶ entwickelt. In der Folge wurde auch einer Reihe von Paaren in Frauenbewegungen die Kategorie „lesbisch“ zugeschrieben. Selbst wenn dabei eine solch weite Definition des Begriffs zur Anwendung kommt, bleibt diese Zuschreibung insofern problematisch als sich die in dieser Weise beschriebenen Akteurinnen gerade nicht mit diesem Begriff identifizierten. So sind heute keinerlei Quellen überliefert, in denen sich Frauen in Frauenbewegungen im Rahmen von sexualwissenschaftlichen Begriffen – als konträrsexuell, homosexuell oder lesbisch⁴⁷ – bezeichnet und repräsentiert hätten. Die Beziehungen wurden also gerade nicht innerhalb der Kategorien gelebt oder bezeichnet, die eine seit den 1870er Jahren aufstrebende Sexualwissenschaft zur Verfügung stellte. Einige wenige Ausnahmen wie die Aktivistinnen Johanna Elberskirchen (1864–1943) oder Anna Rüling (1880–1953), die zwischen Frauen- und Homosexuellenbewegung agierten und sich diese Konzepte teilweise aneigneten, können diesen Befund nicht grundsätzlich in Frage stellen.

Die hier genannten Deutungen bergen also Problematiken: Während die Rede von „romantischen Freundschaften“ mögliche sexuelle Aspekte von Beziehungen auszublenden droht, bringt jene von „lesbischen Beziehungen“ identitäre Zuschreibungen mit sich, welche die Frauen für sich selbst nicht gewählt haben. Wie Leila Rupp in Zusammenhang mit internationalen Frauenorganisationen konstatiert, lässt sich über viele Beziehungen zwischen Protagonistinnen von Frauenbewegungen wenig mehr sagen, als dass sie ihr Leben hauptsächlich mit Frauen teilten.⁴⁸ Gerade die relative Offenheit einer solchen Beschreibung eröffnet den Blick darauf, dass die vielfältigen Frauenbeziehungen in Frauenbewegungen in eine homosoziale Lebenswelt aus Klubs, Kongressen, Wohn- und Freizeitmöglichkeiten eingebettet waren.

Intim und respektabel

Diese Überlegungen mitnehmend, soll im Folgenden mit dem Begriff der Intimität auf ein Konzept gesetzt werden, das eine große Bedeutungsoffenheit und historische Wandelbarkeit

45 Blanche Wiesen Cook: „Women Alone Stir My Imagination“. *Lesbianism and the Cultural Tradition*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 4 (1979), H. 4, S. 718-739, hier S. 738.

46 Adrienne Rich: *Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 5 (1980), H. 4: *Women: Sex and Sexuality*, S. 631-660.

47 Der Begriff „lesbisch“ bzw. „lesbische Liebe“ war (ähnlich wie „Sapphismus“ und „Tribadie“) ein um die Jahrhundertwende gängiger Begriff, der aus der Sexualwissenschaft kommend zunehmend auch in anderen gesellschaftlichen Diskursen populär wurde. Siehe etwa: *Lesbische Liebe*, in: J. Kahlenburger (Hrsg.): *Konversations-Lexikon zur Kulturgeschichte der Liebe und Ehe*, Bd. 1, Berlin u.a. 1892. Siehe auch George Jr. Chauncey: *From Inversion to Homosexuality. Medicine and the Changing Conceptualization of Female Deviance*, in: *Salmagundi* 58-59 (1982–1983), S. 114-146; Lisa Duggan: *The Trials of Alice Mitchell. Sensationalism, Sexology, and the Lesbian Subject in Turn-of-the-Century America*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 18 (1993), S. 791-814.

48 Vgl. Leila Rupp: *Sexuality and Politics in the Early Twentieth Century. The Case of the International Women's Movement*, in: *Feminist Studies* 23 (1997), S. 577-605, hier S. 580.

mitbringt. Es soll helfen, Beziehungen zwischen Frauen zu beschreiben, die um die Jahrhundertwende in paarähnlichen Beziehungen lebten, sich aber weder sexualwissenschaftliche Termini zur Eigenbezeichnung dieser Beziehungen aneigneten, noch – aus heutiger Sicht – eindeutig sexuelle Beziehungen hatten. Dabei ist der Begriff auch deshalb gut geeignet, da er sowohl Teil des Sprachgebrauchs der Protagonistinnen war als auch heute gebräuchlich ist. Damit wird ein offenes, historisch durchlässiges Konzept gewählt, das den historischen Akteurinnen weder eine romantisch-platonische Deutung noch eine Sexualisierung ihrer Beziehungen zumutet.

Generell werden mit Intimität je nach Disziplin und theoretischer Herangehensweise unterschiedliche Ebenen von sozialen Beziehungen in den Blick genommen. „[W]as als [...] intim verstanden wird, [ist] kontextbezogen und von der konkreten Interaktion bestimmt“⁴⁹ wie die Herausgeberinnen eines Schwerpunkthefts der „Feministischen Studien“ zum Thema Intimitäten betonen. So kann damit eine emotionale Ebene angesprochen sein: Familiäre Beziehungen können ebenso darunterfallen wie Paarbeziehungen, aber auch Freundschaften. Neben der emotionalen Ebene kann der Begriff der Intimität auf die körperliche Interaktion zwischen Menschen fokussieren, Begehren bezeichnen oder Lust und Sexualität einschließen.

Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Deutungskontexten allerdings, dass der Begriff stets mit Nähe assoziiert wird, Intimität eine Form des *attachments* (Lauren Berlant) darstellt.⁵⁰ Viviana Zelizer bestimmt ihren sehr weit gefassten Intimitätsbegriff zentral über das Teilen von Wissen, das Vertrautheit und Gemeinsamkeit erzeuge: „We can think of relations as intimate to the extent that interactions within them depend on particularized knowledge received, and attention provided by, at least one person – knowledge and attention that are not widely available to third parties.“⁵¹

Das mögliche geteilte Wissen reicht Zelizer zufolge von gemeinsam gehüteten Geheimnissen, der Kenntnis über die körperliche Verfasstheit der/des anderen, interpersonelle Rituale bis hin zu geteilten Erinnerungen.⁵² Über diese breite Definition lassen sich nicht nur unterschiedlichste Verhältnisse fassen (Zelizer zählt etwa auch das Verhältnis von Anwalt/Anwältin – Klient/in oder das zwischen Friseur/in und Kunde/Kundin dazu);⁵³ Beziehungen werden damit – statt schablonenhaft als freundschaftlich, sexuell oder familiär bezeichnet zu werden – in ihren Abstufungen und ihrer Varietät analysierbar. Mit Nancy Yousef lassen sich in ähnlicher Weise alle emotionalen und kognitiven Möglichkeiten gemeinsamer, geteilter Erfahrungen als Formen von Intimität beschreiben.⁵⁴ Zugleich verweist die Autorin auf eine Spannung, die dem Begriff inhärent ist, da er einerseits „the sphere of the inmost, of the private“ bezeichnet, während er zugleich auf die Sphäre der Interaktion, der Verbindung und der Assoziation verweist: „Naming close forms of friendship, familia-

49 Anna-Katharina Meßmer, Marianne Schmidbaur u.a.: Einleitung. Intimitäten – Wie politisch ist das Vertraute?, in: *Feministische Studien* 32 (2014), H. 1, S. 3-8, hier S. 6.

50 Vgl. Lauren Berlant: *Intimacy. A Special Issue*, in: *Critical Inquiry* 24 (1998), H. 2, S. 281-288, hier S. 285.

51 Viviana Zelizer: *Caring Everywhere*, in: Eileen Boris, Rhacel Salazar Parreñas (Hrsg.): *Intimate Labors. Cultures, Technologies, and the Politics of Care*, Stanford 2010, S. 267-279, hier S. 268.

52 Vgl. ebenda, S. 268.

53 Ebenda.

54 Vgl. Nancy Yousef: *Romantic Intimacy*, Stanford 2013, S. 2.

rity, and erotic entanglement, and also naming an intrinsic psychic inwardness, ‚intimacy‘ crystallizes a tension between sharing and enclosing as opposed imaginations of relational possibilities.“⁵⁵

So lenkt sie den Blick auf eine Konzeptualisierung von Intimität, die nicht notwendigerweise auf Reziprozität ausgerichtet sein muss.⁵⁶ In den hier genannten theoretischen Referenzen ist Intimität also weit mehr als eine deskriptive Kategorie. Intimität wird zum analytischen Begriff und bietet damit Anknüpfungspunkte für eine Analyse von Beziehungen, die gerade nicht entlang der Parameter familiär/nicht familiär, körperlich/nicht körperlich oder sexuell/nicht sexuell voneinander unterschieden werden müssen. Der Begriff der Intimität erlaubt, ohne a priori eine genaue Definition der Beziehung vornehmen zu müssen, auszudrücken, dass sich die beteiligten Personen nahe waren. Er erlaubt, ohne eine Fokussierung auf den Anteil an Körperlichkeit oder Sex in einer Beziehung, das Intimsein miteinander zu beschreiben.

So ist für die meisten Beziehungen in Frauenbewegungen zwar die gegenseitige Bezugnahme aufeinander als Lebenskameradinnen, Freundinnen und Gefährtinnen sowie eine hohe emotionale Verbundenheit und Vertrautheit, sehr selten aber der Anteil von Sexualität nachweisbar. In den Einträgen des Notizbuches „Skizzen aus meinem Leben“ der deutschen Aktivistin Minna Cauer (1841–1922), die darin das Ende ihrer Lebensgemeinschaft mit Anita Augspurg bearbeitet, werden etwa Sehnsucht, Begehren und Eifersucht sichtbar.⁵⁷ Zugleich gibt es keine Referenzen auf eindeutig sexuelle Handlungen. Im Juli 1903, als Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann bereits seit mehreren Jahren ein Paar waren, schrieb Cauer:

„Und Anita? Ich habe ja überwunden, aber eine tiefschmerzende Wunde bleibt es ewig. Sie weiß es nicht. Daß ich ihr es nie zeige, wie sie mich getroffen, das ist mein Freundesdank für so viele liebe Stunden vor – einst. Sie ist jetzt nur für Heymann, letzterer gönne ich diese Freundschaft, auch Heymann weiß nicht, ahnt nicht, wie mir zu Mut ist, wenn ich sie da sehe, wo ich einst alles war.“⁵⁸

55 Ebenda, S. 1.

56 Ebenda, S. 118 f.

57 Vgl. Minna Cauer: Skizzen aus meinem Leben. Angefangen in Baden-Baden, Sommer 1900, unveröffentlichtes Notizbuch, 4.12.1900, Nachlass Emil Cauer, FrauenMediaTurm, P01-Cauer-06. Für eine literatur- bzw. sprachwissenschaftliche Perspektive auf die Versprachlichung von Begehren in Korrespondenzen dieser Zeit siehe z.B. Wolfgang Müller: Seid reinlich bei Tage und säuisch bei Nacht (Goethe) oder: Betrachtungen über die schönste Sache der Welt im Spiegel der deutschen Sprache – einst und jetzt, in: Rudolf Hoberg (Hrsg.): Sprache – Erotik – Sexualität, Berlin 2001, S. 11-61 sowie Eva Lia Wyss: Brautbriefe, Liebeskorrespondenzen und Online-Flirts. Schriftliche Liebeskommunikation vom 19. Jahrhundert bis in die Internet-Ära, in: Martin Luginbühl, Daniel Perrin (Hrsg.): Muster und Variation. Medienlinguistische Perspektiven auf Textproduktion und Text, Bern u.a. 2011, S. 81-123. Siehe außerdem Brigitte Semanek: Von „schönen Stunden“. Die Sprache des Sexuellen in Briefen von den 1870er zu den 1970er Jahren, in: Ingrid Bauer, Christa Hämmerle (Hrsg.): Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2017, S. 291-324.

58 Minna Cauer: Skizzen aus meinem Leben, Juli 1903. Zur Beziehung Augspurg – Heymann siehe Susanne Kinnebrock: Anita Augspurg (1857–1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie, Herbolzheim 2005, S. 225-229.

Eine bemerkenswerte Ausnahme in den Selbstzeugnissen von (Arbeits-)Paaren in Frauenbewegungen bilden die Korrespondenzen zwischen Käthe Schirmacher und Klara Schleker, da darin nicht nur emotionale Verbundenheit, sondern auch sexuelles Handeln repräsentiert ist.⁵⁹ 1907 schrieb Schirmacher: „Ich bringe dir etwas noch anderes Schönes zum Geburtstag, hoffentlich bleiben die lieben Brüstlein, wie sie sind, so weich, warm u schwer. [...] Mein Liebchen, ich sehne mich nach dir, ich rufe dich, ich begehre dich, ich habe dich lieb, ich träume von dir und fühle dich und begehre dich nur noch mehr.“⁶⁰

In Schirmachers Nachlass finden sich darüber hinaus zahlreiche Briefe an die bekannte Frauenrechtlerin, die den Wunsch nach Intimität thematisieren. Die Lehrerin Frida Pfudel schrieb zwischen 1905 und 1920 eine Reihe bewundernder Briefe an Schirmacher, die von körperlichen Metaphern durchzogen waren.⁶¹ Pfudel zeigt sich darin sehnsüchtig und unterwürfig: „Mein erster Gedanke am Tage sind Sie, mein einzig geliebtes Fräulein Dr., u. mein letzter Wunsch am Abend ist der, daß es Ihnen recht gut gehen möchte.“⁶² In diesem wie in zahlreichen anderen Fällen ist ein – teilweise auch körperliches – Begehren präsent, das allerdings nicht als ein sexuelles versprachlicht wird. Das emotionale Repertoire, das in den genannten Egodokumenten aufgerufen wird, ist nicht auf eine bestimmte Beziehungsform zu reduzieren. Durch eine Analyse der in Frauenbewegungen gelebten Beziehungen und Lebensentwürfe als intim gelingt es nun, alle Aspekte und Facetten davon sichtbar zu machen. Darüber hinaus wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Beziehungen in Frauenbewegungen gerade nicht entlang der Frage unterschieden wurden, ob darin Sexualität praktiziert wurde. So hielt die Autorin Käthe von Roerdanz in einem Artikel von 1908 hinsichtlich Frauenbeziehungen fest, es gäbe „unzählige zarte Nuancen der Relationen, die sich nicht alle nach einem Muster zurecht schneiden lassen“.⁶³ Sie plädierte für eine begriffliche Offenheit – „[w]ir haben uns zu sehr daran gewöhnt, mit landläufigen Worten erstarrte Begriffe zu verbinden“ – und dafür, das Wesen der Liebe nicht von der „Begleiterscheinung“ der „Sinnlichkeit“ abhängig zu machen.⁶⁴

Organisiert waren die Beziehungen vielmehr entlang der Kategorie der Respektabilität. Ein Frauenpaar, das in einer eheähnlichen Solidargemeinschaft lebte und dabei bestimmte gesellschaftliche Konventionen nicht in Frage stellte, galt im Kontext der Bewegungsöffentlichkeit und teilweise darüber hinaus als selbstverständlich, legitim und sogar als respektabel. Zahllose Frauen verbrachten einen großen Teil ihres Lebens im Rahmen solcher Beziehungsmodelle. In Käthe Schirmachers Nachlass finden sich nicht nur zahlreiche Indizien dafür, dass Klara Schleker und sie einander als Gefährtinnen und Partnerinnen verstanden, die beiden Frauen wurden auch von außen als zusammengehörig adressiert: Etwa wenn in Abschiedsformeln von Briefen an Schirmacher selbstverständlich Grüße an Schleker ent-

59 Siehe etwa Käthe Schirmacher an Klara Schleker, 10.3.1907, NI Sch 115/002; Käthe Schirmacher an Klara Schleker, 26.12.1907, NI Sch 111/007.

60 Käthe Schirmacher an Klara Schleker, 2.6.1907, NI Sch 114/021.

61 Z.B. Frida Pfudel an Käthe Schirmacher, 10.12.1908, NI Sch 480/004. Siehe in diesem Zusammenhang auch das am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien von Corinna Oesch durchgeführte Forschungsprojekt „Women’s letters to Women’s Movement Activists, c. 1870–1930“.

62 Frida Pfudel an Käthe Schirmacher, 27.10.1908, NI Sch 480/003.

63 Käthe von Roerdanz: Frauen-Freundschaften, in: Frauen-Rundschau 9 (1908), H. 3.

64 Ebenda.

halten waren oder den beiden Frauen auf Reisen ein gemeinsames Schlafzimmer angeboten wurde.⁶⁵

Nicht heiraten zu müssen, sich intellektuellen Dingen und besonders Frauenbewegungsagenden widmen zu können, wurde – etwa im Rahmen des Konzepts sogenannter „geistiger Mütterlichkeit“⁶⁶ – als Befreiung erlebt und schließlich als ebenbürtig mit männlicher Erwerbsarbeit und reproduktiver Arbeit von Müttern konzeptualisiert. Dabei war es von untergeordnetem Interesse, ob diese Frauen auch das Bett teilten oder sich wie Schwestern zueinander positionierten. In ihrer Analyse von Debatten um unterschiedliche Lebensmodelle im internationalen Bewegungskontext hielt Leila Rupp fest: „Certainly the conflicts over sexuality within the movement tended to pit ‚respectable‘ against unconventional behavior rather than same-sex against heterosexual relationships.“⁶⁷ Die Frage, wie respektabel ein Verhalten oder Verhältnis war, war demnach wesentlich bedeutsamer als die im Laufe der Jahre bis zum Ersten Weltkrieg erst wichtig werdende Distinktion zwischen Homo- und Heterosexualität bzw. die damit verbundenen Zuschreibungen.

Die Sexualwissenschaft entwickelte mit dem Konzept der „Homosexualität“ ab den 1870er Jahren eine neue Kategorie, die bestimmte Praktiken zu einer sexuellen Subjektposition verdichtete. Auch wenn sich Aktivistinnen in Frauenbewegungen um die Jahrhundertwende teils intensiv mit Sexualität – etwa im Kontext von Prostitution oder Abtreibung – beschäftigten, wandten sie diese kategoriale Unterscheidung nicht auf ihre Beziehungen an. Anders als die sich um 1900 entwickelnde lesbische Subkultur, die selbstbewusst mit den Theorien der Sexualwissenschaft umging und diese in entstehende Selbstentwürfe einbezog, gingen die in Frauenbeziehungen lebenden Aktivistinnen zu sexualwissenschaftlichen Konzepten auf Distanz oder lehnten diese sogar offen ab.⁶⁸

Von homosexuellen Frauenrechtlerinnen

Die Sexualwissenschaft entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts innerhalb des Fachgebiets der Psychiatrie und positionierte einen autonomen Sexualtrieb im Zentrum ihres Forschungsgebietes.⁶⁹ Mit Michel Foucault ist die Formierung der Disziplin der Sexualwissenschaft als Teil der Diskursivierung des Sexes in der bürgerlichen

65 Vgl. Lida Gustava Heymann an Käthe Schirmacher, 22.8.1906, NI Sch 992/012; Margarete Huch an Käthe Schirmacher, 31.5.1912, NI Sch 569/001; Marie Hornschuck an Käthe Schirmacher, 3.9.1911, NI Sch 465/015; Marie Hornschuck an Käthe Schirmacher, 7.4.1912, NI Sch 465/019.

66 Darin wurde Mütterlichkeit als Tugend von der biologischen Mutterschaft abgetrennt und Frauen – durch ihre generelle Gebärfähigkeit – ein ausgeprägtes Talent für fürsorgliche, pädagogische und kulturelle Tätigkeiten zugeschrieben. Angelika Schaser: *Frauenbewegung in Deutschland 1848–1933*, Darmstadt 2006, S. 28 f.; Theresa Wobbe: *Gleichheit und Differenz*, Frankfurt am Main 1989, S. 121. Das Konzept geht auf Henriette Schrader-Breyman und Henriette Goldschmidt zurück.

67 Rupp, *Sexuality* (wie Anm. 48), S. 595.

68 Vgl. Göttert, *Macht* (wie Anm. 9), S. 222 f.; Hacker, *Frauen** (wie Anm. 9), S. 153.

69 Mit Heinrich Kaans 1844 publizierter „*Psychopathia Sexualis*“ wurde zum ersten Mal der Begriff eines autonomen Sexualtriebs erwähnt. Vgl. Andrea Dorothea Bührmann: *Die gesellschaftlichen Konsequenzen der Wissensproduktion. Zum Verhältnis von (Sexual-)Wissenschaften und gesellschaftlichen Normalisierungsmechanismen*, in: Ursula Ferdinand, Andreas Pretzel u.a. (Hrsg.):

Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zu sehen. Daran schloss sich, wie Claudia Bruns festhält, „ein Bündel von Machtbeziehungen an [...]: medizinische und psychiatrische Interventionen, pädagogische Kontrollen, klinische Prüfungen, theoretische Verarbeitungen und Strafjustizverfahren“.⁷⁰

Unter Einbeziehung der Degenerationslehre begann die Sexualwissenschaft früh, sich mit Varianten von Sexualität zu befassen, die als Abweichungen von einer monogamen, heterosexuellen, auf Fortpflanzung ausgerichteten Norm konstruiert wurden.⁷¹ Die häufig transnational agierenden Sexualwissenschaftler übernahmen damit die Deutungshoheit in der Beurteilung von menschlichem Verhalten entlang der Unterscheidung zwischen Normalem und Pathologischem.⁷² Diese höchst produktive neue Disziplin schuf sich, wie Franz X. Eder festhält, „in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein Aufgabengebiet, dessen Lösung von zentraler Bedeutung für das Weiterbestehen der bürgerlichen Gesellschaft schien“.⁷³ So hatte die Sexualwissenschaft einen hohen Anteil an der Herausbildung und Verstärkung der naturalisierten Wesensbestimmung von Frauen und den ihnen damit zugestandenen Lebens- und Arbeitsbereichen. Das von der Sexualwissenschaft produzierte Wissen ging nun sukzessive in den Alltag des gebildeten Teils der Bevölkerung ein.⁷⁴

Frauen wurden nur zögerlich in die Systematisierung von Homosexualität einbezogen. Im Rahmen dieses Systematisierungsprozesses wurden insbesondere männliche kodierte Verhaltensweisen – Rauchen, Trinken, Sport, aber auch ein Streben nach Bildung und Beruf – und eine männlich konnotierte Geschlechterperformance als Indizien für weibliche Homosexualität erachtet. Die Figur der Homosexuellen wurde aber nicht nur mit maskulinen Performances und Handlungsweisen, sondern auch mit Orten homosozialer Kollektivität verknüpft. Insbesondere das Umfeld von Frauenbewegungen wurde als Ort ausgemacht, an dem sich Homosexualität unter Frauen entwickeln und ungehemmt ausbreiten könne. Mit der Homosexuellen und der Frauenrechtlerin verbanden sich zudem zwei Figuren, die symbolisch für Transgression von Rollenbildern und geschlechtlich kodierten Räumen standen. Pejorative Bilder wie das „Mannweib“ fungierten damit als Projektionsfläche für Abwertung und Pathologisierung. Ein aussagekräftiges Beispiel bilden in diesem Zusammenhang die Thesen des Arztes Wilhelm Hammer, dessen später verbotenes Werk „Die Tribadie Berlins“ (1906) ein Kapitel über den „urnischen Flügel der Frauenbewegung“⁷⁵ enthält. Hammer, der wenige Jahre zuvor die Untersuchung „von typischem Uranismus eines jungen Mädchens“⁷⁶ in einem medizinischen Fachblatt veröffentlicht hatte, wählte für sei-

Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart, Münster 2005, S. 213-228, hier S. 217.

70 Bruns, Politik (wie Anm. 6), S. 236, hier S. 236, Fußnote 258.

71 Vgl. Eder, Homosexualitäten (wie Anm. 28), S. 31.

72 Bruns, Politik (wie Anm. 6), S. 114. Zur Bedeutung des transkulturellen und transnationalen Austauschs zwischen Sexualwissenschaftlern siehe etwa Durba Mitra: Review Essay. Sexual Science as Global History, in: Gender & History 31 (2019), H. 2, S. 500-510 oder Heike Bauer (Hrsg.): Sexology and Translation, Philadelphia 2015.

73 Eder, Kultur (wie Anm. 4), S. 146 f.

74 Ebenda, S. 160.

75 Wilhelm Hammer: Die Tribadie Berlins. Zehn Fälle weibweiblicher Geschlechtsliebe aktenmäßig dargestellt nebst zehn Abhandlungen über die gleichgeschlechtliche Frauenliebe, Leipzig u.a. 1906.

76 Ders.: Über einen Fall von typischem Uranismus eines jungen Mädchens, in: Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene (1904), H. 1, S. 229-237.

ne breit angelegte Studie das populäre Format der „Großstadt-Dokumente“, in dem auch schon Magnus Hirschfelds „Berlins Drittes Geschlecht“ erschienen war. Er berief sich in seinen Erkenntnissen vor allem auf seine Tätigkeit als Arzt in einem Berliner Krankenhaus, das hauptsächlich Prostituierte betreute. Hammer inszenierte hier besonders Frauenrechtlerinnen als „infektiöse Herde“, die zur Abnahme von Eheschließungen und Fruchtbarkeit führen würden, und nutzte die Texte von Frauenrechtlerinnen als Studienmaterial zur „diagnostischen Lektüre“.⁷⁷ Auch in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext häuften sich vor dem Ersten Weltkrieg Diffamierungen von Frauenbewegungen, in dem sie in die Nähe von sexueller Devianz gerückt wurden. Der 1912 im Deutschen Reich gegründete Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation etwa wandte Rhetoriken an, die „Homosexualität“ und „Frauenbewegung“ als verknüpfte Phänomene erscheinen ließen.⁷⁸ Zuschreibungen wie „Mannweiber“, „Urniden“ oder „sterile Jungfern“ weckten in der zeitgenössischen Leserschaft eine Reihe negativer Assoziationen und verdeutlichen, dass beide Bilder – jene der Frauenrechtlerin und jene der homosexuellen respektive vermännlichten Frau – gerade in ihrer Verschränkung als Orte der Projektion von Untergangsfantasien fungierten. Nicht zuletzt fällt in diese Phase der Versuch, im Rahmen einer Strafrechtsreform im Deutschen Reich sexuelle Handlungen zwischen Frauen unter Strafe zu stellen. Die in einem Vorentwurf von 1909 vorgesehene Erweiterung des § 175, der bis dahin lediglich sexuelle Handlungen zwischen Männern kriminalisierte, bediente sich in ihrer Begründung ähnlicher Argumente. Auch wenn sich dieser Gesetzesvorstoß nicht durchsetzen konnte und der Paragraph auf Männer beschränkt blieb, lässt er sich jenen gesellschaftlichen Tendenzen zuordnen, die Emanzipationsbestrebungen von Frauen als pathologisch deuteten.⁷⁹

Wessen Handlungsräume?

Angesichts dieser negativen Verknüpfungen scheint es gleichwohl plausibel, dass in intimen Beziehungen lebende Frauenbewegungsaktivistinnen zu Homosexualitätskonzepten auf Distanz gingen. Im Folgenden soll eine Quelle in den Blick genommen werden, die in einzigartiger Weise das schwierige Verhältnis zwischen Frauenbewegungen und selbst progressiven Teilen der Sexualwissenschaft greifbar macht. Es handelt sich dabei um einen Briefwechsel zwischen der Frauenbewegungsaktivistin und Abolitionistin Anna Pappritz (1861–1939) und dem Leiter des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK), Magnus Hirschfeld (1868–1935). Pappritz war eine der zentralen Figuren des Abolitionismus in Deutschland, also jener Bewegung, die sich gegen die Reglementierung der Prostitution und für gleiche moralische Anforderungen an Frauen und Männer einsetzte. Der Arzt und Aktivist Magnus Hirschfeld war die zentrale Figur des 1897 in Berlin gegründeten WhK.⁸⁰

77 Philippe Weber: *Der Trieb zum Erzählen. Sexualpathologie und Homosexualität. 1852–1914*, Bielefeld 2008, S. 281 und 294.

78 Vgl. Ute Planert: *Mannweiber, Urniden und sterile Jungfern. Die Frauenbewegung und ihre Gegner im Kaiserreich*, in: *Feministische Studien* 18 (2000), S. 22-35, hier S. 27-29.

79 Für eine vertiefende Darstellung der Strafrechtsreform, der Reaktionen auf die angestrebte Erweiterung des §175 sowie die Auseinandersetzungen von Seiten der deutschen Frauenbewegungspresse siehe Heinrich, *Intim und respektabel* (wie Anm. 1), S. 217-278.

80 Zu Hirschfelds sexualpolitischem Engagement siehe Elena Mancini: *Magnus Hirschfeld and the*

Während andere Akteure eine rein unparteiische Wissenschaft anstrebten und diese von politisch agierenden Gruppen abzugrenzen wünschten, sah Magnus Hirschfeld die Sexualwissenschaft klar im Dienst einer Sexualreformbewegung.⁸¹ Hirschfeld hatte mit seinem ersten Werk „Sappho und Sokrates“⁸² einen entscheidenden Anstoß zur Gründung des Komitees und für den Beginn der Homosexuellenbewegung in Berlin gegeben und entwarf mit seiner Zwischenstufentheorie zugleich eine der prägenden Sexualitätskonzepte der neuen Disziplin.

Abolitionistische Aktivistinnen hatten generell keine Berührungängste zu Sexualwissenschaftlern: So wurden gemeinsam mit Experten aus diesem Bereich Vorträge und Diskussionsveranstaltungen abgehalten oder Gastbeiträge für die Zeitschrift „Der Abolitionist“ eingeworben. Dass sich diese Bereitschaft zur Kooperation allerdings nicht auf das WhK erstreckte, zeigt der folgende Briefwechsel. Im Februar 1908 schrieb Hirschfeld an Pappritz, zweifellos eine der bekanntesten Abolitionistinnen des Deutschen Reichs dieser Zeit, um sie zu fragen, ob sie für die „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ einen Beitrag verfassen wolle. Hirschfeld betonte in seinem Brief, dass er die Frage des Abolitionismus für sehr wichtig halte und deshalb ein Porträt der Ende 1906 verstorbenen Josephine Butler, also der Gründungsfigur des Abolitionismus in England, bringen wolle. Darüber hinaus sei er – über den Artikel hinaus – an einem Austausch mit der Aktivistin interessiert: „Gern würde ich einmal Gelegenheit nehmen, mich einmal mit Ihnen ein Stündchen persönlich zu unterhalten.“⁸³ Auch verglich er die Situation der Abolitionistinnen mit jener der Homosexuellen-Aktivistinnen und -Aktivistinnen: „Wie Sie wissen, hat dieselbe [die Frage des Abolitionismus, E. H.] in Aerzten- und Juristenkreisen z.T. sehr scharfe Gegner, so dass wir das wichtige Problem mit aller Vorsicht behandeln wollen, zumal ich ja selbst wegen der bisher unverstandnen Anschauungen, für die ich einstehe, grosse Schwierigkeiten habe.“⁸⁴

Die Antwort, die Pappritz einige Wochen später an Hirschfeld richtete, fiel bestimmt anders aus als er es erwartet hatte. So lehnte sie es „aus prinzipiellen Gründen“⁸⁵ ab, etwas in der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ zu veröffentlichen – sie stünde „in den Fragen, die Sie besonders interessieren, auf einem anderen Standpunkte [...]“. Hirschfeld befände sich in Bezug auf das Sexualempfinden von Frauen „in einem verhängnisvollen Irrtum“. Die folgenden Erläuterungen sind eine wertvolle Quelle, um zu verstehen, wie die Theorien Hirschfelds durch die Brille einer Frauenbewegungsaktivistin und Abolitionistin –

Quest for Sexual Freedom. A History of the First International Sexual Freedom Movement, New York 2010.

81 Vgl. Magnus Hirschfeld: Sexualwissenschaft als Grundlage der Sexualreform, in: Die Neue Generation 8 (1912), H. 3. Siehe auch Judith Große: Der Kampf gegen Prostitution. Zwischen Sittlichkeitsreform, Feminismus und Medizin, 1864–1914, in: Dies., Francesco Spöring u.a. (Hrsg.): Biopolitik und Sittlichkeitsreform. Kampagnen gegen Alkohol, Drogen und Prostitution 1880–1950, Frankfurt am Main 2014, S. 177–215, hier S. 201.

82 Magnus [Pseudonym: Th. Ramien] Hirschfeld: Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?, Leipzig 1896.

83 Magnus Hirschfeld an Anna Pappritz, 4.2.1908, HLA, B Rep. 235-13 (Nachlass Anna Pappritz), MF-Nr. 3448-4353.

84 Ebenda.

85 Anna Pappritz an Magnus Hirschfeld, 29.2.1908, HLA, B Rep. 235-13 (Nachlass Anna Pappritz), MF-Nr. 3448-4353.

die im Übrigen in einer Beziehung mit einer Frau, der Aktivistin Margarethe Friedenthal (1871–1957), lebte – gesehen wurden.⁸⁶

Pappritz postulierte, Hirschfeld habe generell ein falsches Frauenbild – er folge fälschlicherweise der Annahme, dass Frauen, die sich vor allem um ihr Äußeres kümmern, die „verweichlicht“ und „überzart“ seien, den Typus der normalen Frau darstellen würden. Auch liege Hirschfeld falsch, wenn er Eigenschaften und Handlungsweisen von Frauen wie „geistige Interessen [zu] pflegen oder eine gesunde Lust an körperlichen Bewegungen“ als Hinweise für Homosexualität einschätze. Pappritz betonte stattdessen, dass genau dies völlig normale und erstrebenswerte Handlungsweisen von Frauen seien. Hirschfeld affirmiere die Norm und ginge davon aus, es sei normal für Frauen, sich nur für Äußerlichkeiten zu interessieren. Zugleich sollten die von ihm als außergewöhnlich und als männlich klassifizierten Eigenschaften aus Sicht von Frauenbewegungen ja gerade als normal für alle Frauen gelten, statt diese einer pathologischen Kategorie zuzuordnen. Hier verbirgt sich schließlich noch ein weiteres Argument: Implizit wies Pappritz damit darauf hin, dass die Sexualwissenschaft ein Klassifikationssystem etabliert hatte, das Frauen wie Pappritz selbst, die eben gerade geistigen und körperlichen Aktivitäten nachgingen, in den Verdacht einer pathologischen Kategorie rückte. Eben das wollte die Aktivistin – das zeigt sich in diesem Brief sehr deutlich – unbedingt verhindern. Obwohl es in dem Artikel um Josephine Butler hätte gehen sollen und obwohl Pappritz sicher die Schwerpunkte ihres Aufsatzes selbst hätte wählen können, entschied sie sich deutlich dagegen, überhaupt mit der homosexuellen Bewegung bzw. dem Kreis um Hirschfeld assoziiert werden zu können.

Kirsten C. Leng hat ebenfalls auf diesen Briefwechsel verwiesen, zieht meines Erachtens aber falsche Schlüsse daraus, wenn sie meint, Pappritz habe in ihrem Brief an Hirschfeld versucht, die Rolle von Sexualität im Leben von Frauen herunterzuspielen.⁸⁷ Leng liest die Passage vor allem als Aussage hinsichtlich Sexualität – aus meiner Sicht ist sie gerade als Auseinandersetzung mit Geschlecht von Bedeutung. Die beiden Briefe und insbesondere jener von Pappritz an Hirschfeld verdeutlichen in exemplarischer Weise, warum sich eine radikale Frauenbewegungsaktivistin wie Pappritz derart eindeutig von gängigen Homosexualitätskonzepten abgrenzen wollte. So lehnte sie die in sexualwissenschaftlichen Theorien vorgestellten Geschlechterkonstruktionen und die damit in Verbindung stehenden begrenzten Handlungsräume für Frauen ab.

Schlussfolgerungen

Im Mittelpunkt dieses Artikels stand eine soziale Praxis, in der über Jahrzehnte hinweg das Leben von Aktivistinnen in Frauenbewegungen organisiert war. Ein Leben unter Frauen – sei es im Verein, im Klub, auf Reisen, im Frauenheim oder in der geteilten Wohnung mit der Partnerin – gehörte für zahlreiche Akteurinnen ebenso zu ihrem Alltag wie politische Auseinandersetzungen, Kampagnen und öffentliche Diskussionen. Für eine wachsende Gruppe an unverheirateten, erwerbstätigen Frauen spielten ökonomische Aspekte eine wichtige Rolle

⁸⁶ Zu der Beziehung siehe Kerstin Wolff: Anna Pappritz (1861–1939). Die Rittergutstochter und die Prostitution, Sulzbach am Taunus 2017, S. 243–250.

⁸⁷ Vgl. Leng, *Sexual Politics* (wie Anm. 8), S. 109.

bei der Wahl eines solchen Lebensentwurfs. Zugleich stellte das Umfeld von Frauenbewegungen einen sozialen Raum her, in dem sowohl für politische Teilhabe und gegen männliche Privilegien gekämpft als auch ein frauenbezogenes Leben ausprobiert werden konnte.

Es stellt einen wichtigen Befund der hier präsentierten Synthese meiner Dissertation⁸⁸ dar, dass Beziehungen in Frauenbewegungen gerade nicht danach differenziert wurden, ob darin körperlich-sexuelle Handlungen vollzogen wurden oder nicht. Vielmehr basierten die Beziehungen auf einem Prinzip der Respektabilität. So galt die Lebensgemeinschaft zweier, meist erwerbstätiger und/oder in der Bewegung aktiver Frauen als legitime Alternative zur heterosexuellen Ehe. Als begriffliches Instrumentarium wurde deshalb ein Konzept von Intimität vorgeschlagen, das es ermöglicht, die vielfältigen Beziehungen und Verhältnisse innerhalb von Frauenbewegungen zu fassen, ohne auf jeweils einschränkende Zuschreibungen wie „freundschaftlich“, „romantisch“ oder „homosexuell“ zurückgreifen zu müssen. Mit der Analyse von Beziehungen innerhalb von Frauenbewegungen als „intim“ lassen sich nicht nur die in der Bewegung so gängigen Überschreitungen zwischen privaten, professionellen und politischen Lebensbereichen und Auseinandersetzungsfeldern darstellen. Zum Gegenstand werden auch die jeder Beziehung inhärenten machtförmigen Dimensionen, die sich etwa ergaben, wenn eine Lebensgefährtin zugleich als Sekretärin, Haushälterin oder Gesellschafterin fungierte.

Um 1900 wandelten sich die Bedingungen des Sprechens über Sexualität und das dafür zur Verfügung stehende Begriffsrepertoire. Auch Akteurinnen in Frauenbewegungen begannen in dieser Phase, sexualitätsspezifische Themen zu diskutieren. Dabei blieb das Verhältnis vieler Aktivistinnen zur Sexualwissenschaft ambivalent. Dass in einer Reihe sexualwissenschaftlicher Schriften ein Zusammenhang zwischen „Frauenbewegung“ und „Homosexualität“ hergestellt wurde, führte zu Skepsis und Widerstand gegenüber der neuen Disziplin.

Zum einen fühlten sich die Akteurinnen schlicht nicht angesprochen. Die Frauenbewegungskultur, in die das Leben des Frauen(arbeits)paars als soziale Praxis eingebettet war, hatte mit den „Urninden“ und „Tribadinnen“, die als sexualwissenschaftliche Typen entworfen wurden, nichts gemein. Ein identitätslogisches Konzept, das eine bestimmte sexuelle Praxis ins Zentrum stellte, deckte sich kaum mit den Lebensentwürfen in Frauenbewegungen. Dies zeigt sich auch anhand unterschiedlicher Textsorten, in denen ein Begehren zwischen Frauen präsent, aber nicht als homosexuelles versprachlicht ist. Zum anderen waren es auch die etwa der Zwischenstufentheorie zugrunde liegenden Geschlechterkonstruktionen, die es Aktivistinnen in Frauenbeziehungen schwer machten, sich mit diesen Konzepten anzufreunden. Wie der Briefwechsel zwischen Anna Pappritz und Magnus Hirschfeld eindrücklich verdeutlicht, war es für die Aktivistin Pappritz nicht hinnehmbar, dass bestimmte Handlungsweisen von Frauen ein Indiz für Homosexualität sein sollten. Körperliche oder geistige Betätigung sollten nicht als Zeichen für eine gleichgeschlechtliche Orientierung, sondern als Teil des normalen Handlungsrepertoires aller Frauen angesehen werden. Aus der Sicht von Pappritz war es also geradezu gefährlich, dass Hirschfeld diese Tätigkeiten und Eigenschaften einer pathologischen Kategorie zuordnete. Hier ergab sich die paradoxe Situation, dass die Erweiterung von Handlungsräumen, die eine ebenfalls politisch motivierte Sexualwissenschaft für das sogenannte „dritte Geschlecht“ anstrebte, von Aktivistinnen

88 Heinrich, Intim und respektabel (wie Anm. 1).

wie Anna Pappritz als Beschneidung ihrer Handlungsmöglichkeiten und Lebensentwürfe gelesen und deshalb abgelehnt wurde.

Im Rahmen dieses Beitrags wurde eine spezifische Konstellation in den Blick genommen, in der ein Modell der Intimität und Respektabilität auf ein sexualwissenschaftliches Deutungssystem traf. Die nach und nach an Bedeutung gewinnende Polarisierung zwischen Homo- und Heterosexualität stellte die intimen Beziehungen innerhalb von Frauenbewegungen in neue normative Deutungszusammenhänge und stieß vielfältige Auseinandersetzungen innerhalb der Bewegung, aber auch mit Akteur:innen anderer Bewegungen an. Gerade die für Frauenbewegungen so zentrale Durchkreuzung von Sphären des professionellen Agierens, des politischen Aktivismus und der privaten Verhältnisse eröffnen den Blick darauf, dass Geschichten von Sexualität in vielfältige Subjektivierungs- und Beziehungspraktiken eingebunden sind. In diesem Sinne möchte dieser Aufsatz einen Beitrag dazu leisten, Sexualitätsgeschichte als Geschichte sozialer Beziehungen an der Schnittstelle von Ökonomie, politischem Handeln und Intimität neu zu perspektivieren.

Summary

In the article focuses on the formation of intimate relationships during Central European feminist movements around 1900. The multifarious relationships within the feminist movements were characterised by frequent overlaps in professional, political and private practices and communication. A large number of activists was not only organised in clubs and associations, but also lived a way of life influenced by women – in female couple's relationships, homosocial communities such as women's houses or lady apartments or they were friends who did not live together but nevertheless shared their lives. As a result the feminist movement did not only represent a space for political discussion, it also created a social space with lots of opportunities to spend everyday life with and amongst women. An important factor for this life amongst women was the aspect of respectability, which at the same time was not a fixed state, but an issue for ongoing negotiation. Whether or not a relationship or conduct was considered to be "respectable" was far more important than the question whether someone established a homo- or heterosexual relationship. Sexology introduced and popularised the distinction between homo- and heterosexuality only during the second half of the 19th century. This distinction gradually gained importance and – according to a key proposition – it placed a new normative interpretation on the wilful subjectification practices and intimate forms of relationships within the feminist movements, thus triggering multifaceted debates on life concepts. In the proposed article the social practices of the actresses between self-placement in homosocial networks on the one hand and the increasing debate on sexuality on the other are investigated and a new perspective on the history of sexuality as a narrative of social relationships is provided.

Female Body and Sexuality Reflected in Ego-documents of Acculturating Jewish Women in the Partitioned Territory of Poland at the Beginning of the 20th Century¹

by Zuzanna Kołodziejska-Smagąła

Introductory remarks

Klara Mirska, a Polish-Jewish journalist, socialist and wife of a prominent communist activist, recalling her years in Zofia Kalecka's private school for Jewish girls,² described an impression and the impact that a piece of literature could make on sexually uneducated girls at the beginning of the 20th century:

“I was fifteen at the time. Our fantastic teacher Lucjan Komarnicki [...] once brought a book from which he read aloud the beautiful *Tale of the Falcon*. We asked Komarnicki to tell us who was the author and what the title of the book was, so that we could borrow it from the library. But he seriously answered: ‘It’s not a book for you, young ladies, so the name of the author should not be of interest to you.’ [...] When he moved away from his desk, I (sitting in the first row) glimpsed the first page of the book. It was *The Decameron*. *The Tale of the Falcon* is, probably, the only tale in this book that does not contain any drastic scenes. All others depict the erotic adventures of priests. After a few days my classmates finally got a copy of *The Decameron* and were whispering about it. I read only a few tales. They did not arouse any unhealthy feelings or thoughts in me.”³

The use of the word “unhealthy” clearly shows that the author of the memoir disapproved her classmates’ excitement. The passage refers to the common topic of girls’ overexcitement about any hint of eroticism, which was discussed in newspapers of the time, noted in diaries and recalled later in memoirs. It also points out the sources for sexual education used by girls, which is one of the key issues that this article focuses on: that is, a reflection of the discourses on the female body and sexuality at the beginning of the 20th century in Polish-Jewish ego-documents.

The research question is whether fierce debates in the daily press on such vital social questions as female sexuality, sexual education, prostitution,⁴ the female body and the

1 This article was supported by NCN (National Science Center, Poland) under grant no 2019/33/B/HS3/00993. All translations of primary sources are done by the author.

2 Mirska attended the school between 1910 and 1918. Zofia Kalecka's school operated until 1939. See further: <https://sztetl.org.pl/en/towns/w/18-warsaw/102-education-and-culture/138845-kalecki-senior-and-junior-high-schools-warsaw> (access: 15.11.2021).

3 Klara Mirska: *Kronika mojego życia* [The Chronicle of My Life], (typed manuscript; TM), archives of the National Library in Poland (BN), rps. akc. 9024, p. 78.

4 I use the term “prostitution” because it was widely used in the period covered in my research. I find the modern, neutral term “sex work” anachronistic because the intellectuals who discussed

spread of venereal diseases, that at first were discussed only among a few professionals,⁵ had any reflection in the private sphere of young, acculturating Jewish women and girls. How did they perceive their own bodies? Were the abovementioned issues important to them, that is, worth describing in their diaries, memoirs, or correspondence? The article tries to examine whether the Jewish background of the authors had any impact on their perception or presentation of their bodies and sexualities. It leads to another question – what the relation between personal experience and institutions, like schools or collective norms presented in the press and guides to sexual education, was. The reason for limiting the scope of sources only to private documents of Polish-Jewish women is that Polish-Jewish female literature between 1880 and 1918 was characterized by a number of texts⁶ referring to female sexuality and the body⁷; hence the question arises whether it was merely a literary theme or whether the same tendency can be seen in other Polish-Jewish sources. Due to the fact that Judaism has a number of rites related to the female body, such as head covering for married women or immersing in ritual baths after menstruation, just to mention the two most well-known, it seems interesting to see if the experience of being, particularly, a Jewish woman had any impact on the attitude towards one's body and was in any way expressed in the private documents of Polish-Jewish women. As some of the Polish-Jewish female writers, such as Aniela Korngutówna, had close relations with some prominent members of the Polish *intelligentsia* (she was a friend of the renowned playwright, novelist and feuilletonist, Gabriela Zapolska), it seemed natural to examine surviving correspondence between acculturating Jewish writers and members of the Polish *intelligentsia*. Yet, so far, the analyzed correspondence has not revealed any references to the female body or sexuality.⁸ Therefore, the ego-documents I focus on here are limited to memoirs and diaries.

- the issue did not perceive the phenomenon as an ordinary job, nor did they consider it neutral. Quite the opposite: that kind of work was considered immoral.
- 5 Various researchers emphasize the unprecedented scale on which the discussion of sexuality took place between 1880 and 1914, see for example Keely Stauter-Halsted: *The Devil's Chain: Prostitution and Social Control in Partitioned Poland*, New York 2015, p. 2; Jolanta Sikorska-Kulesza: 'Skąd się wziął twój braciszek?' Początki dyskusji o wychowaniu seksualnym dzieci i młodzieży na ziemiach polskich [Where Did Your Little Brother Come from? The Origin of the Discussion on Sexual Education for Youth and Children in the Polish Lands], in: Anna Żarnowska, Andrzej Szwarz (eds.): *Kobieta i małżeństwo. Społeczno-kulturowe aspekty seksualności. Wiek XIX i XX* [A Woman and a Marriage. Social and Cultural Aspects of Sexuality. 19th and 20th Centuries], Warsaw 2004, p. 25.
 - 6 Among texts which serve as good examples are the following: Ewelina Lindowska: *Męty. Obrazek sceniczny w 1 akcie* [Scum. A One-Act Play], Warsaw 1909; Aniela Kallas: *Ofiara* [A Victim], in: *Rocznik Samborski* 21 (1897/1898), pp. 113-155; Aniela Kalla: *Żona czy kochanka. Komedie w 3 aktach* [A Wife or a Lover. A Three-Act Comedy], Krakow 1909.
 - 7 See Zuzanna Kołodziejska-Smagąła: 'Natura stworzyła kobietę na to, żeby była żoną i matką' – rola kobiety w oczach polsko-żydowskich pisarzy [The Nature Created a Woman to Be a Wife and a Mother – A Role of a Woman Through the Eyes of Polish-Jewish Writers], in: Zuzanna Kołodziejska-Smagąła, Maria Antosik-Piela (eds.): *Literatura polsko-żydowska 1861–1918. Studia i szkice* [Polish-Jewish Literature 1861–1918. Studies and Sketches], Krakow 2018, pp. 147-187.
 - 8 I examined letters between Zapolska and Korngutówna, Korngutówna and Orzeszkowa, Orzeszkowa and Blumberg. The research on correspondence has not yet been finished hence the outcome may change.

Since the term Polish-Jewish denotes an ambiguous phenomenon, it is crucial to determine the criteria that I considered while conducting the research. Because the Jewish women the article focuses on chose Polish as their language of expression, the first criterion is that the literature as well as ego-documents written by them must be in Polish. The other key criterion is a reference to their Jewish background. Because they underwent the process of acculturation, which can often be only vaguely differentiated from assimilation; and since personal identity is negotiated throughout one's life, the choice of sources is limited and complicated. Summing up, the social actors that the article focuses on are Jewish women who chose Polish as their language of public and literary expression; Polish culture as their point of reference and the Jewish religion and tradition as their, more or less, private spheres. Because ego-documents are a specific source for literary and historical research, their nature falling somewhere between the fictional and the documentary genres,⁹ I find it extremely important to analyze them within broad social, cultural, historical and political contexts, because, in my view, only in that way may we be able to expand our knowledge of the epoch we research. Hence, the article describes in detail the contemporary discourses on female sexuality, as well as offering some insight into the milieu of acculturating Jewish women. I will start with an analysis of the memoirs.

It seems that the first decade of the 20th century was a melting pot of different ideas in the Polish lands. With growing industrialization and modernization social changes were occurring rapidly, while revolutionary movements in Russia and the Kingdom of Poland attracted many young women and men. Higher mobility of women caused by the migration from villages and little towns to big cities brought up questions on their morality, while the fight for higher education for women started to change gender roles slowly. The elites and media had to react fast. At that time female sexuality, sexual education, the female body, the spread of venereal diseases, and prostitution became everyday problems discussed in the professional and daily press.¹⁰ Hence, the article widely uses press reports as a source of different discourses on the most vital issues. Although those processes were occurring in other parts of Europe and the US, they possessed their own specific features in the Polish lands. First of all, in a rather obvious way, the question of the female body and sexuality was related to a much bigger and more complicated issue – women's emancipation, which itself had a minimally different regional character in Central and Eastern Europe. Foremost, it was related to the national question.¹¹ Therefore, in the Polish lands, the emancipationists would perceive the issue of women's rights or education from a local, Polish perspective and would link the battle for women's emancipation with the fight for Poland's independence.

The ethnic reference is also visible not only in the names of women's movements (Association for Polish Women's Suffrage, Polish Union of Equal Rights for Women, the

9 See Jochen Hellbeck: *The Diary between Literature and History: A Historian's Critical Response*, in: *The Russian Review* 63 (2004), issue 4, pp. 621-629, here 621.

10 It is worth remembering that at the time press and literature were the only media available hence literature was often treated as a reliable source of knowledge on reality, like a documentary rather than a piece of fiction.

11 Scholars researching other parts of the region point out to the relation between women's emancipation movements and the question of a nation. See, for example, Ana Kolarić: *Gender, Nation, and Education in the Women's Magazine Žena (The Woman) (1911–1914)*, in: *Espacio, Tiempo, y Educación* 4 (2017), no. 1, pp. 1-23; <http://dx.doi.org/10.14516/ete.142>

Union of Equal Rights for Polish Women) or women's summits held in different towns of the former state of Poland, but also in the content of women's journals, like "Ster" (The Helm) or "Nowe Słowo" (The New Word), where references to other women's organizations in different parts of the world had the function of differentiating the Polish one from others, as well as displaying similarities. By "Polish" they generally meant Roman-Catholic, Polish-speaking women living in the lands of the former Poland. Interestingly, even though there were Jewish women's organizations at the time, emancipationists collaborating with "Ster" or "Nowe Słowo" never mentioned them, though they would refer to such (for a Polish reader) exotic ethnicities as Chinese. The fact that the women's emancipation movement was nation-related also had an impact in the acculturation process of Jewish women. They would rather choose to participate in the Polish women's emancipation movements than in Jewish ones, as they identified themselves with the Polish culture and for their milieu the question of Poland's independence was of crucial importance.¹² For acculturating Jews, the question of Poland's independence was in fact the question of their loyalty; hence they were engaged in the fight for a new Poland, they took part in the January Uprising, and with the increase of antisemitism in the last decades of the 19th century, they tried to prove their loyalty and patriotism even more strongly. Therefore, membership in an organization of Polish women could also be a sign of patriotic behavior on their part. The issue, though, is complex and should not be generalized, as the scale of one's acculturation was different then, as well as one's attachment to the Jewish culture. Jewish women's emancipation movements, on the other hand, like a Warsaw-based Bnos Tijon (Daughters of Zion), established in 1903, were often related to Zionist organizations and supported the idea of emigration, learning Hebrew and establishing a Jewish state – ideas absolutely incompatible with the aims pursued by the supporters of acculturation.¹³ Therefore, if acculturating Jewish women supported women's emancipatory movements, it was because they did not, in fact, have a choice but to become involved in the Polish movement, especially inasmuch as they did not have their own press body, nor did they form any organization.

Another obvious consequence of the national character of the Polish women's rights movement was the separation of Jewish and non-Jewish feminists, as was the case with other minorities,¹⁴ so the women's emancipation movement did not, in practice, fight for

12 See Zuzanna Kołodziejska: *Izraelita (1866–1915). Znaczenie kulturowe i literackie czasopisma [Israelite (1866–1915). Cultural and Literary Importance of the Weekly]*, Krakow 2014; Agnieszka Jagodzińska: *Pomiędzy. Akulturacja Żydów Warszawy w drugiej połowie XIX wieku [Between. Acculturation of Warsaw Jews in the Second Half of the 19th Century]*, Wrocław 2008; Alicja Maślak-Maciejewska: *Modlili się w Templu. Krakowscy Żydzi postępowi w XIX wieku. Studium społeczno-religijne [They Prayed in the Temple. Cracow Progressive Jews in the 19th Century. A Social and Religious Study]*, Krakow 2018.

13 On Jewish women's emancipation in the Polish lands see, for example, Joanna Lisek: *Kol isze – głos kobiet w poezji jidysz (od XVI w. do 1939r.) [Kol-Isha – Women's Voice in the Yiddish Poetry (from the 1500s to 1939)]*, Sejny 2018, pp.170-173. On Bnos Tsijon see also: Puah Rakovsky: *My Life as a Radical Jewish Woman: Memoirs of a Zionist Feminist in Poland*, Bloomington et.al. 2002, pp. 72 f.

14 The issue is a bit more complex as it occurred from time to time that Jewish or Ukrainian women's associations collaborated with Polish ones in such big events as the International Women's Day. Some of the members of the Polish women's rights organizations were assimilated Jews. Yet as Iwona Dadej and Angélique Leszczawski-Schwerk show in their article, some organizations

women's rights in general, but for the rights of Polish-speaking Roman-catholic women in particular. Therefore, a small milieu of acculturating Jewish women could have played a role of a bridge between two cultures and two emancipation movements. However, it seems that this never happened, maybe because the milieu was never organized but was rather a group of individuals who pursued their goals separately. Maybe the members of the Polish movement were not really interested in the problems of minorities, or maybe the reason was that Jewish women who spoke Polish were perceived as assimilated, as Poles. At the same time they would assume that the Jewish component of their identity belonged to the private sphere and was not, for example, important in the fight for women's education. Because it is impossible to generalize on such a complex and individual matter as one's identity, especially at a time when different social movements "fought" for their supporters, the article analyzes particular cases instead of making generalizations. Its aim is to present complexity and lack of homogeneity in the history of Polish culture.

The time frame of the article is established by the heated debate over sexuality that took place in the early 1900s, hence the discourses on sexuality between 1900 and 1914, when the debate faded away, are analyzed here; and 1918, which represents a symbolic moment when Poland regained its independence and the political and social situation changed. Yet, because memoirs are a specific source in regard to time, their analysis is not limited only to such a short period of time but extends into the early 1920s. The selection of research sources was based on the lifespan of an author, not on the date a memoir was written. Even though I am aware of the fact that a memoir is influenced by the epoch it is written in, I assume that it may serve as a reliable source inasmuch as it presents personal experience and its relation to social changes that occurred between 1900 and 1918. The article is not meant to describe facts, but the relation between a private experience and discourses; hence a lack of objectivity is an inevitable feature of the article.

Since between 1795 and 1918 Poland did not exist as a state and its territory was divided among three different countries, the term "Polish lands" denotes the area that belonged to the Polish-Lithuanian Commonwealth. However, the geographical background of the article is narrowed to the Kingdom of Poland and Galicia, because Warsaw, Cracow and Lviv were the centers of Jewish acculturation. The Jews coming from the former parts of Poland which belonged to the Russian Empire were called the Litvaks and were perceived by Polish Jews as different to them in terms of tradition and habits.¹⁵ The third partition that belonged to Prussia, on the other hand, differed much from the other two in its social structure.

that included Jewish and non-Jewish members eventually split, because some members did not like the growing number of Jews in their association. See Iwona Dadej, Angelique Leszczawski-Schwerk: Together and Apart. Polish Women's Rights Activists and the Beginnings of International Women's Day Around 1911, in: *Aspasia* 6 (2012), pp. 25-42. In 1912 Stefania Sempołowska and Teresa Lubińska, members of a Warsaw-based *Związek Równouprawnienia Kobiet Polskich* [Association for Polish Women's Suffrage], left the association in an act of protest over a campaign for boycotting Jewish businesses, that was supported by the association's press body – "Ster". See J. [Józefa, Z. K.] Bojanowska: *W przełomowej chwili* [The Turning Point], in: *Ster* (1912), no. 20-21, pp. 2 f.

15 See, for example, Heiko Haumann: *A History of East European Jews*, Budapest et.al. 2002, pp. 124 f.; François Guesnet: *From Community to Metropolis: The Jews of Warsaw 1850–1880*, in: Glenn Dynner, François Guesnet (eds.): *Warsaw. The Jewish Metropolis. Essays in Honour of the 75th Birthday of Professor Antony Polonsky*, Boston 2015, pp. 128-153.

Jews living there had equal rights with Christians under the condition of acculturation (they had to speak German and use German surnames), while Poles underwent a process of Germanization, and Polish institutions and the use of the Polish language were forbidden. Besides, I did not find any Polish-Jewish (that is written in Polish) female ego-documents from that region.

Unlike the case in the Kingdom of Poland, the Polish minority in Galicia enjoyed more political freedom with a local government, Polish as one of the official languages, and higher education available also for women since the late 1890s. The fact that women could study, and that the language of education was Polish had significant consequences for women's emancipation as well. Thanks to the efforts of some social activists, such as Kazimiera Bujwidowa,¹⁶ it was possible in Krakow to open a gymnasium for girls with a curriculum similar to that in schools for boys. A wide choice of different schools for girls influenced and enhanced the acculturation of Jewish women.¹⁷ Many girls from the Kingdom of Poland who could not afford to study abroad in Zurich, Brussels, or other Western cities, chose Krakow or Lviv.¹⁸ Education was a key element of the process of Jewish acculturation. Therefore, the article also focuses on the question of the education of Jewish women because all the authors of the ego-documents were educated in schools that taught in Polish (in the Kingdom of Poland not officially).

Acculturating Jewish women – main characteristics of the group

Beginning in the late 1700s, Jewish communities in Europe began to undergo various social changes. One that was well visible to non-Jews and which shaped the relations between the two groups, was a complex process of acculturation.¹⁹ In the Polish lands, depending on the partition, the situation of Jews was different; hence the “progressive” Jewish circles, as

16 Kazimiera Bujwidowa (1867–1932) was a women's rights activist involved in the fight for women's education. She was critical towards the Catholic Church, which she left in the 1890s, and engaged in anticlerical activities. After moving from Warsaw to Krakow, she collaborated with other women's emancipationists, Maria Turzyna and Maria Siedlecka, co-founding with the latter a women's reading room, a cultural institution that spread the idea of women's emancipation. She published various pamphlets on education and women's emancipation. In 1908 she was engaged in the election campaign of Maria Dulębianka. See Maja Haber: Kazimiera Bujwidowa, in: *Archiwum Historii Kobiet*, <http://www.herstorie.pl/kobiety/> (access: 30.11.2021).

17 See Rachel Manekin: *The Rebellion of the Daughters. Jewish Women Runaways in Habsburg Galicia*, Princeton et.al. 2020, pp. 11-54.

18 See Jan Hulewicz: *Sprawa wyższego wykształcenia kobiet w Polsce w wieku XIX [The Question of Women's Higher Education in the 19th Century Poland]*, Krakow 1939, p. 265.

19 I use the term acculturation because it indicates the process of changing one's cultural, religious, ethnic and national identity, and in my view for a considerable number of Jews, especially at the turn of the 19th and 20th centuries, the process was not finished and sometimes could never end because it was undergoing a constant change related to external circumstances. On the other hand, assimilation indicates a final stage of the process. For more information on Jewish assimilation see among others: Todd M. Endelman: *Assimilation and Assimilationism*, in: Mitchell B. Hart, Tony Michels (eds.): *The Cambridge History of Judaism, Volume 8, The Modern World, 1815–2000*, Cambridge 2017, pp. 291-311; Shmuel Feiner et.al.: *Haskalah and History: The Emergence of a Modern Jewish Historical Consciousness*, Liverpool 2002.

they liked to call themselves, wanted to be acculturated within German culture (the Prussian partition, Galicia until the 1860s, when the appearance of a Polish-speaking preacher began the process of acculturation into Polish culture²⁰) and Polish culture, respectively, as in the case of the Kingdom of Poland. Not surprisingly, it was in Warsaw that the first Polish-Jewish press bodies appeared in the 1820s and then in the 1860s. Polish-Jewish weeklies, which functioned as an institution for progressive Jews, also welcomed female authors. At first, they were primarily translators,²¹ but with the passage of time more Jewish women became active as authors of different genres of Polish-Jewish texts. It is worth noting that throughout the 19th century, literary texts were perceived as descriptions of reality, not as fiction. Due to the woman's position in a traditional Jewish family and the system of Jewish education, which was more focused on boys than girls, press and literature in European languages in the second half of the 19th century offered more favorable conditions for female voices than Yiddish or Hebrew ones, which assumed that women should not be active in the public sphere, including literary work.²² It seems, however, that literature, unlike the press, was the medium in which they could express themselves most freely.

Since the late 1880s a group of Jewish women publishing in Polish-Jewish periodicals like "Izraelita" (The Israelite) or "Ojczyzna" (Homeland), though not strong in numbers, was undoubtedly significant, as literary texts written by women outnumbered those published by men. Many of them, such as Aniela Korngutówna, Róża Centnerszwerowa, Julia Dicksteinówna and Amelia Reichmanówna, were also engaged in the women's emancipation movement. Their ethnic identity was complex and it is impossible to determine it unequivocally even for one person, as it was changing over time. Yet, the description of their identity expressed by Malwina Blumberg, one of the Polish-Jewish translators, seems to be a good clue: "I am a Jewish woman who passionately and warmly loves her nation, but as much as I love my religion and my poor, downtrodden nation, I also love my home country, where my ancestors found shelter during the most violent persecutions in Western Europe. I felt I'm a citizen of the country, a sister of its people."²³ As the passage shows, a milieu of acculturating Jewish women wanted to be citizens of the country; hence their engagement in the Polish women's rights movement, which also fought for Poland's independence, was natural

20 See Alicja Maślak-Maciejewska: Progressive Preacher Szymon Dankowicz (1834–1910). A Study in the History of Progressive Judaism in Partitioned Polish Lands, in: *Scripta Judaica Cracoviensia*, vol. 14 (2016), pp. 69-84.

21 Known for her first Polish travel guide to the Sudetes, published in 1850, Rozalia Saulsonowa collaborated with the first Polish-Jewish weekly "Jutrzenka" [The Dawn], (there were two journals published in the 1820s – one did not survive, and the second, "Dostrzegacz Nadwiślański" – Der Beobachter an der Weichsel [The Discerner upon the Vistula River], was published in Polish and German written with the Hebrew alphabet, but "Jutrzenka" became the first important and influential press body for the milieu of acculturating Jews in the Kingdom of Poland); and she published there her translations of Lessing's "Nathan der Weise" and a poem from the Talmud.

22 See Rachel Manekin: The Lost Generation. Education and Female Conversation in Fin-de-Siècle Kraków, in: *Polin: Studies in Polish Jewry*, vol. 18 (2005), pp. 189-219, here p. 197; on women in Hebrew literature see Tova Cohen: The Maskilot: Feminine or Feminist Writing?, in: *Polin: Studies in Polish Jewry*, vol. 18 (2005), pp. 57-86, here pp. 58 f.; for Yiddish, see Lisek, *Kol isze* (see note 13), pp. 30, 49, 52, 58.

23 Malwina Blumberg to Eliza Orzeszkowa, 28 December 1886, *Archiwum Elizy Orzeszkowej (AEO)*, rps. 287. All translations, if not stated otherwise, are by the author of the article.

to them. Later, as the 20th century developed, they would have to reconsider their identity in the light of external circumstances, such as increasing anti-Jewish attitudes in Polish society.

Press, medical and cultural discourses on women's body and sexuality between 1900 and 1918 in the Polish lands

The heated debate over sexuality was ignited by a few main factors: the women's emancipation movement, industrialization and a change in the structure of employment, emigration from small towns and cities to bigger centers, social changes as well as new political and ideological movements. The main focus of the debate was prostitution, which was related to the aforementioned changes. Since the late 1880s the intellectual elites in all three partitions and in other European countries began to direct public attention to the "problem" of prostitution. Although there were different approaches towards the phenomenon, which will be discussed later, they all had one thing in common: they viewed prostitution as a moral decline, as an exclusively female profession, and women who worked in the sex industry were perceived as the innocent victims of abusive men. Their agency was taken from them entirely.²⁴ It was a theme through which different aspects of social reality could be explained. It pointed out the problem of women's labor – it was used as an argument to make women's and men's salaries more equal – the assumption being that if women were better compensated, they would not have to work in the sex industry. Prostitution was not only a good means to introduce the question of women's sexuality and the need to control their bodies, but it also served as an argument for sexual education and for vocational education for women. The spread of venereal diseases, which was a considerable problem in the 1900s, was also easily explained through prostitution. Even though it was condemned and seen as immoral, it was also presented as a last resort for women who tried to be independent. One of the heroines of Aniela Korngutówna's novel when unable to find a "decent", well-paid job, turns to sex work, but her choice, even though a sign of self-determination and independence, is not seen as such by other characters or by the narrator, who might be an alter-ego of the author.²⁵ Prostitution also served as an introduction to another difficult issue, namely abortion and unwanted children.

Press discourse

As an immediate aftermath of the 1905 Revolution and the Alfonse pogrom,²⁶ together with an abundance of social institutions, two journals appeared in the Polish lands: a Lviv-based

24 See Stauter-Halsted, *Devil's Chain* (see note 5), p. 6. In her research, Keely Stauter-Halsted shows how false that belief was.

25 See Aniela Kallas: *Kobiety uczciwe* [Decent Women], Lviv 2 1919, p. 97.

26 The term denotes the riots in May 1905 in Warsaw when a Jewish mob attacked Warsaw brothels and their Jewish owners. It was believed that frustration related to ineffective activities by the societies for the protection of women, press reports on many cases of human trafficking together with a feeling of growing debauchery in Warsaw, caused the riots. See Aleksandra Jakubczak: *Polacy, Żydzi i mit handlu kobietami* [Poles, Jews and the Myth of Women's Trafficking], Warsaw 2020, pp. 184-194.

“Świat Płciowy” (Sexual World) and a Krakow-based “Czystość” (Purity). Although they were both published in Galicia, the former resembled the approach to sexuality represented by a Warsaw-based circle of Ster’s collaborators, while the latter was, in the beginning, published as a supplement to “Nowe Słowo”, a journal edited by women’s rights activist Maria Turzyna²⁷ in Krakow.²⁸ They were both edited by physicians and their goals were to fight against debauchery, prostitution, and most of all, the spread of venereal diseases. They serve as good examples of two main approaches towards those issues taken by Polish intellectual elites. “Świat Płciowy” advocated for sexual education as a solution to all issues, whereas “Czystość” promoted sexual abstinence. “Świat Płciowy” not only promoted sexual education but also fiercely opposed the idea of abstinence. Similarly, the Warsaw circle of feminist Paulina Kuczalska-Reinschmit²⁹ advocated for sexual education in schools as one of the elements of the women’s rights issue.³⁰ Nevertheless, “Świat Płciowy” did not support sexual promiscuity, because, according to its editor-in-chief, it led, in the case of women, either to “vaginal suffering” or “uterine catarrh”.³¹ It is noteworthy that he did not elaborate on the consequences of promiscuity for men, which indicates the limit of self-determination of women set by progressive or liberal circles. Sexual education was supposed to be provided by schools and parents. The latter would be supported by guides for parents, but as women were responsible for upbringing, they were intended mostly for female readers.³² “Czystość”, on the other hand, supported abolition and was involved in funding a Polish abstinence movement among male students.³³

27 Maria Turzyna (1860–1922), an editor and publisher of “Nowe Słowo”, a bi-weekly on women’s issues, and “Robotnica” [The Woman Worker], a supplement to “Nowe Słowo” for working-class women. She was involved in the women’s emancipation movement in Galicia. With Kazimiera Bujwidowa she fought for access to higher education for women. In 1904 she funded Związek Kobiet [Women’s Union], a society fighting for women’s rights in Galicia. She also actively fought for Poland’s independence as a messenger of the Polish Legions and a member of Polska Organizacja Wojskowa [Polish Military Organization]. See Ewa Furgał: Maria Turzyna, in: *Archiwum Historii Kobiet*, <http://www.herstorie.pl/kobiety/> (access: 30.11.2021).

28 Keely Stauter-Halsted also notices the relation between “Ster” and “Świat Płciowy” in juxtaposition to “Czystość” and “Nowe Słowo”: See Stauter-Halsted, *Devil’s Chain* (see note 5), p. 221.

29 Paulina Kuczalska-Reinschmit (1859–1921), a scientist graduated from the University in Geneva, a feminist, a co-founder and co-editor of the women’s weekly “Ster” [The Helm] published in Lviv and then from 1907 in Warsaw. She was a founder of Związek Równouprawnienia Kobiet Polskich [Association for Polish Women’s Suffrage]. She was called a leader (hetmanka) of Polish women. She held a salon in Warsaw and was a founder of a scientific library for women. Her circle included women’s rights activists from the Kingdom of Poland. See Ewa Furgał: Paulina Kuczalska-Reinschmit, in: *Archiwum Historii Kobiet*, <http://www.herstorie.pl/kobiety/> (access: 30.11.2021).

30 See Stauter-Halsted, *Devil’s Chain* (see note 5), p. 230.

31 Dr A. Roicki: *Hygiena miodowych miesięcy* [Hygiene during the Honey Moon], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 1, pp. 14 f.

32 In 1903 one of the Polish-Jewish journalists and translators, Róża Centnerszwerowa, published a Polish version of a guide for parents by Ellis Ethelmer titled “Baby Buds”. The book was republished with some editorial amendments two years later, so it may be assumed that it gained popularity.

33 See Dr Augustyn Wróblewski: *O moralności płciowej* [On Gendered Morality], in: *Czystość* (1905), no. 2, pp. 12-15.

As much as those approaches differed from one another, they were the same in their manner of perception of human sexuality. Both journals considered a marriage between a man and a woman as the only possible, accepted form of intimate relations between people.³⁴ Therefore, homosexuality was seen as unnatural, dangerous, abnormal and pathological.³⁵ Both condemned masturbation as unhealthy or even dangerous for one's mental condition. Not surprisingly, it had apparently worse consequences on women than on men because it was regarded as a sign of self-determination by women, who in the act of masturbation were not only active but performed an action that led to their self-satisfaction. As a result, they became the subject of sexual activity, whereas they were presented in contemporary discourses as mere objects of male sexual desire. It was understood by the majority of contemporary intellectuals that "a healthy, decent" woman could not feel pleasure from sex unless it led to reproduction, but then it was not a physical pleasure, but rather a satisfying feeling of fulfilling her duty as a woman. Because of higher moral standards for women than men, masturbation by women was seen as a symptom of debauchery and immorality. As "Świat Płciowy" argued, due to onanism young men become weaker with lower life energy, which may lead to suicide, whereas young women suffer from constant "uterine pain, nymphomania, spinal pain, jaundice and they become animal-like creatures".³⁶ The passage clearly implies that such behavior was unnatural for the majority of women and led to health deterioration. Parents of daughters who were caught masturbating were advised to give them metal gloves to wear at night. Obviously, the aforementioned discourses echoed various theories about human nature and sexuality, that were popular in the late 19th and early 20th centuries. It should be emphasized that the beginning of the 20th century was also the beginning of two new disciplines, criminology and sexology, both of which played an important role in the discussion of sexuality. At the time, "the set of new social and behavioral sciences" or so-called scientization of the social emerged, which undertook to examine human actors from an empirical point of view.³⁷ The abovementioned periodicals clearly indicate that shift: human sexuality became a subject of scientific research, while academics and physicians became experts on the topic. Women's bodies started to be categorized and examined, while their sexuality was explained by psychology. It was at that

34 That was a widespread belief among the majority of intellectuals and medical professionals; see Anna Żarnowska, Andrzej Szwarc: Przedmowa [Foreword], in: Żarnowska, Szwarc (eds.), *Kobieta* (see note 5), p. XVIII.

35 See [sn]: *Z dziedziny zwyrodnień etycznych. Homoseksualizm* [From a Discipline of Ethical Deviation. Homosexuality], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 2, pp. 30-33. Again, homosexual relations between men were seen differently from those between women. Clearly, the former was treated as a more significant social danger. Interestingly, as Laura Engelstein shows, some medical professionals considered same-sex love as abnormal, but not pathological or criminal. Hippolit Tarnowski argued that lesbians "should be kept out of schools" so as not to influence others, but should not be imprisoned: see Laura Engelstein: *The Keys to Happiness. Sex and the Search for Modernity in Fin-de-Siècle Russia*, Ithaca et.al. 1996, p. 159.

36 Dr A. Roicki: *Samogwałt u mężczyzn i kobiet* [Masturbation among Men and Women], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 3, p. 27

37 Raphael Lutz: *Embedding the Human and Social Sciences in Western Societies, 1880–1980: Reflections on Trends and Methods of Current Research*, in: Kerstin Brückweh, Dirk Schumann et.al. (eds.): *Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1990*, London 2012, pp. 41-56, here pp. 41-43, https://doi.org/10.1057/9781137284501_2.

time, too, that physicians began the practice of dividing the human body into different parts, rather than perceiving it holistically.

The two-pole discussion in the Polish lands had its roots in a the more general question of whether unfavorable social conditions forced people to sell sex or whether a predilection to sex work was an inborn trait. Those, like Maria Turzyna, who supported the idea of abolition and expressed doubts as to whether former prostitutes could live “ordinary” lives and have “decent” jobs, followed Cesare Lombroso’s idea of female sexuality – that those who are sexually active have pathological traits because “normal” women accept sex only as a means of having children, which, *nota bene*, is their inborn need.³⁸ Because prostitution was perceived as archetypical female sexual deviance, it provoked a more general discussion on female sexuality.³⁹ Lombroso’s “L’uomo delinquente” from 1876 was translated into Polish by Jan Popławski in 1891, and his “La donna delinquente: la prostituta e la donna normale” from 1893 was translated into Polish in 1895 by Izydor Szenhak, while a pamphlet-form summary of his studies published in 1897 was also translated by Szenhak. Hence Cesare Lombroso’s theories were known to Polish intellectuals (obviously, translation widened the scope of readership to include the less educated because many Polish-speaking intellectuals could read Lombroso’s theories in the Italian original or French translation) and impacted a debate on female sexuality.⁴⁰ In consequence, they influenced Polish criminology as well as the eugenics movement, which attracted many Polish-speaking physicians and scientists with leftist political beliefs.⁴¹ Traces of them will be present in Klara Mirska’s memoir.

Medical discourse

Overall, the discussion about prostitution was in fact a Freudian discussion about nature versus nurture, the one that occupied psychologists’ and scientists’ minds throughout the

38 See Engelstein, *The Keys* (see note 35), p. 149; Stauter-Halsted, *Devil’s Chain* (see note 5), pp. 232 f.

39 See Engelstein, *The Keys* (see note 35), p. 128.

40 See Hans Kurella: *Lombroso i jego teorie* [Lombroso and His Theories], Warsaw 1897, <https://polona.pl/item/lombroso-i-jego-teorie,NzkyOTI5MzY/24/#info:metadata>; Cesare Lombroso: *Człowiek-zbrodniarz* [Criminal Man], Warsaw 1891, <https://polona.pl/item/czlowiek-zbrodniarz-w-stosunku-do-antropologii-jurysprudencji-i-dyscypliny-wieziennej,MTgyMzQ1NjY/6/#info:metadata>; idem: *Kobieta jako zbrodniarka i prostytutka* [Criminal Woman, the Prostitute, and the Normal Woman], Warsaw 1895, <https://polona.pl/item/kobieta-jako-zbrodniarka-i-prostytutka-studja-antropologiczne-poprzedzone-biologja-i,MTg2NDM0MDQ/4/#info:metadata>. Danuta Janicka claims that Lombroso’s theory of crime came to the Polish lands in the late 1880s: first to Galicia and then to the Kingdom of Poland. See Danuta Janicka: *O pionierach nauk kryminologicznych w Polsce* [On Pioneers of the Criminological Sciences], in: *Czasopismo Prawno-Historyczne* LXVIII (2016), no. 1, pp. 29-50, here p. 31.

41 See Magdalena Gawin, Kamila Uzarczyk (eds.): *Eugenika, biopolityka, państwo. Z historii europejskich ruchów eugenicznych w pierwszej połowie XX wieku* [Eugenics, Bio-politics, State. The History of European Eugenics Movements in the First Half of the 20th Century], Warsaw 2010; Magdalena Gawin: *Seksualność i prokreacja w polskiej publicystyce eugenicznej 1905–1939* [Sexuality and Procreation in Polish Eugenical Press], in: Żarnowska, Szwarc (eds.), *Kobieta* (see note 5), pp. 73-85.

20th century.⁴² Obviously, Sigmund Freud's theories on female sexuality had a great impact on the discourse in the professional and non-professional press.⁴³ His concept of the sexual background of hysteria had a practical consequence – the development of massage treatments in the late 19th and early 20th centuries. Masseurs were often educated in midwifery, and many gynecologists or venereologists treated their female patients with special massages. Advertisements in the non-professional press show how popular the treatments must have been.⁴⁴ With the appearance of “Świat Płciowy”, “Czystość”, “Krytyka lekarska” (Medical Critique), “Kosmetyka” (Cosmetology) and other more or less professional journals, one can see clearly the moment when physicians in the Polish lands began to gain a position of power over female sexuality. With the help of new medical tools, they could decide about norms, pathologies, regulations etc. After the 1905 Revolution, medical and legal professionals became interested in the question of birth control, which only expanded their power over women.⁴⁵ It coincided with the discovery of *Treponema pallidum*, a bacterium responsible for syphilis. The discourse on prostitution linked it to the spread of venereal diseases and the most common and dangerous at the time was syphilis hence the discovery of the cause of the illness enhanced the development of hygienic and medical discourses, which was well visible in the blossoming of different hygienic associations aimed at improving living conditions of the lower classes. The development of hygienic standards in the Polish lands also had a political aspect, as some of the experts would claim that Jews were less adapted to live in more hygienic conditions. In that belief, apart from its antisemitic character, Lombroso's theories can again be traced, suggesting that there were inborn traits characteristic not only of different classes and sexes but also ethnicities.⁴⁶ In order to prove the moral decline that a big city provokes, many publicists diminished the sex economy among peasants and stated that prostitution was an entirely urban phenomenon. It was also believed that the lower classes were characterized by lower moral standards, and that was a reason why women who migrated from rural parts of the country so easily decided to sell sex.⁴⁷ The lower classes, according to the discourse, had an inborn predilection for immoral behavior, similarly to other than Polish ethnicities, which, like Jews, possessed, in a public view, a majority of brothels in the Polish lands. As Laura Engelstein indicates, Russian physicians linked lower levels of civilization with non-venereal syphilis. They also “denied sexual desire and illicit

42 Freud's theories were also known to Polish readers. Apart from German versions, his texts have been available in Polish since 1911. See Edyta Dembińska, Krzysztof Rutkowski: The Reception of Dr Ludwik Jekels 'Apostolic Activity' to Promote Psychoanalysis in Poland before the Outbreak of the World War I. Part 2, in: *Psychiatria Polska* 54 (2020), no. 6, pp. 1231-1254, <https://doi.org/10.12740/PP/81669>

43 I am not going to elaborate on Freud's theories as their impact on discourse on sexuality has been widely discussed, just to mention Michel Foucault's renowned work. See Michel Foucault: *The History of Sexuality. Volume I: The Will to Knowledge*, pp. 53-56, 119.

44 See, for example, *Izraelita* (1900), no. 20, p. 241; no. 23, p. 277.

45 See Engelstein, *The Keys* (see note 35), p. 335.

46 See, for example, Alfred Nossig: *Higiena społeczna Żydów* [Social Hygiene of Jews], in: *Izraelita* (1894), no. 33-38, pp. 41, 43; Ign. Maur. Judt: *Higiena i żydzi* [Hygiene and Jews], in: *Izraelita* (1898), no. 1, pp. 4 f.; N. Sokołów: *Błogostan nędzy* [A State of Poverty Bliss], in: *Izraelita* (1900), no. 29, pp. 339 f.

47 See Stauter-Halsted, *Devil's Chain* (see note 5), p. 63.

sexual activity among peasants”.⁴⁸ Therefore, venereal diseases, prostitution and sexual desire were urban problems, yet lower-classes migrants were vulnerable to the dangers of a big city. On the other hand, they were upper and middle-class women who became victims of syphilis as their upper and middle-class husbands were clients of prostitutes. Hence, sexual education and abstinence were promoted for middle- and upper-classes girls and boys.

Apart from Freudian theories, discourse on female sexuality in the medical and non-medical Polish press was also influenced by other contemporary thinkers. It is clearly visible, for example, that “Świat Płciowy” followed Richard von Krafft-Ebing’s belief that sex is a powerful instinct resistant to any cultural constraints.⁴⁹ Similarly important for the discussion was Otto Weininger’s argument that a woman is inferior to a man because she is an entirely sexual creature incapable of rational thinking.⁵⁰ His ideas, on the one hand, strengthened arguments for uncontrollable sexual desire among women, which should be constrained by medical treatment, and on the other served as yet another means to limit the access to higher education for women.⁵¹ Weininger also claimed that there were only two main types of women: the mother and the harlot.⁵² Such typology, slightly mitigated, was widely accepted by many intellectuals, even the “more progressive” ones, as can clearly be seen in the debate on women’s education in the Polish lands.⁵³ Interestingly, Weininger, following the ideas of Mary Woolstoncraft, John Stuart Mill and Harriet Taylor, advocated for better quality, broader and equal education for boys and girls.⁵⁴ Katarzyna Wojnicka argues that the Austrian philosopher was the first to admit that a woman may get satisfaction from sex. Certainly, like contemporary feminists, he opposed double standards for men and

48 Engelstein, *The Keys* (see note 35), pp. 179, 183.

49 See Jeffrey Weeks: *Sexuality*, London ³2009, p. 17.

50 See Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, Wien et.al. 1903, <https://www.gutenberg.org/files/51221/51221-h/51221-h.htm>; his arguments were analysed and criticised by Felicja Nossig-Próchnik, a philosopher of Jewish background. See Felicja Nossig-Próchnik: *Mężczyzna i kobieta. Streszczenie odczytów dr Felicji Nossig z dnia 3 i 4 kwietnia br* [A Man and a Woman. A Summary of Felicja Nossig’s Lectures from April 3 and 4 of the Current Year], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 1, pp. 17-22.

51 Interestingly, Henryk Nussbaum, the renowned Polish-Jewish physician who treated, among others, Eliza Orzeszkowa, shared with Weininger the idea that reasonable thinking is not a female skill and he opposed access to higher education for women, especially in science. See Henryk Nussbaum: *Kobieta w społeczeństwie ze stanowiska przyrodniczego* [A Woman in Society from the Scientific Stand], in: *Tygodnik Ilustrowany I* (1896), no. 22, p. 434. This may have been a reason why he decided to ask Eliza Orzeszkowa to teach his daughter, Jadwiga, in order to discourage her from entering university. See Iwona Wiśniewska (ed.): *Kalendarium życia i twórczości Elizy Orzeszkowej* [A Calendar of Eliza Orzeszkowa’s Life and Work], vol. 2, Warsaw 2014, p. 87. It is noteworthy that the discussion on women’s education in the Polish lands was mostly focused on higher education.

52 See Katarzyna Wojnicka: *Otto Weininger: Mizogin i profeminista? [Otto Weininger: a Misogynist and a Proto-Feminist?]*, in: *Autobiografia* 6 (2016), no. 1, pp. 39-58, here p. 45, DOI: 10.18276/au.2016.1.6-04.

53 See, for example, Maria Turzyna: *Potrójne więzy kobiety* [A Woman’s Triple Shackles], in: Aneta Górnicka-Boratyńska (ed.): *Chcemy całego życia. Antologia polskich tekstów feministycznych z lat 1870–1939* [We Want Full Life. An Anthology of Polish Feminist Texts between 1870 and 1939], Warsaw 2018, p. 209.

54 See Wojnicka, *Otto Weininger* (see note 52), pp. 49-51.

women. Nevertheless, until 1914 Weininger's misogyny shaped the debate over female sexuality and women's emancipation in general; while his antisemitism had an impact on the debate over Jewish emancipation in the Polish lands.⁵⁵

Sexual education

"Świat Płciowy" attempted to examine the problem of the low level of knowledge about human sexuality by carrying out a survey. It was not, certainly, conducted according to any sociological methods of measurement. It is also difficult to assess how authentic the responses were and whether the outcome of the survey, in favor of the journal's hypothesis about the matter, was real, or whether the editors published only those answers that suited them. Nevertheless, it can be analyzed as a part of contemporary discourse. The survey was announced in the first issue of the monthly. Aimed at young people, parents and pedagogues, it consisted of five questions: 1) What did you know about sex in your childhood?, 2) When and how did you get to know about sex?, 3) What did you feel as soon as you became aware of sex?, 4) Do you think you became aware of sex at the right moment of your life, too early or too late and why do you think so?, 5) How are you going to deal with the issue with your own children?⁵⁶ In the following issue the editorial board announced the outcome: there were thirty-three letters, five of them by female authors. Only three correspondents admitted that they had become sexually aware at the right moment of their lives. Another two male correspondents bitterly regretted that they had not known about venereal diseases before they contracted syphilis. The majority of respondents pointed to dramatic, unpleasant and improper circumstances in which they became aware of human sexuality: they often caught their relatives having sexual intercourse with servants,⁵⁷ which echoed contemporary discourse on the sexual abuse of female servants.⁵⁸ The journal published only five letters; hence it is impossible to state whether the editors exaggerated while presenting the results of their survey.

Two of the published letters are particularly interesting: one, written by a young woman, and the other by a young Jewish man. In the former an upper-middle-class woman described her first encounter of sexual pleasure caused by a kiss, claiming that after that experience she found joy in her own body: "I promised to be frank, so I have to admit that at the time I gradually began to become fond of myself, of my physicality; I enjoyed looking at my

55 See, for example, Leo Belmont: *Otto Weininger. Genialny wróg kobiety* [Otto Weininger. A Genius Enemy of a Woman], Warsaw 1911. A well-known Polish playwright, novelist and poet was influenced by Weininger's ideas: see Wojciech Gutowski: *Stanisław Przybyszewski i Otto Weininger – dwie metafizyki płci* [Stanisław Przybyszewski and Otto Weininger – Two Metaphysics of a Gender], in: *Rocznik Kasprowiczowski* (1990), no. 7, pp. 135-147. Weininger's anti-Semitism was discussed by Leo Belmont and Ostap Ortwin, for example. See Justyna Górny: *Weininger's Polish-Jewish Readers and the Jewish 'Selbsthass'*, in: *Jewish History Quarterly* (2016), no. 2, pp. 431-447.

56 See [sn]: *Ankieta* [A Questionnaire], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 1, pp. 12 f.

57 See [sn]: *Nasza ankieta* [Our Questionnaire], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 2, pp. 8, 15.

58 See Stauter-Halsted, *Devil's Chain* (see note 5), p. 80; Alicja Urbanik-Kopec: *Instrukcja nadużycia. Służące w XIX-wiecznych polskich domach* [A Manual to an Abuse. Women Servants in Polish 19th Century Households], Katowice 2019; Joanna Kuciel-Frydryszak: *Służące do wszystkiego* [All-Purpose Servants], Warsaw 2018.

body in the mirror and it happened, sometimes, that its view made me feel similar pleasure to the abovementioned sensual experience”⁵⁹ [she means the kiss, Z. K.-S.]. For her, the best solution to educate women of her class properly about sex was not to educate them at all – to leave it to their instincts and marry them off early. She openly claimed that a woman could feel joy from sex in marriage. In 1897, “Ster” reported how shocking for a reading public in Germany and other countries was a book by Laura Marholm “Zur Psychologie der Frau“, in which the author claimed that women have sexual needs.⁶⁰ Yet, a few years later, it was still a matter of debate, so the letter may function as a firsthand argument in the discussion. In contrast to the mainstream discourse, it emphasized female agency in the choice of a husband and in acknowledging sexual pleasure. Press and literature would rather describe a shock that young newlywed women experienced during their wedding nights. In consequence, according to the authors, women start to associate men and sex with “something gross and terrifying”.⁶¹

The other letter, written by a Jew, pointed to the link between experiencing sex and the economic conditions in which a person lived. He came from a poor Jewish family and was sent to cheder when he was four. There, he became aware of masturbation. When he was five years old one of the girls from cheder, who was six, tried to “do with me what, as she claimed, her father did with her mother! I hesitated, my instinct mounted resistance. Finally, she persuaded me, but just after she did, I ran away feeling great disgust”.⁶² Then, when he was a few years older, he met a village girl who offered him sex in exchange for some small amount of money. “This time I did not run away, but this first encounter with a woman left me with a feeling of disgust that I could not overcome for a long time.”⁶³ He emphasized the commonality of this experience among children from low-income families. His letter echoed three discourses: the one about the economic background of the turn to commercial sex, argued by Warsaw feminists; the other about the poor quality of education in cheders, which mainly was discussed among Jewish intellectuals, and of the harmful psychological consequences of too-early sexual experience. Some participants of the debate on prostitution argued that it was caused by the low salaries offered to working women, which prevented them from making ends meet. In fact, all jobs available to women, even to those from middle- and upper-class backgrounds, did not allow them to live independently: they either had to get married or hold more than one position.⁶⁴ The letter adds a new element, namely

59 Spowiedź świeżo upieczonej mężatki [A Confession of a Newly-wed Wife], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 2, p. 10.

60 See C.W. [Cecylia Walewska?]: *Ze świata* [Of the World], in: *Ster* (1897), no. 21, pp. 296 f. The book was published in the Polish version in *Prawda* [The Truth].

61 Magdelna Cwetsch-Wyszomirska: *W drodze ku „małżeństwu doskonałemu“*. *Małżeństwo na początku XX wieku w świetle ‘Czystości’ i ‘Kosmetyki’* [On the Way to a ‘Perfect Marriage’. A Marriage at the Beginning of the 20th Century in Purity and in Cosmetology], in: Żarnowska, Szwarc (eds.), *Kobieta* (see note 5), pp. 43-53. See also Aniela Korngutówna: *Córki marnotrawne* [The Prodigal Daughters], Lviv 1913, p. 54, where she calls a wedding night a legalised rape. The same problem appears in memoirs of upper-middle class or upper-class women: see Sikorska-Kulesza, Skąd (see note 5), pp. 29 f.

62 *Zatruty posiew nędzy* [A Poisoned Seed of Poverty], in: *Świat Płciowy* (1905), no. 2, p. 17.

63 *Ibidem*, p. 18.

64 The struggle to be financially independent was a theme in Aniela Korngutówna’s novels and private correspondence. See, for example, her answer to Kazimiera Bujwidowa’s review: Aniela

improper sexual education, to a view widely held by Jewish and non-Jewish intellectuals, that cheders with their poor hygienic standards, low level of education and overuse of corporal punishment, were reasons for the backwardness of orthodox Jews. A reform of cheders was much discussed in the Polish-Jewish press.⁶⁵ Those who supported the idea of sexual education were not certain as to what age it should start at, as it was thought that too early sexual education might lead to promiscuity or some improper behavior. The survey did then prove a need for sexual education, expressed by “Świat Płciowy”. Both letters might have been prepared by the editorial board as they perfectly suit the editors’ view on sexual education.

The debate over sexual education had multiple angles: who should be responsible for it, when should it be started, what kind of knowledge should be transmitted, was it necessary to educate children sexually, why was sexual education so important? Although it was a vital issue, it seems that often the discussion lacked detail and was rather general. “Ster”, for example, encouraged readers to express their opinions on female sexuality and sexual education,⁶⁶ but it seems that discussion was somewhat chaotic, repeating arguments about the lack of sexual desire among women,⁶⁷ a critique of debauchery and pornography in literature⁶⁸ and the need for sexual education in a very general sense.⁶⁹ Before the beginning of the 20th century, discourse on sexual education was in the hands of clergymen. At a time of growing secularization and scientification as a key to all social problems, there was a need for a non-religious explanation of human sexuality. Therefore, a translation of “Baby Buds” by Ellis Ethelmer,⁷⁰ a guide to sexual education for parents, became very popular among Polish-speaking elites. The reviewers emphasized its pioneering role in fighting to discredit the common yet harmful tale about a stork that brings children.⁷¹ The book was structured as a tale that a mum (the first-person narrator) tells her child. She presents examples from the way animals and predominantly plants (hence the original title) propagate, and using reproductive plants’ system terminology, she makes references to the human body. However, the message is conveyed clearly enough. The author emphasized the power of love and

Korngutówna: Córki marnotrawne [The Prodigal Daughters], in: Tygodnik. Pismo poświęcone sprawom społecznym, politycznym, ekonomicznym i literackim (1913), no. 44 f.

65 See, for example, Mieczysław Themerson: Z higieny szkolnej [On School Hygiene], in: Izraelita (1903), no. 3, pp. 24 f.; Kołodziejska-Smagąła, Antosik-Piela, Literatura polsko-żydowska (see note 7), pp. 77-106; Agnieszka Friedrich: The Attitudes of the Polish Positivists towards the Assimilation of Jews, in: *Iggud: Selected Essays in Jewish Studies* (2005), vol. 2, pp. 67-76, <https://www.jstor.org/stable/23538316>.

66 See Pożądana dyskusja [A Necessary Discussion], in: *Ster* (1907), no. 6, pp. 231 f.

67 See Kazimiera Ostachiewicz: Z zagadnień etyki obyczajowej [On the Question of Morality], in: *Ster* (1908), no. 12, pp. 433-443.

68 See Józefa Kodisowa: Ideał człowieka z punktu widzenia społecznego [An Ideal of a Man from the Sociological Perspective], in: *Ster* (1914), no. 3, pp. 18-23.

69 See J. Budzińska-Tylicka: O wychowaniu dziewcząt [On Girls’ Education], in: *Ster* (1910), no. 11-12, pp. 370-378.

70 Such a name of the author is on the cover of two Polish editions (1903, 1905), but the author was Elisabeth Wolstenholme-Elmy (1833–1918), a British suffragette, teacher and a reformer. She was a first woman who spoke publicly on conjugal rape: see Maureen Wright: *Elisabeth Wolstenholme Elmy and the Victorian Feminist Movement: The Biography of an Insurgent Woman*, Manchester 2011.

71 See Sikorska-Kulesza, Skąd (see note 5), pp. 25 f.

the need to love all creatures.⁷² Interestingly, the translator, an acculturated Polish-Jewish women's rights activist, added her explanation how a fetus leaves the body of a woman. Róża Centnerszwerowa did not, however, name the vagina, but wrote:

“In a very probable case that a child would ask how they got out of their mother's body, you should also answer truly, that when a child is strong enough to tolerate air and light, a wound opens in their mommy's body, big enough so the child can get out through it, but the wound quickly closes up if only mommy lies down quietly and peacefully. That is why mothers always get ill for some time after giving birth to their children.”⁷³

I think this is a good example of the discourse on sexuality at the beginning of the 20th century – the revolutionary change that the book was supposed to bring seems not so revolutionary after all, since a reader of the book might have assumed that “the wound” opens up in any part of a woman's body, and the process of insemination was not explained. However, the fact that biology took over from religion the position of a leading tool to explain the human reproductive system was a sign of a crucial social change. The position of clergymen who explain everything to an ordinary man was taken over by physicians and other intellectuals, who, like their predecessors, adopted a rather patronizing tone. Another key issue in the book was the criterion of truth, although, as the quoted passage shows, the criterion could be loosely interpreted. The fact that a child should not be told lies by their parents was not obvious to many pedagogues. One of the renowned Polish feminists – Iza Moszczeńska – fought fiercely against lying to children.⁷⁴ She was also the author of other guides to sexual education. She advocated for explaining the human reproductive system to children using the example of animals, and not to give all the details because, as she claimed, some details a mother may leave for a child to guess.⁷⁵ Children should also keep the newly acquired knowledge to themselves, in order not to disturb common views. Like Wolstenholme or Centnerszwerowa,⁷⁶ Moszczeńska focused the attention of the reader on the question of love. In the book, morality is entangled with sexuality. It

72 See Ellis Elthermer: *Skąd się wziął twój braciszek?* [Where Did Your Little Brother Come from?], trans. Róża Centnerszwerowa, Warsaw 1905, p. 34.

73 *Ibidem*, p. 30. There are considerable differences between the two editions (the first in 1903 and the second in 1905), and the first edition does not include the quoted fragment. It is also shorter but contains a botanical illustration of reproductive flower parts.

74 See Iza Moszczeńska: *Jak rozmawiać z dziećmi o kwestiach drażliwych* [How to Talk with Children about Sensitive Issues], Warsaw 1904, pp. 11-15. It was not her only guide book for mothers on sexual education. She also published: *idem*: *Czego nie wiemy o naszych synach: fakta i cyfry dla użytku rodziców* [What Don't We Know about Our Sons: Facts and Data for Parents], Warsaw 1904; *idem*: *Co każda matka swojej dorastającej córce powiedzieć powinna* [What Every Mother Should Say to Her Growing-up Daughter], Warsaw 1912; *idem*: *Zasady wychowania* [The Rules of Upbringing], Warsaw 1907. On Moszczeńska see Marek Babik: *Edukacja seksualna małych dzieci w koncepcji Izabeli Moszczeńskiej* [Sexual Education of Small Children in Izabela Moszczeńska's Concept], in: *EETP* 11 (2016), no. 1, pp. 101-112, Doi:10.14632/eetp_39.6

75 See Moszczeńska, *Jak rozmawiać* (see note 74), p. 36.

76 We know from Centnerszwerowa's introduction that she interpreted the book and adapted it for a Polish cultural background rather than translated it. The differences between the first and second editions are possibly caused by that; hence it is likely that she was the author of the Polish version

also echoes the debate on the influence of nurture on a child's character and future life. Modesty was a vital feature of a well-educated child, especially of a well-educated girl. That notion is visible in the analyzed memoirs. Obviously, the guides limited sexual education to a process of reproduction; they did not, for example, explain menstruation or even mention it. Moszczeńska also repeated a belief that servants, including nannies, "are viewed all as fallen or soon to be fallen women".⁷⁷ Finally, she paid attention to child sexual abuse, but as with other delicate matters she did not describe it straightforwardly but warned mothers and suggested they should explain to their children that they should only express their love and sensuality to the closest family members.⁷⁸

Apart from guides to sexual education the turn of the centuries was also marked by a visible increase in publications of medical guides primarily for midwives, although other women, usually of the middle or upper-middle class, read them as well. Unlike guides for parents, these did not use analogies to the world of plants but focused on the physiology and anatomy of women. Similarly to women's journals (for example, "Kobieta"), they often described the dramatic effects of fashion on women's health.⁷⁹ As Bożena Urbanek argues, the reasons for their focus on women were the following: "a belief that reproduction is the main biological function of a woman and a lack of proper pre- and post-natal care".⁸⁰ Hence, Urbanek claims, medical guides and journals did not mention older, post-menopausal women. One popular medical guide explained why the female orgasm is useful in insemination, which was not, as analysis of contemporary non-medical discourse shows, commonly accepted knowledge.⁸¹

Female body and sexuality in ego-documents

The vast majority of the memoirs and diaries that I have examined so far, does not refer to, nor does it mention any issues related to sexuality or even to the bodies of their authors. Yet, they describe such important events as weddings and childbirths, as well as everyday life routines. Surprisingly, even the fragmentary diary of fifteen-year-old Helena Szpidbaum refers only once to her body – when she prefers not to be seen by her male and female colleagues because she has a sty.⁸² The lack of the issue may serve as evidence that middle-class Jewish girls from acculturating families were brought up according to contemporary

rather than Elisabeth Wolstenholme. I have not yet had the opportunity to compare the original with the Polish version.

77 Moszczeńska, *Jak rozmawiać* (see note 74), p. 65.

78 *Ibidem*, p. 68. One literary work that interestingly presents child abuse is: Czesława Endelmanowa-Rosenblattowa: *Opowieść pomarańczy* [A Tale of an Orange], in: Zuzanna Kołodziejska-Smagąła, Maria Antosik-Piela (eds.): *Literatura polsko-żydowska 1861–1918. Antologia* [Polish-Jewish Literature 1861–1918. An Anthology], Krakow 2017, pp. 142-144.

79 The editors of "Kobieta" emphasized that corsets deform female bodies: see *Kobieta* 1 (1912), no. 1, p. 10.

80 Bożena Urbanek: *Poradniki medyczne o seksualności kobiet i mężczyzn w XIX wieku* [Medical Guides to Human Sexuality], in: Żarnowska, Szwarc (eds.), *Kobieta* (see note 5), p. 71.

81 See Henryk Jordan: *Nauka położnictwa dla użytku uczniów i lekarzy* [Learning Obstetrics for Students and Physicians], Krakow 1881, p. 51.

82 Her diary is mostly focused on her struggle to get a better education, but she also mentions her

standards, which tabooed the mention of sex and the female body. It may be a proof that hygienists who were fighting for sexual education were correct in their diagnosis that no one talked with girls about their sexuality and the changes in their bodies that occur during adolescence. Therefore, a memoir of Klara Mirska, which makes references to her sexuality and body, may be regarded as absolutely extraordinary.

An intimate memoir of Klara Mirska (1901–1990)

Klara Mirska's memoir is unique for a few reasons. First of all, there are three versions of the text: a handwritten manuscript, a typed manuscript and a book, published in 1980.⁸³ The typed manuscript and the book are almost identical. Moreover, as the author emphasizes in the introduction, the memoir served her as therapy after the death of her thirty-seven-year-old daughter. It was written in the late 1960s, a fact which, in my view, might be of crucial importance for an interpretation of her references to the body and sexuality. It seems that because she was brought up between 1901 and 1918, the contemporary discourses on sexuality had an impact on the way she perceived her body and sexuality at the time. Yet, the fact that she mentions the issue might be related to a much more liberal epoch and sexual revolution that occurred in the 1960s, the time when she wrote her memoirs. The memoir is written in chronological retrospective with passages about Klara's daughter's illness (she died of diabetes) and the feelings the condition of her daughter evoked in Klara. The last part of this one-thousand-two-hundred-sixty-page-long manuscript is almost entirely devoted to Majka's illness. In that part the author often uses a direct apostrophe to her daughter. All three versions of the text end with a speech Klara gave during the ceremony of unveiling a monument on her daughter's grave at the Jewish cemetery in Warsaw.⁸⁴ In the book, though, the speech is interrupted by a passage explaining the Mirskis' reasons for emigrating.⁸⁵ The memoir is narrated in a tone of sorrow and regret. Klara often repeats how unhappy her life was. In the first passages, she writes: "My parents were not young when I was born. They had two daughters, who passed away when they were mere infants. After their death they decided not to have more children. If only they had upheld that decision, I would not have had to experience all that I was a part of."⁸⁶ The first tragedy on her list was her mother's suicide when Klara was six. Mirska uses retrospection to find reasons for her unhappiness and interprets her mother's suicide as an unforgivable act of cruelty and harm towards a child. She knew she was loved by her mother and that made her suicide even less understandable.⁸⁷

sister's preparations for her wedding. See Helena Szpidbaum: *Dziennik*, archives of the National Library in Poland, akc 14897.

83 See Klara Mirska: *W cieniu wiecznego strachu* [In the Shadow of a Great Fear], Paris 1980.

84 Her grave is located in the cemetery on Okopowa Street, sector 8, row 14, no. 31.

85 They, as well as the family of their daughter, left Poland as a consequence of the antisemitic purge of 1968.

86 Klara Mirska: *Kronika mojego życia* [The Chronicle of My Life] (handwritten manuscript; I use the abbreviation HM for it and TM for the typed version), archives of the National Library in Poland, akc 9085/1, p. 11.

87 *Ibidem* (HM), p. 15.

Apart from the sorrow and her search for signs of her future unhappiness, Mirska rather often refers to her body and the fact that unlike her mother's, which she perceived as beautiful and very feminine, her own was not pretty. However, interestingly, she never refers to her Jewishness in that regard as it was not an essential factor for her body perception. Just at the beginning of her memoirs she expresses her surprise about the lack of physical resemblance between her and her parents: "What an irony! A child of beautiful parents. Even such weapon as beauty and femininity they did not give me."⁸⁸ Klara emphasizes her lack of femininity, which she interprets as a reason for her unhappy marriage. She gives some hints about her sexual education, as the quoted passage at the opening of the article shows, yet again she highlights the fact that she was different in that regard. She describes her passion for books and she states: "Pornography. Drastic descriptions of sex scenes did not awaken my curiosity".⁸⁹

Mirska's sexual education was typical: she was told stories and given cheap romantic novels by her stepmother's servant, who was never married but pregnant twice by two different Russian soldiers. Again, Klara emphasizes that her inborn taste for high literature prevented her from valuing that kind of book. The statement echoes the discourse on decency that suited young girls from the middle and upper-middle classes. When her stepmother persuaded her father to sell his shoe business and let rooms in their apartment, Klara's life changed, as she no longer had her own room. Her stepmother decided to lease all the rooms, so family life was not much separated from guests. She described a lack of intimacy which made her feel ashamed, but the women who stayed in her house would also be those who would make Klara aware of her femininity. From both printed versions she crossed out a fragment that describes changes in her body. She wrote that when she left school she looked like a girl. She was afraid that she would always remain an "undeveloped woman", but then she realized that she grew up, she "got taller, plumped up and finally became a woman".⁹⁰

Her description of the first sexual experience with her future husband helps to explain the fact that he had a lover and wanted to leave Klara, but the outbreak of WWII canceled that plan. She emphasizes the fact that she did not perceive herself as attractive or feminine. She wrote: "I could never be a woman like others. .. [I did not know how to be] seductive, as other women [are]."⁹¹ She met Michał, her future husband, in the CISZO (TSYSHO)⁹² seminar. He invited her to the Vistula embankment for a walk and then:

88 Ibidem, p. 11.

89 Ibidem (TM), p. 77.

90 Ibidem (HM), akc 9085/2, p. 196.

91 Ibidem (TM), p. 389.

92 CISZO was the Central Yiddish School Organisation established in Warsaw in 1921 by Jewish left-wing parties' members (Bund and Left Po'ale Tsiyon). Its aim was to create secular Yiddish schools in Poland. The organization maintained kindergartens, elementary schools, high schools and a pedagogical institute in Vilna. Its curriculum included Yiddish language and literature, Jewish history, sciences, music, maths, physical education, arts and crafts, Polish language and literature, and Polish history taught in Polish. See Joshua D. Zimmerman: "TSYSHO", in: YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe, <https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/tsysho> (access: 2.12.2021).

“suddenly he pulled me closer to him. Closer and closer. He started passionately kissing my breasts: ‘Oh, how beautiful they are, how beautiful’, he repeated as if in ecstasy. I succumbed passively. I did make not a single move. I did say not a single word. I didn’t mean to hurt him. But what a curse! Yet another trick that nature played on me. After all, I did so passionately desire love. I wanted so badly to feel on my body my loved one’s hand. After all, it seemed such great and desired happiness. However, as my loved one was getting closer, everything in me was getting colder, and his presence started to become a burden. I didn’t feel anything. And Michał suddenly got colder.”⁹³

The fact that she was passive and “did not make a move” was, for her, a reason why they did not have a happy marriage. She accuses herself of “not giving him what a woman should give to a man”.⁹⁴ This echoes a later discourse about sexually suited couples rather than the contemporary one, which (even at the beginning of the 1920s) put an emphasis on reproduction and took female agency away. It is interesting and significant that her sexual pleasure, her happiness, is not important to her. She does not mention it. She is humiliated and frustrated when Michał tells her about his lover and she is devastated when she reads their letters full of “sexual passion”, but even then, she does not change her narrative about the failure of their marriage being entirely her fault. The quoted fragment of decency may serve here as an explanation. For her, a young girl from a middle-class family, educated in a private Jewish school for girls, it would be improper and indecent to be active in sex. During WWII her feeling of intimacy and privacy was violated again because she had to live with her in-laws in a small hut deep inside the USSR. She describes the changes of her body due to starvation and physical work. Her last description of sexual life is non-directly referred to when she describes her pregnancy and the decision to have an abortion. Abortion was forbidden in the USSR, but she managed to persuade a female doctor to perform it. She probably mentioned that because it served as a point of reference as she wondered whether she would have been happier having another child.

Although Klara Mirska’s memoir differs much in comparison to other memoirs of the time (it is much more intimate, where others focus on work rather than on private life), it still recapitulates the discourse on sexuality and the body from her youth. She stays passive in relation to men. Similar to other Polish-Jewish ego-documents, her Jewishness does not seem to play a role in her perception of her sexuality and the body. It is probably caused by the fact that she came from a secularized family and later mingled with communists. Nevertheless, her Jewishness is important to her; she identifies herself with the Jews.

Mirska’s memoir, together with other memoirs, can be juxtaposed with an extremely special ego-document, namely a memoir by Jadwiga Strumff, a masseuse from the turn of the 19th and 20th centuries (she worked as a masseuse between 1893 and 1908), who was of Jewish background, though she does not mention this fact in her text.⁹⁵ The memoir

93 Ibidem (TM), akc 9024/II, p. 360.

94 Ibidem (TM), p. 389.

95 I came across this document thanks to the members of Archiwum Kobiet research team at the Polish Academy of Sciences, Institute of Literary Research, who are currently working on the manuscript (<https://ibl.waw.pl/pl/o-instytucje/pracownie-i-zespoly/zespol-badan-genderowych>).

is rather a study of her clients, a term that connects with the contemporary scientification of human experience. Unlike Mirska, Strumff describes a transition she underwent after becoming a masseuse. She has a sense of agency. When her husband left her with their three children, she had no choice but to start working to make a living. Apparently without the consent of her family, she chose a job that was not suitable for a middle-class woman, given that a masseuse has to touch other people's bodies, which was considered improper for a decent woman.⁹⁶ Jadwiga mentions that her first client took her for a prostitute.⁹⁷ In her practice she met people from different classes (among her clients were women from the upper, middle and lower classes, and the aristocracy), ethnicities (Jews, Russians, English, Germans) and social backgrounds (among her clients were actors, writers and prostitutes, just to mention a few). At first, she is ashamed of the fact that she has to enter different houses and sell her service to their occupants, but then she gets used to it and becomes an "artisan".⁹⁸

Like Mirska, Strumff highlights the lack of femininity in her body ("I did not have a single trait of femininity in me"⁹⁹). While describing her first days as a wife, she points to her lack of sexual education and a fear of being alone with her husband when she writes: "marital relations filled me with revulsion".¹⁰⁰ She later explains the reason for her disgust by the fact that she was never attracted to men, which saved her from becoming a prostitute, as she claims.¹⁰¹ However, in her description of sex life with her husband she indicates her passiveness, which is caused by her husband's reluctance to see in her a person who might feel pleasure from sex.¹⁰² This echoes the contemporary discourse that women were unable to feel sexual satisfaction. She describes her intimate relations with women; with one of her clients she was in a relation for five years.¹⁰³ Interestingly, though, she sums up that relation by using a contemporary discourse on homosexuality: "It lasted five years. Finally, I have realised that, morally spoiled, deprived in the highest degree, devoid of moral and religious standards, she taught me everything evil in life that I was not aware of. In our relationship there was something unnatural [...]"¹⁰⁴ This echoes the contemporary discourse that heterosexuality is the only accepted form of human sexuality. Among her clients are women from different classes who enjoy their bodies and who, like Jadwiga's lover, are sexually active and self-determined. Her memoir clearly shows a much broader sense of sexuality, one which was not discussed in the mainstream discourse: non-binary sexuality, sexually active women who are not afraid of their bodies. It reveals a much broader panorama of human desires than the intellectuals who discussed the question of sexuality were willing to accept.

literatura-i-gender). The memoir has been recently published in book form: see Jadwiga Maria Strumff: *Spostrzeżenia nad ludźmi. Szczerze wyznania massażystki* [Reflections on People. Frank Confessions of a Masseur], Warsaw 2021.

96 The same argument appeared in the discussion about female physicians.

97 Strumpf, *Spostrzeżenia nad ludźmi* (see note 95), p. 107.

98 *Ibidem*, p. 108.

99 *Ibidem*, p. 86.

100 *Ibidem*, p. 102.

101 *Ibidem*, p. 109.

102 *Ibidem*, p. 102.

103 *Ibidem*, p. 111.

104 *Ibidem*.

Conclusions

The fact that female sexuality and the body were not discussed in private documents of acculturating Jewish women might suggest that the discourses from the first decades of the 20th century had an impact on them because, despite the urgent need for sexual education in schools postulated by some circles of physicians and feminists, it was assumed that the self-determination of women in that sphere, or even just the revelation of their sexual needs, was a sign of their moral decline, and so was taboo. As the discussion on sexual education shows, young girls were almost totally unaware of their reproductive system or sexuality. The same conclusion can be drawn from the memoirs analyzed here. Klara Mirska and her classmates acquired some knowledge from books, like “The Decameron”, and from the tales of domestic help, but neither school nor parents were eager to give them a proper sexual education. Another reason for the lack of reference to sexuality in the majority of ego-documents might also be the fact that it belongs to the private sphere, while the memoirs are often focused on the professional life of the authors.

It is surprising that there is little mention of the female body in the majority of ego-documents. It might have been expected that, because of the complex set of rules concerning the female body in Judaism, memoirs of acculturated Jewish women would contain references to their physicality. Yet, even Klara Mirska’s memoir, extraordinary though it was in that regard, does not refer to a woman’s body in relation to any Jewish rites. It is interesting also that, in her descriptions of the female body, Mirska focuses on the figure: she divides women she knows into categories of being very womanish or, as in her case, not at all. Hair, which seems to have been important for a Jewish woman because she could not show her natural hair in public, and because the ritual of cutting the bride’s hair was criticized by Jewish “progressive” circles, is not for her an important part of a woman’s body. It seems that the Jewish background of this author does not influence the way she perceives or describes female sexuality or bodies. This might be so because the authors come from families that were undergoing the process of secularization and acculturation hence Jewish rituals were no longer as important to them as to religious Jews. However, Puah Rakovsky, for example, who came from a religious family, does not mention sexuality in her memoir either.¹⁰⁵ Therefore, it seems that the lack of references to body and sexuality is caused by the influence of such institutions as school or press rather than by ethnicity itself. Knowledge of the human reproductive system was not acquired in private or state schools, nor in Jewish or Polish ones. That question is also related to the fact that, as the analysis of contemporary discourses has shown, at the beginning of the 20th-century biology, medicine and various disciplines of the social sciences took over from religion a leading position in explaining human sexuality and body control, so the fact that the authors were Jewish did not matter much as they would use secular discourses present in schools and the contemporary press. Prostitution, which was a key element of the press and

105 Puah Rakovsky was a Zionist activist, a teacher in first Jewish schools for girls and a member of Bnos Tsiyon. See Paula E. Hyman: Puah Rakovsky (1865–1955), in: Jewish Women Archive, <https://jwa.org/encyclopedia/article/rakovsky-puah> (access: 6.12.2021); Puah Rakovsky: My Life as a Radical Jewish Woman: Memoirs of a Zionist Feminist in Poland, Bloomington 2002.

medical discourses on sexuality, appears only in the memoirs of those acculturating Jewish women who, like Wanda Wawrzyńska,¹⁰⁶ worked in social care. Jadwiga Strumff, who had contacts with Warsaw prostitutes, perceived them according to contemporary standards: she saw in them the passive victims of male desire.¹⁰⁷ This shows the impact of the press discourse because Jadwiga was much more aware of human sexuality and its spectrum than other memoirists. It should also be noted that prostitution was only a pretext for discussing other questions like sexual education, equal financial rights, self-determination of women, abortion and birth control.

It seems that traces of the contemporary discourse on sexuality and the female body can be found in some of the ego-documents of acculturating Jewish women, yet their experience is similar to the experience of other middle-class women living in the Polish lands (as memoirs of Polish authors from the time prove¹⁰⁸). As a result, their Jewish ethnicity did not impact the way they perceived their bodies and sexuality. The female body and sexuality play an important role only in the memoir of Jadwiga Strumff, but although the author did not conceal her sexuality, like the majority of other authors, she did hide her Jewish background. She also baptized herself, so her text cannot be treated as the memoir of an acculturating Jewish woman. Interestingly, though, her memoir is also evidence for the scientification of the discourse, as it is a study of human attitudes towards one's body and sexuality. She was undoubtedly influenced by the notion that everything human can be empirically explained, then categorized and analyzed.

Although hygienists, physicians and women's rights activists emphasized a need for sexual reform, their arguments were often "conservative" in the sense that they did not overcome the limitation of perceiving human sexuality as relating only to man-woman relationships. They attempted to prevent syphilis and other venereal diseases from spreading rather than give real sexual freedom to women. Polish-Jewish ego-documents show well how deeply rooted the relation between sexuality and morality was, and how unequal the position of women was compared men. Nevertheless, their efforts also had good consequences: the debate launched then would later be developed and finally bring some changes in the perception of what was meant by sexual modesty and women's decency.

Finally, it seems that those acculturated Jewish women who were engaged in the women's rights movement chose literature as the medium in which to express their attitudes towards female sexuality because their private correspondence does not contain any traces of such a discourse. The perception of the body and sexuality was related rather to class than to ethnicity. Interestingly, the two memoirs which mention female sexuality were written by women who perceived their bodies as non-womanish, which was, in their view, almost a synonym for sexually unattractive. Therefore, the fact that Klara Mirska wrote about the issue might not be accounted for by the time of writing – the late 1960s – but by her negative attitude towards her own body, which might have led to an obsession. In the great

106 See Wanda Wawrzyńska: *Wspomnienia 1901–1987* [Memoirs 1901–1987], archives of the National Library in Poland, BN rps. 13974 III.

107 See Strumff, *Spostrzeżenia nad ludźmi* (see note 95), p. 125.

108 Joanna Sikorska-Kulesza indicates that the memoirs of Maria Czapska, Anna Potocka and Anna Tarczewska clearly show that a wedding night was a total shock for young brides, who were unaware of sexual matters. See Sikorska-Kulesza, *Skąd* (see note 5), pp. 29 f.

majority of memoirs written by acculturated Jewish women in the 1960s, 1970s or 1980s, there is no mention of the author's sexuality.

Summary

Der Artikel konzentriert sich auf die Betrachtung der Diskussion zur weiblichen Sexualität in den frühen 1900er Jahren, die medizinische, feministische und allgemeine Publikationen anregte. Die Grundlage sind die Memoiren, die von einer bestimmten Gruppe sozialer Akteurinnen geschrieben wurden – von jenen jüdischen Frauen, die Polnisch als ihre öffentliche und literarische Sprache wählten, die polnische Kultur als ihren Bezugspunkt und die jüdische Religion und Tradition mehr oder weniger als ihre Privatsphäre ansahen. Der geografische Hintergrund des Artikels beschränkt sich auf das Königreich Polen und Galizien. Der Artikel versucht zu prüfen, ob die jüdische Herkunft der Autorinnen einen Einfluss darauf hatte, wie sie ihre Sexualität und ihren Körper wahrnahmen. Er versucht die Frage zu beantworten, ob Einrichtungen wie beispielsweise Schulen eine Auswirkung auf die Wahrnehmung der eigenen Sexualität hatten. Er nimmt auch Bezug auf zeitgenössische Richtlinien zur Sexualerziehung, um ihren Diskurs in den persönlichen Dokumenten akkultrierter jüdischer Frauen nachzuverfolgen. Der Artikel hat nicht zum Ziel, Fakten zu beschreiben, sondern die Beziehung zwischen persönlichen Erfahrungen und Diskursen. Die detaillierte Analyse ist einer Lebenserinnerung von Klara Mirska gewidmet, einer polnisch-jüdischen Journalistin, Absolventin des Lehrerseminars der TSYSHO (Zentrale jüdische Schulorganisation) und Ehefrau eines prominenten kommunistischen Aktivisten. Ihr Text wird einer sehr besonderen Quelle gegenübergestellt – dem Memoire einer Masseuse jüdischer Abstammung, die in den späten 1890er und frühen 1900er Jahren in Warschau arbeitete. Wie die Gegenüberstellung verdeutlicht, haben die beiden Texte mehr gemeinsam, als es auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint.

Ein Brennglas für Werte- und Normenwandel: Das Verständnis von „Familienplanung“ von der Jahrhundertwende bis 1939 – Polen als Beispiel

von Heidi Hein-Kircher

Als Reaktion auf die gesellschaftliche und politische Modernisierung und vor allem die Frauenbewegungen begannen Ende des 19. Jahrhunderts öffentliche Debatten um „Geburtenkontrolle“ als Reaktion auf ein sichtbar werdendes Phänomen: Die Familienstrukturen in Europa hatten sich allmählich verändert, der sog. demografische Wandel zeigte Wirkung. Der Wandel der traditionellen Familienstrukturen hin zur „Kernfamilie“ von Eheleuten mit nur wenigen Kindern hatte eingesetzt, wobei dieses Phänomen zunächst in den urbanen Zentren auftrat. „Geburtenkontrolle“ als bis dahin tabuisiertes Thema führte dazu, dass Frauen zunehmend öffentlich Stellung bezogen. Gerade die Problematik der „Geburtenkontrolle“¹ und „bewussten Mutterschaft“, mit welcher Haltungen zu Sexualität eng verbunden waren, hatte bereits zur Jahrhundertwende ein mobilisierendes, emanzipatives Potential für Frauen erhalten, die sich, wie etwa im Falle der polnischen Sittenreformbewegung, berufen fühlten, ihre eigene Position zu vermitteln.

Zugleich wurde in den öffentlichen Diskursen die (Kern-)Familie als kleinste Einheit der Nation bzw. des Staates verstanden, wodurch Geburtenkontrolle eine politische Dimension bekam. Dieses in allen Gesellschaften Europas anzutreffende Verständnis von Familie war in den verschiedenen nationalen und konfessionellen Gemeinschaften ein wichtiger Ansatzpunkt, Konzepte für den Umgang mit Geburtenkontrolle zu entwickeln. Prämisse ist daher, dass, obgleich die Kernargumente in den jeweiligen nationalen Diskursen letztlich gleich waren, sie von deren Akteur:innen als jeweiliges, nationales Anliegen dargestellt und dadurch ‚getönt‘ wurden. Die Debatten um Geburtenkontrolle waren ein Mittel, über die Veränderungen von Sitten und Sittlichkeit zu diskutieren und zu propagieren, um letztlich Konzepte der eigenen Nation zu entwerfen, wodurch auch eine Differenz zu anderen Gruppen konstruiert wurde.

Die intensiven und ideologisierten Diskurse über „Geburtenkontrolle“ im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und „bewusster Mutterschaft“ (mit Äquivalenten in den europäischen Sprachen) in der Zwischenkriegszeit reflektierten wie kein anderes öffentlich verhandeltes Thema aus dem privaten Leben die vorherrschenden und sich ändernden gesellschaftlichen Werte und Normen.² Beide legten, so die zentrale Prämisse des Beitrags, die Grundlage zu einem breiter angelegten Verständnis von „Familienplanung“, das noch deutlicher die individuellen Wünsche des Elternpaares bzw. der Mutter hinsichtlich der Kin-

1 Als Überblick grundlegend für die weiteren Forschungen: Anna Bergmann: Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle, Hamburg 1992.

2 In den 1870er Jahren war in der amerikanischen Frauenbewegung „birth control“ zur Charakterisierung von Abtreibung und Schwangerschaftsverhütung gebräuchlich und wurde in den europäischen Sprachen adaptiert. Siehe zur Entwicklung des Begriffs und des Verständnisses etwa Linda Gordon: The Moral Property of Women. A History of Birth Control Politics in America, Urbana
⁵2007. „Bewusste Mutterschaft“ impliziert deutlicher die Entscheidungsfreiheit der Mutter.

derzahl entsprechend ihrer jeweiligen Lebensumstände hervorhebt.³ Somit geht der Beitrag von der Hypothese aus, dass das sich herausbildende Verständnis von „Familienplanung“ in enger Wechselwirkung mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen stand,⁴ insbesondere mit sich verändernden Vorstellungen des Umgangs mit Sexualität und menschlicher Reproduktion sowie mit den Rollenverständnissen von Mann und Frau.⁵ „Familienplanung“ kann somit auch als Reflexion von Familienbildern und -werten verstanden werden und steht daher an der Schnittstelle von Individuen, Gesellschaft(en) und Staat(en). Trotz transnationaler argumentativer Gemeinsamkeiten ermöglichen die öffentlich ausgetragenen, aber jeweils ‚getönten‘ Diskurse über „Familienplanung“ einen fokussierenden Zugriff auf weibliche Haltungen und gesamtgesellschaftliche Anliegen insgesamt, aber auf das jeweilige zeitgenössische Verständnis von der eigenen Gesellschaft bzw. Nation.

Von dieser Prämisse ausgehend, werde ich im Folgenden zwei Beispiele für die sich entwickelnden Diskurse über Praktiken von Familienplanung skizzieren, welche die öffentliche Bewusstmachung und zunehmende Politisierung des Themas als wichtige Meilensteine umfassen. Das erste Beispiel, die Diskurse der polnischen Sittenreformbewegung (*reforma obyczajowa*) nach 1900, soll hierbei die Einbettung des Themas Geburtenkontrolle in breiter angelegte Sittlichkeitsdiskurse diskutieren und hierbei Modi der Aneignung, vor allem aber die national eingefärbte Adaption transnational verhandelter Diskurse vorstellen. So diskutiert es die Veränderungen im Verständnis von (Ehe-)Männern und -Frauen gleichermaßen vor 1914 und zeigt, wie der Wandel des Ehe- und Familienverständnisses sich auch im nationalen Denken niederschlug. Das zweite Beispiel erläutert dagegen skizzenhaft, wie die Ende der 1920er Jahre mit Verve geführten Debatten um Geburtenkontrolle in Polen und Europa in der polnisch-jüdischen Wochenschrift „Ewa“ auf ihre Leserinnenschaft zugeschnitten wurden, nicht zuletzt um für die Modernisierung der traditionellen Frauen- und Familienbilder einzutreten. Hierbei wurden neben polnisch-jüdischen, zionistischen Positionen auch die argumentative Anpassung von neo-malthusianischen und nicht zuletzt eugenischen Ansätzen vertreten. Beide Beispiele zeigen, wie transnational verhandelte Topoi von den Akteur:innen adaptiert und für das jeweilige Zielpublikum nuanciert und passend aufbereitet wurden.

3 Definition bei Willibald Pschyrembel: Klinisches Wörterbuch, Berlin u.a. ²⁵⁷1994, S. 453. Der Begriff „Familienplanung“ wurde wohl erstmals von der amerikanischen Frauenrechtsaktivistin Margaret Sanger in den 1940er Jahren genutzt.

4 Vgl. Charles Tilly: Family History, Social History and Social Change, in: Journal of Family History 12 (1987), S. 319-330; William Goody: Industrialization and Family Change, in: Bert F. Hoselitz, Wilbert E. Moor (Hrsg.): Industrialization and Society, Paris 1968, S. 237-255, verdeutlicht, dass Geburtenkontrolle ein Produkt gesellschaftlicher Rationalisierung und sozio-ökonomischer Modernisierung ist.

5 Vgl. Mark Butler: Das Spiel mit sich. Populäre Techniken des Selbst zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Berlin 2014, S. 79; Mark E. Kelly: Foucault, Subjectivity, and Technologies of the Self, in: Christopher Falzon, Timothy O’Leary u.a. (Hrsg.): A Companion to Foucault, New York 2013, S. 510-525, hier S. 517, DOI: 10.1002/9781118324905.ch26; wegweisend zur Geschichte der modernen Familie siehe Edward Shorter: The Making of the Modern Family, New York 1975.

1. Beispiel 1: Polnisch ‚getönte‘ Sittenreform und Nationalisierung der Familienbilder nach 1900

1.1. Kontext: Geburtenkontrolle als Ausdruck „mentaler Modernisierung“

Waren durch Industrialisierung und Urbanisierung, Verbesserung der Hygiene und letztlich auch durch verbessertes medizinisches Wissen im Laufe des 19. Jahrhunderts die Sterblichkeitsraten insgesamt gesunken, so verringerte sich zeitverzögert auch die Fertilitätsrate. Geburtenkontrolle wurde in breiten Bevölkerungsschichten praktiziert – und war nach Christiane Dienel bis 1914 überall in Europa Ausdruck der „mentalen Modernisierung“⁶ geworden. Insgesamt hatten besser situierte Frauen eher Zugang zu den zeitgenössischen Kontrazeptiva, während den Frauen aus den ärmeren Schichten nur die illegale Abtreibung blieb. Daher erlebte eine spezifische Ratgeberliteratur Konjunktur, durch deren Verbreitung das Thema Empfängnisverhütung ‚salonfähig‘ wurde.⁷

Die im demografischen Wandel spürbaren Praktiken der Geburtenkontrolle provozierten überall in Europa, wenn auch zeitlich versetzt, Diskurse über diese. Sie führten zu öffentlich ausgetragenen Debatten staatlicher und gesellschaftlicher (meist männlicher) Akteure auf der einen und sich berufen fühlender Frauen auf der anderen Seite, die in Frauen-, Sittlichkeits- und Sexualreformbewegungen engagiert waren. Letztere fokussierten sich zunächst auf das Familienbild, das sich im Brennglas der Diskurse um Sexualmoral und Geburtenkontrolle konzentriert abbildete, und stellten moralische und auch religiöse Vorstellungen auf den Prüfstand. Sexualreform und damit verbunden die (vor allem eheliche) Sexualität wurden als Teil der umfassenderen „Sittenreform“-Debatten⁸ insbesondere vom radikaleren Flügel der europäischen Frauenbewegungen verhandelt, bei der besonders gegen die bürgerliche Doppelmoral und gegen Prostitution argumentiert wurde. Für diese Entwicklung hatte gerade die sich seit Mitte der 1900er Jahre herausbildende deutsche Sexualreformbewegung⁹ langfristig wichtige Impulse gegeben. Diese Reformforderungen wirkten nach Ostmittel-

6 Christiane Dienel: Kinderzahl und Staatsräson. Empfängnisverhütung und Bevölkerungspolitik in Deutschland und Frankreich bis 1918, Münster 1995.

7 Diese Ratgeber wurden meist von Ärzt:innen verfasst. Als erste Schrift machte Wilhelm Mensinga (Pseud. C. Hasse): *Facultative Sterilität. Beleuchtet vom prophylactischen und hygienischen Standpunkte für Ärzte und Geburtshelfer*, Berlin u.a. 1892, das Thema der Öffentlichkeit zugänglich; siehe auch den europäischen Bestseller (der Ärztin und Lebensreformerin) Anna Fischer-Dückelmann: *Die Frau als Hausärztin. Ein ärztliches Nachschlagebuch der Gesundheitspflege und Heilkunde in der Familie, mit besonderer Berücksichtigung der Frauen- und Kinderkrankheiten, Geburtshilfe und Kinderpflege*, Stuttgart 1901; Polnisch: Wiedeń 1909, Tschechisch: Praha vor 1910.

8 Etwa mit einer globalen Perspektive und Verortung in die entstehenden Temperenzbewegungen siehe Judith Große, Francesco Spöring u.a. (Hrsg.): *Biopolitik und Sittlichkeitsreform. Kampagnen gegen Alkohol, Drogen und Prostitution 1880–1950*, Frankfurt a.M. 2014; Themenheft *Ariadne* 55: *Die sittliche Waage ist aus dem Gleichgewicht: Gesellschaftliche Debatten um 1900*, Kassel 2009; Elisabeth Meyer-Renschhausen: *Sittlichkeitsbewegung*, in: Rudolf Bauer (Hrsg.): *Lexikon des Sozial- und Gesundheitswesens*, Bd. 3, München 1992, S. 1749-1751.

9 Vgl. Kirsten Reinert: *Frauen und Sexualreform 1897–1933*, Herbolzheim 2000.

europa hinein, etwa durch die intensive Rezeption von übersetzten einschlägigen Ratgebern und Schriften¹⁰ und nicht zuletzt durch (Vortrags-)Reisen der Aktivist:innen.¹¹

Die entstehenden Diskursstränge leiteten aus ihren Haltungen das Verhältnis von Familie zur Nation ab, d.h. deren Rolle als Kern und Grundlage der Nation. Sie zogen also die (eigene) „Nation“ als Referenzpunkt heran. Innerhalb des breiten Spektrums an Argumenten wurde beispielsweise die Haltung vertreten, wonach die Zahl der Angehörigen einer Nation deren Stärke bestimme und daher die Kinderzahl in den Familien hoch sein müsse. Andere postulierten dagegen als Vertreter:innen neo-malthusianischer und eugenischer Haltungen, dass die Stärke einer Nation nicht allein auf ihrer Kopffzahl beruhe, sondern auf deren Qualität, d.h. körperlicher und geistiger Gesundheit. Hierbei ging es in den Debatten im Kern um die Größe und die gute Verfassung der Nation sowie um zu ergreifende Maßnahmen, d.h. gesellschaftliche und staatliche, also „biopolitische“ Interventionen, um dieses Ziel zu erreichen.¹² Geburtenkontrolle als „privat geübte Selbstverständlichkeit“ war somit nach der Feststellung des sozialdemokratischen Eugenikers und Sozialmediziners Alfred Grotjahns daher bereits 1914 „keine Privatsache [mehr], sondern eine kulturelle, nationale und eugenische Sache“¹³, und somit eine politische Angelegenheit geworden. „Empfängnisverhütung“ war am Ende des ‚langen 19. Jahrhunderts‘ „nicht mehr nur Teil eines moralisch-sittlichen Diskurses, sondern stand im Zentrum einer mit Nachdruck geführten bevölkerungspolitischen Debatte, bei der es um den Erhalt von Wohlstand und der Wehrfähigkeit – also um die Macht – ging.“¹⁴ Daher ergriffen die imperialen Staaten – im Sinne der Foucaultschen „Biomacht“ – bevölkerungs- und sozialpolitisch motivierte Maßnahmen wie etwa die Einführung von Mutterschutzfristen, um dieser für sie bedrohlichen Entwicklung sinkender Bevölkerung entgegenzuwirken. Während diese Gesetze durch die imperiale Herrschaft in Ostmitteleuropa in Geltung waren, konnten die Nationalbewegungen nur diskursiv auf diese für sie ebenso problematische Entwicklung reagieren und gleichsam appellativ auf ‚ihre‘ Zielgruppe einwirken.

Wie im Folgenden zu zeigen ist, ‚tönten‘ jedoch beispielsweise polnische Aktivistinnen-Publizistinnen sie und entwickelten daraus Konzepte, wie die polnische Nation unter den Bedingungen der Teilungszeit gestärkt werden könne. Hierbei wurde insbesondere das Konzept einer polnischen Familie unter dem Schlagwort (sittlicher) „Reinheit“¹⁵ (*czystość*) vertreten und in diesem Rahmen auch das Problem einer innerfamiliären Geburtenkontrolle erörtert.

10 Vgl. Diemel, Kinderzahl (wie Anm. 6), S. 55.

11 Beispielsweise hielt die Gründerin des Bundes für Sexualreform und Mutterschutz Helene Stöcker einschlägige Vorträge in Riga, Reval/Tallinn, Helsingfors und St. Petersburg im Jahre 1909, vgl. Christel Wickert: Helene Stöcker 1869–1943. Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin. Eine Biographie, Bonn 1991, S. 86.

12 Grundlegend siehe: George L. Mosse: Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, Reinbek 1987.

13 Alfred Grotjahn: Geburten-Rückgang und Geburten-Regelung im Lichte der individuellen und der sozialen Hygiene, Berlin 1914, S. 316.

14 Robert Jütte: Lust ohne Last. Geschichte der Empfängnisverhütung, München 2003, S. 180.

15 Dieses Konzept ist keinesfalls neu, wurde aber an die gegenwärtigen Bedürfnisse angepasst. Wie Peter Burschel: Die Erfindung der Reinheit. Eine andere Geschichte der frühen Neuzeit, Göttingen 2014, gezeigt hat, ist seit der Frühen Neuzeit „Reinheit“ zu einem kulturellen Code der sozialen (und konfessionellen) Disziplinierung geworden.

1.2. Die polnische Sittenreformbewegung

Exemplarisch zeigt ihr Eintreten für eine Sittenreformbewegung (*reforma obyczajowa*) die Adaption europäischer reformerischer Strömungen unter den Bedingungen des Fehlens einer eigenen Staatlichkeit auf: Sie entwickelte sich nach 1900 und integrierte Forderungen der Abolitionistinnen und der Hygienebewegung. Hierzu meldeten sich vermehrt Frauen zu Wort, was auf den mobilisierenden Charakter des Themas hinweist. Es ging ihnen darum, über ihre Stellungnahme diese von ihnen als gesellschaftliche Herausforderung verstandene Aufgabe einer Sittenreform aus ihrer Perspektive zu beeinflussen, indem sie, wie exemplarisch gezeigt wird, nationales Gedankengut einflochten. Diese Entwicklung spiegelt eine fortschreitende Emanzipation und das wachsende Selbstbewusstsein zunächst der Akteurinnen wider, publizistisch, also öffentlich, Stellung zu beziehen.

Die Reformforderungen kreisten um die Kritik an der männlichen Doppelmoral,¹⁶ der Prostitution und an dem „Handel mit lebender Ware“, also den Frauenhandel.¹⁷ Waren dies grundsätzlich überall verhandelte Topoi, bezogen die polnischen Akteur:innen sie auf die Verhältnisse im geteilten Polen. Die daraus abgeleitete Parole der „Reinheit“ – gemeint war Enthaltsamkeit für beide Geschlechter auch in der Ehe (nicht zuletzt als Mittel der Geburtenkontrolle) – wurde hierbei auch als wesentlicher Ansatz dargestellt, das Problem zahlreicher Geburten und damit verbundener sozio-ökonomischer Herausforderungen zu lösen.

Sind dies grundlegende Probleme, denen sich auch andere Sittlichkeitsbewegungen in jener Zeit stellten, so stellte sich die Sittenreformbewegung im geteilten Polen in den Dienst des polnischen Nationalismus. Daher propagierten die Aktivist:innen zunächst Enthaltsamkeit für beide Geschlechter, was nicht im Widerspruch zu einer grundsätzlich sexualreformerischen Forderung nach einer Emanzipation der Frauen in der Sexualität gesehen wurde. Die zwischen 1905 und 1909 erscheinende und dem polnischen Sozialismus zugeneigte *Czystość* (Krakau) sah sich somit ethischen Fragestellungen verpflichtet, in dem sie die um 1900 erkennbare Veränderungen in den Sitten und den Beziehungen zwischen (Ehe-)Mann und Frau thematisierte:¹⁸ Da Frauen ein „freies, bewusstes Leben“ führen sollten, würden für die Familie „neue“ Frauen und Männer benötigt, denn die monogame, auf Liebe und damit auf dem Glück beider Gatten basierende Familie sei, so beispielsweise die Publizistin Iza Moszczeńska, der schönste Ausdruck der menschlichen Wünsche.¹⁹

Die Indienstnahme dieser Strömung für die polnische Nation wird beispielsweise in einer 1903 in Krakau publizierten Schrift von Antonia Sikorska über Grundlagen der modernen Mädchenerziehung deutlich, in der sie betonte, dass die Familie das Fundament der Gesellschaft sei und daher nicht unsittlich sein dürfe. Die Bedingung, dass „unsere Frauen gute

16 Vgl. ebenda.

17 Etwa Marya Turzyna: *Handel kobietami* [Frauenhandel], in: *Głos Kobiet* (1905), S. 142-163.

18 Vgl. Magdalena Cwetsch-Wyszomirska: *W drodze ku „małżeństwu doskonałemu“*. Małżeństwo na początku wieku XX w świetle „Czystości“ i „Kosmetyki“ [Auf dem Weg zur perfekten Ehe. Die Ehe zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Zeiten von „Sauberkeit“ und „Kosmetik“], in: Anna Żarnowska, Andrzej Szwarz (Hrsg.): *Kobieta i małżeństwo. Społeczno-kulturowe aspekty seksualności. Wiek XIX i XX* [Frau und Ehe. Soziokulturelle Aspekte der Sexualität. 19. und 20. Jahrhundert], Warszawa 2004, S. 43-53.

19 Vgl. Iza Moszczeńska: *Podwójna moralność* [Doppelmoral], in: *Nowe Słowo* 2 (1903), S. 97-101.

Mütter, Ehefrauen und Bürgerinnen sind“, könne nur dann erfüllt werden, wenn sie die Hygienevorschriften für Frauen beherzigten und gesund lebten und die Ehe „vor allem für die Gesellschaft [...] und für das Kind“²⁰ da sei. „Unsere Verpflichtung ist, dass wir heute in der sozialen Arbeit zusammenstehen, ohne in ihr den emanzipatorischen Kampf aufzunehmen, den sich andere Nationen, die politisch und wirtschaftlich glücklicher sind, leisten können.“ Sikorska stellte in ihrer Argumentation die besonders schwierige Lage der Polinnen als Mitglieder einer geteilten, staatlich nicht existenten Nation heraus und betonte daher, dass sie sich nicht an den Vorbildern in Großbritannien oder Skandinavien orientieren sollten, um „nicht unsere eigenen [polnischen, H. K.] Züge mit den Ruinen einer scheinbaren Zivilisation zu verwischen“.²¹ Sikorska erkannte in diesem Beitrag den Patriotismus als prioritär an,²² der die Polinnen von anderen Frauen (und damit letztlich ihre Motivation für die Reformbewegung) unterscheidet. Die Bedeutung der eigenen (geteilten) Nation wurde von ihr vorausgesetzt und als Argumentationsstrategie für die Reformbewegung herangezogen. Ihr Beitrag verdeutlicht somit exemplarisch,²³ dass es der Reformbewegung darum ging, zum Erhalt und zur Stärkung der polnischen Nation beizutragen – die öffentlich geforderte Reform der Sitten wurde somit zu einem politischen Instrument stilisiert.

Progressive polnische Publizistinnen thematisierten auch das sich verändernde Sexualverhalten der Frauen und versuchten hierdurch, das Verständnis von Ehe und damit von Familie zu revidieren, sahen aber eine rechtliche Emanzipation als grundlegende Voraussetzung an. So propagierte Marya Turzyna zunächst die grundsätzliche Befreiung, d.h. Emanzipation, der Frau, weil sie „bislang nicht als menschliches Individuum – und das vor allem in geistiger Hinsicht“ anerkannt sei.²⁴ Nur unter dieser Voraussetzung könne sie ein freier Mensch werden und verstehen, dass „ihre Entwicklung zu einem menschlichen Individuum ihre allerersten Rechte und Pflichten“ sei.²⁵ Turzyna verband dies mit der Forderung nach materieller Unabhängigkeit, weil sie dann erst frei in der Ehe und Mutterschaft werde, dann erst würde sie weiterführende politische Rechte erkämpfen.²⁶ Daher sei die zeitgenössische Frau ein „neuer Typ“. Sie unterscheidet sich von den früheren, da sie nur die eine große Lebenswahrheit kennen würde, nämlich dass der „Mensch sein eigener Schöpfer“²⁷ sei. Die zeitgenössische Polin „versteht, dass sie [...] diese Entwicklung

20 „żeby nasze kobiety były dobrymi matkami, żonami i obywatelkami!“, „przedewszystkiem dla społeczeństwa, że kobieta dla uciechy mężczyzny – ale i dla dziecka“, Antonina Sikorska: Odczyty „O wychowaniu dziewcząt“ wygłoszone w „Czytelnicy dla kobiet“ w marcu 1902 [Vorträge „Über die Erziehung der Mädchen“, gehalten im März 1902 im „Lesesaal für Frauen“], Kraków 1903, S. 12, 14.

21 „obowiązkiem naszym jest, stanąć dziś do wspólnej pracy społecznej, nie wchząc jej walki emancypacyjną, na którą mogą sobie pozwolić inne, szczęśliwsze pod względem politycznym i ekonomicznym narody. My Polki nie potrzebowałybyśmy się nawet po wzory przeprawiać za morze do Anglików lub Skandynawców, niech byśmy tylko rupieciami pozornej cywilizacji nie zacierali cech własnych.“, ebenda, S. 17.

22 Vgl. ebenda.

23 Vgl. ebenda.

24 „nie jest dotychczas uznana za jednostkę ludzką – i to właśnie w znaczeniu duchowym“, Marya Turzyna: Wyzwalająca się kobieta [Die sich befreiende Frau], Kraków 1906, S. 10.

25 „rozwój jej indywidualny jako jednostki ludzkiej, jest najpierwszem jej prawem i obowiązkiem“, ebenda, S. 11.

26 Vgl. ebenda.

27 „człowiek sam jest swoim twórcą“ [„Der Mensch ist sein eigener Schöpfer“], ebenda.

aus eigener Kraft hervorbringen muss, aus eigenem Willen, aus eigener Energie²⁸, auch um eine „moralische Unabhängigkeit“²⁹ zu erlangen. Ohne Sittenreform – für Männer und Frauen gleichermaßen – könne die Familie nicht reformiert werden, denn Ziel sei es, die „reine“ (*czyste*) monogame Ehe zu fördern mit einer Ehefrau, die gleichberechtigt über ihre Kinder wie über ihre eigenen Einkünfte entscheiden könne.³⁰ Jede Frau habe das Recht auf Mutterschaft, die „ihre Mission“³¹ sei, zugleich aber sei sie ein Anliegen der Gesellschaft. Deren Verpflichtung sei es wiederum, sich so lange um die Mutter und ihr Kind zu kümmern, wie es für dessen normales gesundes Heranwachsen notwendig sei. Hierdurch sei es möglich, unabhängig vom (Kinds-)Vater und von patriarchalen Verhältnissen zu werden.³² Aus dieser Feststellung leitete Turzyna – ganz im Sinne der kirchlichen Haltungen – die Forderung nach Abstinenz für beide Geschlechter bis auf den prokreativen Akt ab, zumal diese den Körper gesund erhalte.³³ Diese Einstellung implizierte auch sozialreformerische Ansätze, indem Turzyna eng die politisch-ökonomischen Emanzipationsbestrebungen mit denen der Sittenreform verknüpfte, also mit der Forderung nach Monogamie beider Eheleute, und „reiner Familie“ zum Wohle der eigenen Nation. Turzyna steht daher für eine progressiv-emanzipatorische, aber mit nationalen Argumenten polnisch ‚getönte‘ Sittenreformbewegung, die wichtige diskursive Grundlagen für die Debatten über eine „bewusste Mutterschaft“ in der Zwischenkriegszeit legte.

Die sittenreformerischen Diskurse strebten insgesamt eine Revision des noch vorherrschenden traditionellen Familienbildes und Rollenverständnisses an, ohne dass bereits zu diesem Zeitpunkt „bewusste Mutterschaft“ explizit in den Mittelpunkt der Debatten gestellt wurde. Zugleich verorteten sich diese Reformansätze unter dem ‚Dach‘ des polnischen Nationalismus, was als spezifische, weiterentwickelte Form der „Organischen Arbeit“ an den „nationalen Wurzeln“ zu interpretieren ist.³⁴ Die Akteurinnen brachen also mit der Verhandlung dieser Sittlichkeitsprobleme ein gesellschaftliches Tabu und fügten den Argumenten eine polnische ‚Färbung‘ zu. Hierbei griffen sie aber Argumente insbesondere der deutschen Sittlichkeitsbewegung auf, ohne aber so radikale Forderungen wie die deutsche Sexualreformbewegung zu entwickeln. Sie verflochten sie mit den Anliegen nach einer politisch-

28 „Kobieta współczesna [...] zrozumiała również, że ewolucja ta dokonać się musi jej własnym wysiłkiem, jej własną wolą, jej własną energią.“, ebenda, S. 17.

29 „niezależności [...] moralnej“, ebenda, S. 58.

30 Vgl. ebenda, S. 127.

31 „swoje posłannictwo“, ebenda, S. 139.

32 Vgl. ebenda, S. 138 ff.

33 Vgl. Jolanta Sikorska-Kulesza: „W niewoli ciała i ducha“. Organizacje kobiece wobec problematyki seksualności na początku XX wieku [„In der Knechtschaft von Fleisch und Geist“. Frauenorganisationen zu sexuellen Fragen zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: Anna Żarnowska, Andrzej Szwarc (Hrsg.): *Kobieta i rewolucja obyczajowa. Społeczno-kulturowe aspekty seksualności wieku XIX i XX* [Frauen und die moralische Revolution. Soziokulturelle Aspekte der Sexualität im 19. und 20. Jahrhundert], Warszawa 2006, S. 277-294, hier S. 286 f.

34 Das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter den Bedingungen der Teilungszeit entwickelte Konzept der „Organischen Arbeit“ strebte nach der Niederschlagung der Aufstände des „Polnischen Freiheitskampfes“ die Stärkung der ökonomischen, sozialen und kulturellen nationalen Wurzeln an, um den Erhalt der polnischen Nation zu ermöglichen. Zum Konzept siehe Ute Caumanns: *Organische Arbeit und staatsgesellschaftliche Integration*, in: Michael G. Müller, Igor Kąkolewski u.a. (Hrsg.): *Polen in der europäischen Geschichte, Bd. 3: Die polnisch-litauischen Länder unter der Herrschaft der Teilungsmächte (1772/1795–1914)*, Stuttgart 2020, S. 401-420.

ökonomischen Emanzipation der Frauen und der empfundenen Notwendigkeit, die eigene, geteilte Nation zu stärken. So entwickelte sich ein spezifisches Frauen- und Familienbild, das die Akteurinnen propagierten: Eine gesunde Familie und ein gesundes Volk wurden als voneinander abhängig gesehen, was unter den Bedingungen der Teilungszeit von besonderer Bedeutung für den Erhalt der polnischen Nation sei. Für die Aktivistinnen bildeten die Frauen einen „neuen Typ“, der selbstbewusst („moralische Unabhängigkeit“) über sich, und damit letztlich über ihre Sexualität, sich für eine „reine“ Ehe entscheide.

2. Beispiel 2: Werte- und Normenwandel durch Transfer und Differenz

2.1. Kontext: Debatten um Entscheidungsfreiheit der Frau um 1930

Die politisch-ökonomischen Emanzipationsforderungen der europäischen Frauenbewegungen legten die Grundlagen für die weitere Entwicklung, die durch den Ersten Weltkrieg, die Demokratisierung, Frauenwahlrecht und Nationalstaatsgründungen beschleunigt wurden. Diese hier nur anzudeutende Entwicklung erfüllte aber nicht Hoffnungen und Forderungen nach Anerkennung einer ökonomischen Selbstverantwortung und (ehe-)rechtlichen Gleichstellung für verheiratete Frauen. Unter dem Paradigma der „neuen Frau“ wurde auch das Thema „bewusste Mutterschaft“ nahezu europaweit verhandelt. Das Wissen darum zirkulierte beispielsweise durch Übersetzungen von Ratgeberliteratur, neben die auch jeweils in den Staaten verfasste Werke traten.³⁵ Wichtige Impulse für die Debatten um die Entscheidungsfreiheit der Frauen lieferten europäischen Sexualreformbewegungen,³⁶ die jedoch nicht die Intensität ihres deutschen Vorbildes erreichten, und die Vorbildwirkung der Freigabe der Abtreibung 1920 im jungen Sowjetrußland.

Zeitverzögert wurden Ende der 1920er Jahre die aus diesen Entwicklungen resultierenden Impulse in Polen erkennbar, da zuvor der (Wieder-)Aufbau polnischer Staatlichkeit und die Einführung des Frauenwahlrechts zunächst die Forderungen nach ökonomisch-rechtlicher Gleichberechtigung der Frauen zurücktreten ließen. Erst die Phase wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Krise führte dazu, dass diese neu verhandelt wurden: Nun setzten auch die Debatten um die gesellschaftliche und rechtliche Akzeptanz von „Geburtenkontrolle“ ein, nachdem sie sich an den ersten Entwürfen eines neuen, gesamtstaatlichen Ehe- und Abtreibungsrecht der Sanacja-Regierung entzündet hatten und von links-liberalen Kreisen befeuert wurden.³⁷

35 Das prominenteste Beispiel ist etwas der in zahlreiche Sprache übersetzte Ratgeber von Theodoor van de Velde: *Het volkomen huwelijk* [Die perfekte Ehe], Leiden 1926, Übersetzungen in westeuropäische Sprachen bereits 1926–1927, ins Lettische 1931, ins Polnische und Jiddische 1935 und ins Estnische 1938.

36 Zur Mobilisierung der Arbeiterinnen vgl. Vera Küpper: „Herrin ihres eigenen Körpers“. Arbeiterinnen und die Sexualreformbewegung der Weimarer Republik, in: *Feminismus Seminar* (Hrsg.): *Feminismus in historischer Perspektive. Eine Reaktualisierung*, Bielefeld 2014, S. 115–138.

37 Vgl. hierzu Claudia Kraft: *Das Eherecht in der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939) und das gescheiterte Ideal gleichberechtigter Staatsbürgerschaft*, in: Johanna Gehmacher (Hrsg.): *Zwischen Kriegen: Nationen, Nationalismus und Geschlechterbeziehungen in Mittel und Osteuropa 1918–1939*, Osnabrück 2004, S. 63–82.

Wie durch ein Brennglas legten ihre Diskurse die sich wandelnden Haltungen zum Individuum, zur Familie, aber auch zur Gesellschaft und zum Staat offen: Sie verweisen auf Individualisierungsprozesse und -forderungen sowie auf gesellschaftliche Pluralität, da sie die individuelle bewusste Entscheidung der Frau bzw. des Paares betonen. Zu beobachten ist, dass einerseits männliche Experten Position bezogen, andererseits Frauen sich als gesellschaftspolitische Aktivistinnen zu Wort meldeten, ihnen jedoch meist der medizinische Hintergrund fehlte. Diese Diskurse flochten nun – zeitverzögert im Vergleich zum westlichen Europa – über das frühere, aber noch erkennbare Anliegen der Sittenreformbewegung hinausgehend auch neo-malthusianische und eugenische Argumente ein.³⁸ Eugenik wurde aber als sozialreformerisch und politisch „links“ sowie von der politischen Rechten als „jüdisch“ konnotiert.³⁹ Insbesondere der ausgebildete Arzt und Publizist Tadeusz Boy-Żeleński befeuerte mit seinen Feuilletons vor allem in den „Wiadomości Literackie“ die Debatten, in die sich nicht nur Intellektuelle, sondern auch Ärzte wie der jüdische Arzt Herman Rubinraut einschalteten.

Die nun in diesen Diskursen verdichtet verhandelten Familienwerte und das Recht, über die eigene Sexualität und Reproduktion entscheiden zu dürfen, wurden von der Folie polnischer Staatlichkeit ‚getönt‘. Diese ‚Tönung‘ diente dazu, dass sich die Angehörigen einer ethnischen bzw. konfessionellen Gruppe angesprochen fühlten, und zeugt auch von dem Bestreben, die jeweilige kulturelle und nationale Identität zu bewahren oder zu stärken. Die vorgebrachten Argumente wurden also nur durch diese ‚Tönung‘ unterstützt, für die jeweilige Zielgruppe adaptiert und auf deren Bedürfnisse zugeschnitten, wie das nun zu skizzierende Beispiel verdeutlicht.

2.2. Zur Diskussion der „bewussten Mutterschaft“ in „Ewa“

Ein spezifisches Beispiel für die Tiefen- und Wechselwirkung dieser interdependenten Prozesse und transnationalen bzw. -kultureller Transfers sind die Diskurse um die „bewusste Mutterschaft“ (*świadome macierzyństwo*⁴⁰) in der polnischsprachigen jüdischen Frauenzeitschrift „Ewa“.⁴¹ In ihr wurden aus der Perspektive einer Minderheit innerhalb der Juden

38 Eine von Aleksandra Garlicka zusammengestellte Auswahl von Quellen in: Daria Nałęcz (Hrsg.): *Nie szablą, lecz piórem. Batalie publicystyczne II Rzeczypospolitej* [Nicht mit dem Säbel, sondern mit der Feder. Die Kämpfe in der Publizistik in der Zweiten Polnischen Republik], Warszawa 1993, S. 163-218.

39 Vgl. z.B. Magdalena Gawin: *Seksualność i prokreacja w polskiej publicystyce eugenicznej 1905–1909* [Sexualität und Fortpflanzung in der polnischen eugenischen Publizistik 1905–1909], in: Żarnowska, Szwarc (Hrsg.), *Kobieta i rewolucja obyczajowa* (wie Anm. 33), S. 73-88.

40 Vgl. Katrin Steffen: *Für „bewusste Mutterschaft“ und eine „physische Erneuerung der Judenheit“ – die jüdische Frauenzeitschrift „Ewa“ (1928–1933) in Warschau*, in: Eleonore Lappin, Michael Nagel (Hrsg.): *Frauen und Frauenbilder in der europäisch-jüdischen Presse von der Aufklärung bis 1945*, Bremen 2007, S. 103-122; Monika Szablowska-Zaremba: *Koncepcja „kobiety uświadomionej“ na łamach tygodnika „Ewa“ (1928–1933)* [Das Konzept der „aufgeklärten Frau“ in den Seiten der Wochenzeitschrift „Ewa“ (1928–1933)], in: Inga Iwasiów, Agata Zawiszewska (Hrsg.): *Księgowanie. Literatura, pieniądze, kobiety* [Veröffentlichungen. Literatur, Geld, Frauen], Szczecin 2014, S. 289-307.

41 Vgl. Kamilla Łozowska-Marcinkowska: *Sprawy niewieście. Problematyka czasopism kobiecych*

in Polen bisherige Familienwerte und -normen mit einer gegen die religiöse Orthodoxie gerichteten, letztlich antireligiösen Haltung neu verhandelt, da die Zeitschrift den Impuls der Debatten um das neue gesamtpolnische Ehe- und Abtreibungsrecht erstmals mit einer auf die jüdische Gesellschaft ausgerichteten Zielsetzung aufgriff.

„Ewa“ reflektierte, wie Katrin Steffen ihr grundsätzliches Anliegen resümierend herausstellt, die spezifischen Modernitätserfahrungen von Frauen, die eine konservative Funktion als Bewahrerin der Traditionen und als Mutter wahrzunehmen hatten. Zugleich hatten sie ihre Rolle wegen der allgemeinen und auch innerjüdischen gesellschaftlichen Veränderungen neu zu definieren.⁴² Die zwischen 1928 und 1933 erscheinende Wochenschrift vertrat einen intellektuellen, emanzipatorisch-feministischen und zugleich zionistischen Anspruch und richtete sich vor allem an besser situierte und „kultivierte“⁴³, also letztlich sprachlich-kulturell assimilierte und „moderne“ Jüdinnen.

Im Gegensatz zu den meisten polnischen und jiddischen⁴⁴ Frauenzeitschriften nahmen die Äußerungen zu verschiedenen Aspekten der Geburtenkontrolle einen erheblichen Umfang ein. Gerade in dieser Thematik wird in besonderer Weise das Spannungsverhältnis zwischen Traditionen und der „neuen“ jüdischen Frau⁴⁵ deutlich, da in der Tradition die Jüdin nicht nur für den *Kashrut*, also die Einhaltung der jüdischen Speisevorschriften, sondern auch als Gebärerin jüdischer Nachkommenschaft zur *Nida*, der körperlichen und sexuellen Reinheit, verpflichtet war, wie „Ewa“ es in ihrem Leitartikel zum Pessachfest 1928 oder in der kritischen Diskussion des traditionellen weiblichen „Lebensziels“ („*cel w życiu*“), sich zu verheiraten, verdeutlichte.⁴⁶ Gerade letztgenannter Leitartikel stellte der traditionellen gesellschaftlichen Missbilligung des Ledig-Bleibens die Wünsche auf Unabhängigkeit und Ehelosigkeit der modernen Frau gegenüber und zeigte so das Spannungsverhältnis von religiöser und gesellschaftlicher Tradition und modernem Leben auf.

Drugiej Rzeczypospolitej [Frauenfragen. Die Problematik der Frauenzeitschriften der Zweiten Polnischen Republik], Poznań 2010, S. 84 f. „Ewa“ erschien zwischen 1928 und 1933 und wurde von Paulina Appenzlakowa als Chefredakteurin und Iza Wagmanowa als Herausgeberin herausgegeben. Zu den polnischen Frauenzeitschriften allgemein: Katarzyna Sierakowska: Elementy kobiecego dyskursu o seksualności na łamach międzywojennych periodyków dla kobiet [Elemente des weiblichen Diskurses über Sexualität in den Seiten der Frauenzeitschriften der Zwischenkriegszeit], in: Żarnowska, Szwarc (Hrsg.), *Kobieta i małżeństwo* (wie Anm. 18), S. 365-380.

42 Vgl. Katrin Steffen: Jüdische Polonität. Ethnizität und Nation im Spiegel der polnischsprachigen jüdischen Presse 1918–1939, Göttingen 2004, S. 206 ff.; Łozowska-Marcinkowska, *Sprawy* (wie Anm. 41), S. 84 f.

43 Vgl. Ewa vom 8.5.1931; vgl. auch Monika Szablowska-Zaremba: Portret syjonistki z łam „Ewy“, tygodnika dla pań (1928–1933) [Das Bild der Zionisten in den Seiten von „Ewa“, Wochenschrift für Damen (1928–1933)], in: Anna Janicka, Jarosław Ławski u.a. (Hrsg.): *Zydzi Wschodniej Polski. Seria III: Kobieta żydowska* [Juden in Ostpolen. Serie III: Jüdische Frauen], Białystok 2015, S. 545–560.

44 Vgl. Joanna Lisek: Dyskurs feministyczny w kobiecej prasie jidysz w Polsce [Der feministische Diskurs in der jiddischen Frauenpresse in Polen], in: *Pamiętnik Literacki* 99 (2008), H. 4, S. 61-77, hier S. 76.

45 Vgl. Monika-Szablowska-Zaremba: Wizerunek kobiety nowoczesnej na łamach „Naszego Przeglądu“ 1923–1939 [Das Bild der modernen Frau in den Seiten von „Unser Rückblick“ 1923–1939] in: *Prace Literaturoznawcze* 4 (2016), S. 115-129.

46 Vgl. etwa Ewa vom 1.1. und 29.4.1928.

Der feministische Anspruch „Ewas“ und die intellektuelle Verortung werden insbesondere in zahlreichen Berichten über Treffen feministischer Vereinigungen deutlich, wodurch klar war, dass sich „Ewa“ letztlich der transnationalen, globalen Frauenbewegung verpflichtet sah.⁴⁷ Neben eigenen für die Wochenschrift tätigen Journalistinnen beteiligten sich etwa Boy-Żeleński, Rubinraut und andere Aktivisten und bereiteten die laufenden Debatten für „Ewas“ „kultivierte“ Leserinnen auf. Hierbei verbanden sich vor allem männliche ‚medizinische Autorität‘, Expertise und Wissenstransfer mit einem gesellschaftspolitischen Aktivismus, der das freie Entscheidungsrecht der Frau propagierte, während die Beiträge der Frauen vor allem gesellschaftspolitisch motiviert waren und weibliche Selbstermächtigung widerspiegelten,⁴⁸ in dieser für sie so grundlegenden Frage selbst Stellung zu beziehen.

„Ewa“ machte es sich insgesamt zur Aufgabe, über Ereignisse und Entwicklungen im In- und Ausland zu berichten, die Fragen der Geburtenplanung betrafen, beispielsweise über einen Vortrag in der eugenischen Gesellschaft über die „Unterbrechung der Schwangerschaft“⁴⁹ oder über die „Geburtenkontrolle – deren Schlagwort sich immer mehr verbreitert.“⁵⁰ Hierbei berichtete „Ewa“ auch über traditionalistische Haltungen jüdischer Frauen gegenüber der Familie und ihrer eigenen Rolle, wodurch die Herausgeberinnen ihrer Leserschaft den Spiegel vorhalten konnten.

Das grundsätzliche Spannungsverhältnis von dem Anliegen „kultivierter“ Frauen zu dem traditionellen Rollenverständnis vor Augen, trat die Herausgeberin Paulina Appenzlakowa für einen individualistischen und auf freie Partnerwahl bezogenen Ansatz ein. Sie hinterfragte in ihrem Leitartikel „Kinder der Liebe“⁵¹ kritisch eugenische Forderungen nach Gesundheitsuntersuchungen des zukünftigen Elternpaares.⁵² Appenzlakowa setzte sich für die freie Partnerwahl ein und argumentierte gegen die auf Grund materieller, sittlicher oder auf traditioneller Konvention beruhende Partnerwahl, da nur erstere der Menschheit das geben würde, was diese bräuchte, nämlich Kinder der Liebe. Hiermit wandte sie sich nicht nur ausdrücklich gegen eugenische Praktiken, sondern auch gegen die traditionelle jüdische Ehe und Familie, in der die Ehepartner vermittelt wurden und die möglichst zahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen sollten und vertrat ein modernes Ehekonzept, die Liebesheirat.

47 So beispielsweise in der Bildunterschrift auf der Titelseite des großformatig abgedruckten Bildes über das „feministische Meeting“ von „tausenden von Japanerinnen“, Ewa vom 12.8.1928; über die Entwicklung in der Sowjetunion und den USA, Ewa vom 24.6. und 1.7.1928; vgl. auch Monika Szablowska-Zaremba: Dziennik międzywojennej prasy polskiej-żydowskiej [Ein Tagebuch der polnisch-jiddischen Presse der Zwischenkriegszeit], in: Archiwum Emigracji. Studia – Szkice – Dokumenty (2014), S. 34 ff., URL: https://www.bu.umk.pl/Archiwum-Emigracji/gazeta/ae_20/05_Szablowska-Zaremba.pdf [Zugriff: 1.7.2021]; Eva Plach: Feminism and Nationalism on the Pages of „Ewa“: „Tygodnik“, 1928–1933, in: Polin 18 (2005), S. 241-262; Maria Antosik-Piela: Feminism po żydowsku. Tygodnik „Ewa“ (1928–1933) [Feminismus auf jüdische Art. Die Zeitschrift „Ewa“ (1928–1933)], in: Midrasz 12 (2008), S. 44-48.

48 Neben der unten diskutierten Melcerowa etwa z.B. Michalina Kahan über die englische Frauenrechtsbewegung, Ewa vom 8.4.1928; Sabina Hollenders Bericht über eine sexualkundliche Ausstellung in Köln, Ewa vom 22.4.1928.

49 Ewa vom 1.1.1930.

50 „Kontrola urodzeń – oto najnowsze hasło, znajdujące coraz szersze rozpowszechnienie [...]“, Ewa vom 1.4.1928.

51 Paulina Appenzlakowa: „Dzieci miłości“ [Kinder der Liebe], in: Ewa, 25. Oktober 1931, S. 1 (hier als Diskussionsbeitrag bezeichnet).

52 Vgl. ebenda.

Die Auseinandersetzung mit der Geburtenkontrolle war auch hinsichtlich des zionistischen Gedankenguts von Bedeutung, wodurch schließlich auch das Problem staatlicher Einflussnahme auf die Geburtenkontrolle diskutiert wurde. Paulina Appenzlakowa stellte die veränderte Rolle der Frau von der Hüterin von *Kashrut* und *Nida* hin zur Hüterin der Nation heraus: Sie stellte fest, dass von der jüdischen Frau „alles“ abhinge, die „Mutter und Ehefrau“ habe „entscheidenden Einfluss auf das nationale Leben, auf die Erziehung der jungen Generation“. Die „Hausfrau“ wachse „zum entscheidenden Faktor“.⁵³ Ebenso exemplarisch für die Verbindung mit zionistischen Haltungen ist ein Beitrag des für die polnischsprachige jüdische Tageszeitung „Nasz-Przeгляд“⁵⁴ tätigen Journalisten Samuel Hirschhorn über die Bedeutung der Geburtenkontrolle in der gleichen Ausgabe zu sehen. In diesem Beitrag lässt sich Hirschhorns Position hinsichtlich der jüdischen Nation und gleichermaßen Familie ableiten. Geburtenkontrolle deutete er somit als Mittel zur notwendigen Hebung bzw. Erneuerung der jüdischen Kultur und Nation, indem er davon ausging, dass weniger Kinder, also eine kleinere Familiengröße, den Wohlstand und die Kultur der jüdischen Familien (und damit der jüdischen Nation) stärken würden. Er beschloss daher den Beitrag mit der Feststellung, dass selbst unter militärischen Erwägungen eine Geburtenkontrolle zielführend sei, weil für einen siegreichen Krieg vor allem materieller Wohlstand und hohe geistige Kultur notwendig seien. Diese besäßen gerade die Nationen, die „ihre Zivilisation und Wohlstand mit Hilfe von Geburtenkontrolle anheben“⁵⁵ würden. Insgesamt zeigt Hirschhorns Beitrag, dass aus dem Umgang mit Geburtenkontrolle ein Diskurs über (gesellschaftliche) Modernisierung und Veränderung der jüdischen Nation erwuchs und dass das Thema nicht nur für die polnische Mehrheitsgesellschaft, sondern auch in der jüdischen (Minderheits-)Bevölkerung von Relevanz war.

Sehr deutlich wird die Adaption moderner transnational wirksamer Vorstellungen und Ideologeme wie der Eugenik etwa in der Darstellung über voreheliche Gesundheitsuntersuchungen. „Ewa“ griff dabei auch auf die aktuellen Diskurse der Weimarer Republik zurück und flocht sie in ihre Berichte ein. Beispielsweise lassen sich im Artikel „Nochmals zur Geburtenkontrolle“⁵⁶, der zionistischen Abgeordneten und ständigen Mitarbeiterin Róża Melcerowa, neo-malthusianische Argumentationsmuster feststellen, zugleich aber Vorstellungen individueller Entscheidungsfreiheit auf Grund individueller Wünsche: Sie betonte, dass wegen zahlreicher Geburten die Gesundheit der Mutter angegriffen und daher auch diejenige des Neugeborenen schwächer sei. Melcerowa stellte fest, dass „keine – selbst die strengsten religiösen Verbote, eine Drohung und Strafen seitens des Gesetzgebers die Frauen von einem Eingriff in eine ungewollte Schwangerschaft abhalten kann. [...] Eine solche Heldentat [Abtreibung, H. K.] kann [letztlich aber, H. K.] nur die begüterteste Frau vornehmen.“⁵⁷ Mel-

53 „wplyw decydujący matki i żony na życie narodowe, na wychowanie młodego pokolenia“, „gospodyni domu [...] do decydującego czynnika.“, ebenda.

54 Ausführlich siehe: Steffen, Jüdische Polonität (wie Anm. 42).

55 „[...] właśnie narodów, podnoszących swą cywilizację i dobrobyt zapomocą kontroli nad urodzeniami“, Ewa vom 1.4.1928.

56 Róża Melcerowa: Jeszcze o kontroli urodzeń [Nochmals zur Geburtenkontrolle], in: Ewa, 22. April 1928, S. 2; Grundlegender Überblick zur Weimarer Republik: Cornelia Osborne: Frauenkörper – Volkskörper. Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik, Münster 1994.

57 „żadne – choćby najsurowsze zakazy religijne, żadne groźby i kary ze strony ustawodawcy, żadne cierpienia fizyczne nie wstrzymywały zrozpaczonych od uciekania się do „zabiegów“ przed

cerowa berichtete dabei von einer Versammlung in der Weimarer Republik, bei der 1924 die Freigabe von Abtreibungen gefordert worden sei, und weiter von dem Internationalen Arbeiterkongress 1926, indem sie eine deutsche Genossin originalsprachlich zitiert: „Sagen Sie unseren Kameraden im Osten sie [!] mögen nicht so viele Kinder in die Welt setzen.“⁵⁸ Sie folgert daraus, dass nur Kinder geboren werden sollten, die der ausdrückliche Wunsch der Eltern seien und daher wolle „keine Frau“ etwa ein drittes, schon gar nicht ein viertes oder fünftes bekommen. Ebenso engagiert nahm Melcerowa 1930 zu einem auf der Eugenik beruhenden Ansatz Stellung, nämlich zur Frage vorehelicher Gesundheitsuntersuchungen, die im Deutschen Reich seit Mitte der 1920er Jahre unter eugenisch-„rassehygienischen“ Gesichtspunkten diskutiert wurden. Melcerowa adaptierte diese Haltungen und legte sie in der Form aus, dass sie eine „kolossale Wohltat“, sowohl für die Brautleute als auch „für die gesamte Gesellschaft“ seien. Sie hoffte daher, dass der „Kampf mit der degenerierten Rasse“ (womit sie das verarmte, kraftlose Judentum kritisierte) durch diese Ehezeugnisse geeignete Mittel an die Hand erhalte⁵⁹ – für sie waren die vorehelichen Gesundheitsuntersuchungen somit ein Mittel, zukünftig gesunde jüdische Kinder zu gebären. Ihre ideologisierten Begründungen von Geburtenkontrolle verweisen darauf, wie sehr deren Einfluss die sich verändernden Familienbilder prägte.

Infolgedessen kann dieser für die jüdische Gesellschaft, die in verschiedene religiöse und politische Gruppen mit traditionalistischen und fortschrittlichen Haltungen differenziert war, progressive Ansatz als Strategie interpretiert werden, die assimilierten, „kultivierten“ Frauen bzw. Paare über die Möglichkeiten und Chancen von „bewusster Mutterschaft“ aufzuklären und für ‚moderne‘ Familienkonzepte zu gewinnen. Da erst zu Mitte der 1930er Jahre vermehrt nicht-assimilierte, traditionell lebende Jüdinnen durch jiddischsprachige Ratgeberliteratur und Beratungen angesprochen wurden, kann „Ewa“ Engagement als Transferleistung und auch wichtiger Impuls gewertet werden, sich mit Fragen der Geburtenkontrolle auseinanderzusetzen. Gerade der multiperspektivische Ansatz von „Ewa“, über verschiedene Beiträge zur Geburtenkontrolle eigene Haltungen hervorzuheben und damit Werte und Normen für ihre Zielgruppe zu prägen, verdeutlicht kulturelle, gesellschaftliche und politische Transfer- und Adaptionsprozesse von Ideen, welche die modernen, „kultivierten“ jüdischen (assimilierten) Frauen herausforderten. „Ewa“ propagierte letztlich eine Neudefinition von jüdischer Familie und daher auch der jüdischen Frauen in ihrer Position als Ehe- und Hausfrau und als Mutter unter den Bedingungen der Moderne, zeigte aber argumentativ mit dem Rückgriff auf jüdische Spezifika auch die Differenz zu polnischen und jüdischen nicht-„kultivierten“, nicht-gebildeten Frauen und Müttern auf.

niepożądanem macierzyństwem. [...] Bohaterstwa tego jednak dokonać może tylko kobieta za-
możniejsza.“, Melcerowa, Jeszcze o kontroli urodzeń (wie Anm. 56).

58 Ebenda.

59 „kolosalnem dobrodziejstwem“, „społeczeństwa wogóle“, „walka ze zwyrodnieniem rasy“, Ewa vom 16.11.1930.

3. Fazit

Insgesamt entwickelte sich „Familienplanung“ als Praktik gleichsam *ex negativo*, d.h. aus der zunehmenden Missachtung des grundsätzlich religiös gebotenen „Gebärzwangs“ der Frauen. Diese Entwicklung bedeutete einen Tabubruch, nämlich Sexualität und deren Folgen insbesondere für Frauen und damit für Familien, öffentlich zu verhandeln. Nach diesem entwickelte sich der Umgang mit „Geburtenkontrolle“ zu einer zentralen Herausforderung für die „neue Frau“ und die moderne, nationale Gesellschaft gleichermaßen. Diese Entwicklung ist an den hier exemplarisch skizzierten Beispielen nachvollziehbar: Der Rolle der Frau in der eigenen Gesellschaft als Gebälerin und der Familie als Kern der jeweiligen Nation wird von den Publizist:innen nicht hinterfragt, jedoch das Problem der Geburtenkontrolle, bei der es im öffentlich ausgetragenen Diskurs letztlich um die Verhandlung des besten Wegs ging, die eigene Gruppe zu stärken. Hierdurch wurden traditionelle Familienverständnisse, Werte und Normen zur Disposition gestellt: Die Entwicklung des Konzepts „Familienplanung“ bzw. dessen ‚Kariere‘ ist somit das Resultat einer Neukonzipierung von Familie, von inhärenten Weiblichkeits-/Mutter- und Männlichkeitsvorstellungen und des Umgangs mit Sexualität. Die exemplarisch vorgestellten Diskurse zeigen, dass „Familienplanung“ schrittweise eine zentrale Bedeutung für die Selbstermächtigung von Frauen über die kulturell-religiösen Grenzen hinweg annahm. Ihr Verständnis basierte auf einer zunehmend wahrgenommenen Loslösung von menschlicher Reproduktion und Sexualität: Die Diskurse um Praktiken der Familienplanung griffen kollektive Werte und Normen sowie deren Entwicklungskontexte auf und trugen zu ihrer Weiterentwicklung unter ihrer spezifischen Perspektive bei. Jedoch führten die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Kontexte zu einer besonderen nationalen ‚Färbung‘ der Diskurse. Man denke nur an den Diskurs über die polnische Sittenreform, die einen besonderen Strang nationalen Denkens und der „Organischen Arbeit“ an den gesellschaftlichen Wurzeln der polnischen Nation bildete, oder an die polnisch-jüdisch und zionistisch inspirierten Beiträge von „Ewa“. Deutlich wird, dass die Diskurse um Geburtenkontrolle an der Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft stehen. Hierdurch wurden sie in besonderer Weise zu einem spezifischen Spiegel gesellschaftlich-politischer Prozesse und wirkten gleichzeitig als Impuls für die Weiterentwicklung gesellschaftlicher Vorstellungen von Familien, Ehe und Sexualität.

Wie die exemplarisch knapp angeführten Beispiele zeigen, birgt die Konzeptualisierung von „Familienplanung“ als Wert- und Normbegriff in historischer Perspektive ein erhebliches Potential für eine tiefere Analyse gesellschaftlicher Probleme. „Familienplanung“ erscheint wie ein Brennglas, da gesellschaftliche Prozesse und transnationale Entwicklungen sowie Differenz zwischen den verschiedenen Akteur:innengruppen ebenso untersucht werden können wie gegenwärtig drängende gesellschaftliche Befindlichkeiten. Eine solche Perspektive erlaubt es zu erklären, warum gerade „Familienplanung“ auf gesellschaftlicher Ebene ein hohes mobilisierendes Potential hat und bis heute von hoher gesellschaftlicher Relevanz für die Selbstermächtigung von Frauen ist, wie es beispielsweise die „schwarzen Streiks“ zu Ende des Jahres 2020 in Polen gezeigt haben.

Summary

The contribution focuses on the debates and ideas of birth control and family planning in Polish society during the early part of the 20th century and the interwar period. Starting with transnational discussions on moral reforms during the turn of the century the topic of birth control was part of the discourses about “male double standards“, monogamy, prostitution and trafficking of women and gradually gained vital importance for the self-empowerment of women. This empowerment, in turn, was closely linked to the efforts to modernise the divided Polish nation. In this narrative the objective of political-economic and assertive emancipation of women is connected to the need to strengthen the divided nation through the motherhood role. „Family Planning“ was thus strongly influenced by developments of society as a whole, by demographic policy and by the changing ideas regarding sexuality and human reproduction. This development continued also after 1918 and is analysed by the authoress by focusing mainly on demands for birth control and family planning, as were strongly supported in the Polish-Jewish women’s magazine “Ewa”. Overall this contribution will show, that negotiations of the issue of family planning in Polish society took place between the individual, society and the state or the nation. Family planning hence refers to the processes and demands connected to individualisation, to social-political activism and to female self-empowerment regarding sexuality, all of which advocate the right of women to choose freely.

Die Politisierung und rechtliche Einhegung von Sexualität und Reproduktion in Polen: Moral, Demografie, (weibliche) Selbstbestimmung

von Michael Zok

Einleitung

Deutungskämpfe um Partnerschaft und Sexualität sowie damit verbunden um (weibliche) Reproduktionsrechte, die unter anderem Fragen von Verhütung und Zulässigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen beinhalten, sind auch im 21. Jahrhundert emotional diskutierte Themen. Aktuelle Fälle wie das sogenannte Heartbeat Law im US-Bundesstaat Texas, das Abtreibungen ab dem ersten Herzschlag des Fötus verbietet, stehen auf der einen Seite. Auf der anderen finden sich Liberalisierungsbestrebungen, etwa in Südamerika, wo in mehreren katholisch geprägten Ländern liberale Gesetze trotz des Widerstands der katholischen Kirche und konservativer Eliten erlassen wurden. Auch in Europa – und insbesondere in Polen – sind diese Themen nahezu allgegenwärtig. In einer Langzeitperspektive lassen sich „heiße“ und „kalte“ Phasen in einem Konflikt erkennen, den man analog zu Begrifflichkeiten aus den internationalen Beziehungen als „eingefrorenen Konflikt“ bezeichnen könnte.¹ Diesen Konflikt und seine verschiedenen Phasen nachzuzeichnen, ist das Ziel dieses Beitrags.

Einige Vorbemerkungen zu Fragestellung, Quellenauswahl und Akteur:innen

Die aktuell wieder aufgebrochenen Auseinandersetzungen („heiße Phase“) um (weibliche) Reproduktionsrechte in Polen sind Folgen eines Urteils des Verfassungsgerichtshofs vom Oktober 2020, das Schwangerschaftsabbrüche aufgrund embryopathologischer Indikation für verfassungswidrig erklärte. Zuvor hatte die Rechtsprechung auf dem Gesetz von 1993 basiert, das Abtreibungen nur in wenigen Fällen, bei medizinischer und kriminologischer Indikation, erlaubte. Dieses Gesetz, häufig als „Kompromiss“² bezeichnet, und seine Genese stehen im Mittelpunkt dieses Beitrags. Gerade an ihr und der Argumentation der Gegner:innen und Befürworter:innen lassen sich einerseits Konflikte um (weibliche) Reproduktionsrechte³ exemplifizieren. Andererseits sind die Auseinandersetzungen um den Schwangerschaftsabbruch aufgrund seiner moralischen Implikationen und seines kontroversen

1 Vgl. zum Themenkomplex der „eingefrorenen Konflikte“: Wim van Meurs: Eingefrorene Konflikte: Wie weiter mit den Quasistaaten?, in: Osteuropa 57 (2007), H. 11, S. 111-120; Dov Lynch: Unrecognized States in Eurasia: Frozen Conflicts, in: The World Today 57 (2001), H. 8/9, S. 36-38.

2 Małgorzata Druciarek: „Schwarzer Protest“ – in Richtung eines neuen „Kompromisses“ beim Abtreibungsrecht?, in: Polen-Analysen 11 (2016), H. 191, S. 2-6.

3 Ich folge hier den Gedanken von Helmut Kreß, der Reproduktionsrechte definierte als „das ‚Recht, positiv oder negativ über die eigene Fortpflanzung‘ und ‚über das ‚Ob‘ und das ‚Wie‘ der Fortpflanzung‘ eigenständig zu beschließen“. Vgl. Hartmut Kreß: Schwangerschaftsabbrüche im heutigen Kontext von Reproduktionsmedizin und Präimplantationsdiagnostik, in: Ulrike Busch, Daphne Hahn (Hrsg.): Abtreibung. Diskurse und Tendenzen, Bielefeld 2014, S. 139-162, hier S. 150.

sen Charakters deutlich wahrnehm- und somit analysierbar. Phasenübergänge hin zu „heißen Phasen“ können unter anderem durch rechtliche Vorgaben – insbesondere durch (geplante) gesetzliche Verbote oder Liberalisierungen – ausgelöst werden, während in „kalten“ Phasen der Konflikt jenseits der öffentlichen Wahrnehmung weiterschwelt. Dabei steht der Konflikt um den Schwangerschaftsabbruch stellvertretend für andere Auseinandersetzungen zwischen Befürworter:innen und Gegner:innen einer liberalen Sexualmoral in der polnischen Nachkriegsgesellschaft, etwa um die Zulässigkeit „künstlicher Verhütungsmittel“, Scheidungen, oder aber auch um die Einführung und Ausgestaltung (außer-)schulischer Sexualerziehung⁴ und Eheberatung.

Sexualität, ihre Regulierung bzw. Normierung, und insbesondere die Frage nach der Zulässigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen ist jedoch nicht nur mit konfrontativen Moralvorstellungen verschiedener gesellschaftlicher Akteur:innen verbunden, sondern auch mit Fragen der Rechtsprechung und Demografie. Durch den Anspruch, (individuelles und kollektives) Sexual- und Fortpflanzungsverhalten in Abhängigkeit von den jeweils innerhalb der Eliten vorherrschenden demografischen Wunschvorstellungen zu formen, werden die verschiedenen Aspekte menschlicher Sexualität zu Gegenständen von Diskursen politischer Akteur:innen, was in diesem Beitrag unter „Politisierung“ verstanden wird. Diese Diskurse und Vorstellungen „korrekter“ Sexualität sowie die gewünschten Praktiken schaffen ein Spannungsverhältnis zwischen (versuchter) Normierung und Durchsetzung mithilfe legislativer Vorgänge und juristischer Prozeduren, was hier mit dem Begriff „rechtliche Einhegung“ von Sexualität gefasst wird, und der tatsächlichen Praxis der Individuen und Paare. Die Nichterfüllung dieser Vorstellungen und Normen führt zu Konflikten, etwa strafrechtlicher Natur, wobei der Beitrag aufgrund seines begrenzten Rahmens die Frage der Konflikte im Alltag nur streifen kann. Daher konzentriert er sich auf die Debatten um den Schwangerschaftsabbruch im Nachkriegspolen. Die Zeitspanne zwischen 1956 und 1993 bildet dabei den Schwerpunkt.

Der Beitrag kontextualisiert die Debatten um den Abbruch mit Vorstellungen von Partnerschaft und gibt einen knappen Überblick über die Entwicklung der Argumentationsstrategien der politischen Akteur:innen. Grob lassen sich diese in Gegner:innen (einer liberalen Regelung) der Zulässigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen, wie etwa die katholische Amtskirche und mit ihr verbundene Organisationen und *pressure groups*, sowie in deren Befürworter:innen unterscheiden. Zu den letzteren gehörten in der sozialistischen Periode etwa (wenn auch nicht uneingeschränkt) die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei (*Polska Zjednoczona Partia Robotnicza*, PZPR) sowie die staatlichen Frauenorganisationen.⁵

4 Vgl. Agnieszka Kościańska: *To See a Moose. The History of Polish Sex Education*, New York u.a. 2021.

5 Aufgrund der pandemischen Lage war es bisher nur möglich gewesen, die Unterlagen verschiedener Frauenorganisationen, die sich im Archiv der Neuen Akten (*Archiwum Akt Nowych*) in Warschau befinden, zu sichten. Dazu zählen etwa die staatlichen Frauenorganisationen während der kommunistischen Herrschaft wie die Frauenliga (*Liga Kobiet*) oder der Landesfrauenrat (*Krajowa Rada Kobiet Polskich*). Daneben konnten auch Unterlagen der jeweiligen Frauenunterorganisationen in den verschiedenen Parteien eingesehen werden, wie diejenigen der Frauenkommission (*Komisja Kobiet*) beim ZK der PZPR, oder auch des Frauenkreises (*Koło Kobiet*) der Partei Demokratische Union (*Unia Demokratyczna*). Die Analyse von (nichtstaatlichen) Frauenorganisationen, die in den Debatten um die rechtliche Neuregulierung des Schwangerschaftsabbruchs zwischen

Im Parlament gab es während der Volksrepublik mehrere Gruppierungen, die sich als Vertreter der katholischen Soziallehre verstanden: Dazu gehörte die Vereinigung (*stowarzyszenie*) PAX genannte Gruppierung „fortschrittlicher Katholiken“, deren Gründung nach Kriegsende von den Kommunisten erlaubt worden war, um Katholiken und Amtskirche voneinander zu entfremden.⁶ In den folgenden Jahrzehnten kamen weitere katholische Laiengruppen hinzu, wie etwa der Parlamentskreis Znak (Zeichen)⁷ sowie der Christliche Sozialverband (*Chrześcijańskie Stowarzyszenie Społeczne*, ChSS), die sich an den Debatten nach 1957 beteiligten. Für die 1980er Jahre nahm hingegen der Polnische Katholische Sozialverband (*Polski Związek Katolicko-Społeczny*, PZKS) eine wichtige Rolle ein. Ab 1989/90 traten dann „christliche“ Parteien auf. Hierzu zählten etwa die Christlich-Nationale Union (*Zjednoczenie Chrześcijańsko-Narodowe*, ZChN), die Zentrumsallianz (*Porozumienie Centrum*) mit Jarosław Kaczyński an der Spitze, die Christdemokratische Arbeitspartei (*Chrześcijańsko-Demokratyczne Stronnictwo Pracy*) sowie weitere „christdemokratische“ bzw. „-nationale“ (Kleinst-)Parteien.

Auf der anderen Seite standen die (mehrheitlich) eine Liberalisierung favorisierenden Gruppierungen. Hierzu zählten unter anderem (vor allem aus pragmatischen Gründen, siehe unten) die PZPR sowie verschiedene Ministerien (für Bildung, Gesundheit, Justiz). Nach dem Ende des Kommunismus und der Auflösung der PZPR entstand an ihrer Stelle die Sozialdemokratie der Republik Polen (*Socjaldemokracja Rzeczypospolitej Polski*). Gemeinsam mit anderen linken Kleinparteien, die nicht aus der Konkursmasse der PZPR entstanden, sondern beispielsweise Traditionen der Zwischenkriegszeit aufnahmen, wie die Polnische Sozialistische Partei (*Polska Partia Socjalistyczna*), bildeten sie das Bündnis der Demokratischen Linken (*Sojusz Lewicy Demokratycznej*).⁸

Nicht zuletzt beteiligte sich auch die staatlich finanzierte Familienplanungsgesellschaft an den Diskussionen. Sie war ein Gremium, das im Zuge der Entstalinisierung unter dem Namen Gesellschaft für bewusste Mutterschaft (*Towarzystwo Świadomego Macierzyństwa*, TŚM; später dann Gesellschaft für Familienplanung bzw. -entwicklung, *Towarzystwo Planowania Rodziny*, TPR, bzw. *Towarzystwo Rozwoju Rodziny*, TRR) als Expert:innenvereinigung gegründet worden war. In den Debatten um das Abtreibungsrecht nahmen ihre Mitglieder eine ambivalente Position ein (siehe unten).

Im Beitrag stehen somit vor allem (männlich dominierte) kollektive Akteure wie Parteien, gesellschaftliche Institutionen, Ministerien, sowie die katholische Kirche und die mit ihr verbundenen Laienorganisationen im Mittelpunkt, die den Diskurs maßgeblich, wenn auch durchaus unterschiedlich in der Volksrepublik und in der postsozialistischen „Dritten Republik“, beeinflussten. Fand der Diskurs während der ersten Phase nahezu lediglich unter

1989 und 1993 intensiv beteiligt waren, steht noch bevor. Zur Frauenliga allgemein: Barbara A. Nowak: *Serving Women and the State: The League of Women in Communist Poland*, unpubl. doc. thesis, The Ohio State University 2004.

6 Vgl. Mikołaj Stanisław Kunicki: *Between the Brown and the Red. Nationalism, Catholicism, and Communism in Twentieth-century Poland. The Politics of Bolesław Piasecki*, Athens 2012.

7 Vgl. Andrzej Friszke: *Koło posłów „Znak“ w Sejmie PRL 1957–1976* [Der Parlamentskreis „Znak/Zeichen“ im Parlament 1957–1976], Warszawa 2002.

8 Siehe allgemein zu den Parteien und Koalitionen nach 1989: Westyna Gładkiewicz, Krystyna Anna Paszkiewicz u.a.: *Partie i koalicje polityczne III Rzeczypospolitej* [Parteien und politische Koalitionen der Dritten Republik], Wrocław 2004.

Ausschluss der Öffentlichkeit zwischen den Akteuren statt, zeigen die Entwicklungen seit den 1980er Jahren ein Aufbrechen dieser hermetischen Konstellation. Eine zunehmende Thematisierung der Frage und die Mobilisierung der jeweiligen Unterstützer:innen für oder gegen ein liberales Abtreibungsrecht wurde im öffentlichen Raum möglich. Sie dauert im Wesentlichen bis heute an.

Familien, Reproduktion und Demografie in den Vorstellungen von Kirche und Partei: Stabilität und „Krisen“

Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges mit seinen horrenden Bevölkerungsverlusten waren prägend für die polnische Gesellschaft, sowohl in der unmittelbaren Nachkriegszeit als auch in späteren Dekaden. Daher erscheint es nicht verwunderlich, dass Amtskirche und Kommunisten unmittelbar nach dem Krieg eine pronatalistische Politik verfolgten, um die Bevölkerungsverluste zu „kompensieren“.⁹ Für die konkrete Fragestellung bedeutet dies, dass nach dem Ende des Krieges hinsichtlich des Schwangerschaftsabbruchs wieder dieselben rechtlichen Rahmenbedingungen wie vor dem Krieg herrschten. Seit 1932 war dieser aufgrund medizinischer sowie kriminologischer Indikation erlaubt.¹⁰ Während des Krieges hatten die deutschen Besatzer auch Abtreibungen auf Verlangen der Frau legalisiert, um ein zu schnelles Wachstum der polnischen Bevölkerung zu verhindern.¹¹ Die Rückkehr zum rechtlichen Rahmen von 1932 war jedoch einigen Akteur:innen zu liberal. So etwa einem Autor, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1946) in einem Brief an das Arbeitsministerium die Abschaffung von Schwangerschaftsabbrüchen und das Verbot von der Bereitstellung von abortiven Medikamenten und Mitteln forderte.¹² Auch das polnische Episkopat kritisierte dies in einem Memorandum aus dem gleichen Jahr.¹³ Im Zusammenhang mit der geplanten Reform des Strafrechts forderte es 1952 eine härtere statt einer mildereren Bestrafung für illegale Eingriffe. Dabei argumentierten die Bischöfe demografisch

9 Vgl. Barbara Klich-Kluczevska: Making Up for the Losses of War: Reproduction Politics in Post-War Poland, in: Maren Röger, Ruth Leiserowitz (Hrsg.): Women and Men at War. A Gender Perspective on World War II and its Aftermath in Central and Eastern Europe, Osnabrück 2012, S. 307-328; Małgorzata Fidelis: „A Nation’s Strength Lies Not in Numbers.“ De-Stalinisation, Pronatalism, and the Law of Abortion of 1956 in Poland, in: Claudia Kraft (Hrsg.): Geschlechterbeziehungen in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg. Soziale Praxis und Konstruktion von Geschlechterbildern. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 17. bis 20. November 2005, München 2008, S. 203-215.

10 Vgl. Agata Ignaciuk: Abortion Debate in Poland and its Representation in Press, unpubl. master thesis, internat. and pol. studies, University of Łódź 2007, S. 36.

11 Vgl. Wiebke Lisner: Hebammen im ‚Reichsgau Wartheland‘ 1939–1945: Geburtshilfe im Spannungsfeld von Germanisierung, Biopolitik und individueller biographischer Umbruchssituation, in: Matthias Barelkowski, Claudia Kraft u.a. (Hrsg.): Zwischen Geschlecht und Nation: Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert, Osnabrück 2016, S. 237-263, hier S. 242.

12 Vgl. Archiwum Akt Nowych [Archiv der Neuen Akten, AAN], URM, 290/0/5/372, Bl. 1-2.

13 Vgl. Peter Raina: Kościół w PRL – Dokumenty. Kościół katolicki a państwo w świetle dokumentów 1945–1989. Dokumenty, Bd. 1: 1945–1959 [Die Kirche in der Volksrepublik Polen – Dokumente. Die katholische Kirche und der Staat im Lichte von Dokumenten 1945–1989, Bd. 1: 1945–1959], Poznań 1994, S. 40.

(jedoch mit Zahlen der Zwischenkriegszeit) sowie religiös-moralisch, indem sie sich auf das fünfte Gebot beriefen.¹⁴ Sie konnten sich damit jedoch nicht durchsetzen, stattdessen kam es zu einer Liberalisierung im April 1956 (siehe unten).

Die Auseinandersetzung um den Schwangerschaftsabbruch war jedoch nur eines von vielen Konfliktfeldern zwischen Partei und Kirche. Generell entwickelten sich um die Fragen der Fortpflanzung und Familie Konflikte. Ein Beispiel war die Reform des Eherechts von 1946. Sie führte nicht nur zu einer Aufwertung der Zivilehe, sondern ermöglichte auch Scheidungen.¹⁵ Wenig überraschend kritisierte die katholische Kirche diese Entwicklung massiv, da sie fürchtete, dass eine Liberalisierung in diesem Bereich zu einer „Krise“ führe, die nicht nur die Familien, sondern auch die gesamte polnische Nation bedrohen werde.

Ein weiterer Faktor, den kirchliche Autoritäten und katholische Laien als Gefahr für eine „krisenhafte“ Entwicklung in den Familien wahrnahmen, war die weibliche Erwerbstätigkeit. Gerade hier gab es durchaus deutliche Unterschiede zwischen beiden Seiten, die ihren Ursprung unter anderem in den Verhältnissen nach dem Krieg hatten. Durch letztere war es zu einem massiven „Frauenüberschuss“ gekommen.¹⁶ Männer fehlten somit nicht nur in ihrer Eigenschaft als *bread-winner* und Familienväter, sondern auch als Arbeitskräfte. Um dennoch den „Wiederaufbau Polens“ zu verwirklichen, war die PZPR auf weibliche Arbeitskräfte angewiesen. Daher wurde in der unmittelbaren Nachkriegszeit, vor allem jedoch in der Phase des Hochstalinismus (1948–1953), der Arbeitsmarkt für Frauen geöffnet. Frauen zogen in die sogenannten neuen, d.h. ehemals vor allem männlich konnotierten Berufe wie Bauarbeiter, Traktoristen etc. ein. Natalia Jarskas Monografie zu diesen „Frauen aus Marmor“ zeigt jedoch, dass – trotz aller propagandistischen Überhöhung – eine (finanzielle, aber auch politische) Gleichstellung der Geschlechter nicht erfolgte.¹⁷ Daher kam es auch durchaus in manchen Phasen der Volksrepublik zu einem „Bündnis“ zwischen Kirche und Partei, um Frauen vor einer Doppelbelastung „zu schützen“ und aus dem Arbeitsmarkt zu drängen.¹⁸

Der Fokus auf die Auseinandersetzungen um Frauenerwerbsarbeit verdeckte jedoch Parallelen zwischen der PZPR und der katholischen Kirche in Bezug auf die Familien. So zeigt ein Autorenkollektiv um Katarzyna Stańczak-Wiślicz, dass auch die Führungsebene der PZPR eine zunehmend konservativere Haltung gegenüber weiblicher Erwerbstätigkeit einnahm,¹⁹ etwa unter Edward Gierek in den 1970er Jahren.²⁰ Spätestens durch die massiven wirtschaftlichen Krisen zu Beginn der 1980er Jahre wurden weibliche Beschäftigte im Zuge von Reform- und Rationalisierungsmaßnahmen entlassen (wozu u.a. die Verlängerung

14 Vgl. ebenda, S. 345-347.

15 Vgl. Piotr Fiedorczyk: *Unifikacja i kodyfikacja prawa rodzinnego w Polsce (1945–1964)* [Die Vereinheitlichung und Kodifizierung des Familienrechts in Polen (1945–1964)], Białystok 2014, hier Kapitel 1.

16 Vgl. Klich-Kluczevska, *Making Up* (wie Anm. 9), S. 312.

17 Vgl. Natalia Jarska: *Kobiety z marmuru. Robotnice w Polsce w latach 1945–1960* [Frauen aus Marmor. Arbeiterinnen in Polen in den Jahren 1945–1960], Warszawa 2015.

18 Vgl. Katarzyna Stańczak-Wiślicz u.a.: *Kobiety w Polsce 1945–1989. Nowoczesność, równouprawnienie, komunizm* [Frauen in Polen 1945–1989. Modernität, Gleichberechtigung, Kommunismus], Kraków 2020, S. 85, 149.

19 Vgl. ebenda, S. 139 f., 149.

20 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XL-64, n.p.

des Erziehungsurlaubs dienen sollte).²¹ Dagegen regte sich innerhalb der Frauenkommission beim ZK der PZPR Widerstand.²²

Für beide Seiten nahm die Familie eine fundamentale Bedeutung in ihren sozial(politisch)en Programmen ein. So stellte etwa die erste kommunistische Verfassung von 1952 Ehe und Familie unter besonderen Schutz, wobei „kinderreiche Familien“ als besonders schützenswert galten (Art. 67.1).²³ Die neue Verfassung von 1976 übernahm dies ohne Veränderung (Art. 79.1).²⁴ Dies korrespondierte mit der Lehre der katholischen Kirche, die in der Familie die „primäre und wichtigste Zelle der religiösen Erziehung“²⁵ sah, wie ein Hirtenbrief aus dem Jahre 1962 betonte. Damit verbunden sah das Episkopat auch seine eigenen Aufgaben: „Die Familie ist im göttlichen Plan ein heiliger und heiligender Ort. Die Kirche wacht immer und überall über diese Heiligkeit und will immer in der Nähe der Familie sein, weil diese Gemeinschaft des Lebens und der Liebe, diese Bundeslade Gottes, von außen oder auch von innen – wie das heute häufig passiert – bedroht ist.“²⁶ Der Begriff „Zelle“ und die Aufgaben der Familie spielen in den Debatten um ihre Bedeutung eine zentrale Rolle. Während des Fünften Parteitags der PZPR erklärte etwa das ZK-Mitglied Irena Sroczyńska, dass

„die Partei die Familie als eine Institution behandelt, die wichtige soziale Funktionen erfüllt. Die Familie erzieht die junge Generation, bereitet sie auf das Leben vor und formt sozialistische Modelle von Idealen und Anstrengungen. Die Familie fördert die Herausbildung individueller Anstrengungen und verbindet sie mit gesellschaftlichen Zielen [...]“²⁷

Aufgrund dieser fundamentalen Bedeutung der Familie für Kirche und Partei war es das Ziel beider Seiten, deren Stabilität und Langlebigkeit zu garantieren.

Die Bedeutung, die der Staat (und somit auch die Partei) der Familie zugestand, zeigen Maßnahmen, die in den späten 1970er Jahren umgesetzt wurden: Einerseits wurden 1977 Familiengerichte einberufen, die unter anderem Scheidungs- und Unterhaltsfragen klären sollten, aber auch die Entziehung von Kindern aus „sozial pathologischen“ Familien anordnen konnten. Außerdem lässt sich eine intensive Beschäftigung innerhalb der PZPR mit Fragen von Familienleben und -politik sowie der „richtigen“ Erziehung feststellen.²⁸ Andererseits wurde ein Rat für Familienangelegenheiten (*Rada do Spraw Rodziny*) einberufen,²⁹ der etwa über die Ausgestaltung von Mutterschaftsurlaub sowie über die demografische Entwicklung diskutierte und sozialpolitische Vorschläge machte. Eine „Mutter – Kind –

21 Vgl. Stańczak-Wiślicz u.a., *Kobiety* (wie Anm. 18), S. 84, 142.

22 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XLII-31, n.p.

23 Vgl. <http://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19520330232/O/D19520232.pdf>, pos. 232 [letzter Zugriff: 15.11.2021].

24 Vgl. <http://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19760070036/O/D19760036.pdf>, pos. 36 [letzter Zugriff: 15.11.2021].

25 *Listy pasterskie Episkopatu Polski: 1945–1974* [Hirtenbriefe des Polnischen Episkopats: 1945–1974], Paris 1975, S. 268.

26 AAN, KC PZPR, 1354/XXXV-249, n.p.

27 AAN, KC PZPR, 1354/I-187, n.p.

28 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/LVIII-166, n.p.

29 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XL-37, n.p.

Familie in der Sozialpolitik“ genannte Analyse aus dem Jahre 1979 verdeutlicht die Verflechtung der verschiedenen Aspekte: „Das Problem der biologischen Kontinuität der Nation und die demografische Entwicklung der Gesellschaft, die von den reproduktiven Entscheidungen in der Ehe abhängen, führen dazu, dass junge Familien, ihre Lebensumstände und ihre Wohnungssituation Gegenstand der Beachtung von Gesellschaft, Partei und Regierung sind.“³⁰ Auch damalige soziologische Studien unterstrichen diese Bedeutung der Familie. Claudia Kraft stellt fest, dass in den Studien die Familie die wichtigste Institution auf der Mikroebene gewesen sei, während die Nation ihren Platz auf der Makroebene einnahm.³¹

Diese Entwicklungen und die Aufmerksamkeit, die Regierung und Partei (jungen) Familien zukommen ließen, können im Wesentlichen als Antworten auf die Vorwürfe durch die katholische Kirche betrachtet werden. Zweimal wandte sich das Episkopat in den 1970er Jahren in Memoranden direkt an die Regierung, die es beschuldigte, eine „antinatalistische“ Politik zu betreiben, und warnte vor „biologischen und moralischen Gefahren für die Nation“³². Dazu zählte das Absinken der absoluten Zahl von Lebendgeburten sowie die Anzahl von durchgeführten Abtreibungen (siehe unten), aber auch Scheidungen nahm das Episkopat als ein Problem wahr und sprach von einer „Krise der Ehe“. Zwar zeigten die offiziellen Zahlen in der Tat, dass es zu einem Anstieg gekommen war: Wurden 1960 2,3 Ehen pro 1000 Eheschließungen geschieden, war der Anteil bis 1975 auf 5 Scheidungen pro 1000 Ehen gestiegen. Dennoch hatte die Volksrepublik Polen eine der niedrigsten Scheidungsraten – selbst innerhalb des „sozialistischen Lagers“.³³ Ein Blick auf die Zahl der Eheschließungen lässt einen Trend erkennen, der der wahrgenommenen „Krise der Ehe“ entgegenlief: Alleine in den Jahren 1971 bis 1978 wurden 2,85 Millionen Ehen geschlossen.³⁴

Einfluss hierauf hatte unter anderem das 1964 reformierte Familien- und Fürsorgerecht, das die juristischen Hürden für die richterliche Anerkennung von Scheidungsgründen erhöht hatte. Das Justizministerium sah ein Jahrzehnt später in der Reform die Bereitstellung „aller progressiver Lösungen [...] zum Schutz der Dauerhaftigkeit der Ehe und der Familie“.³⁵ Das Ministerium betrachtete Scheidungen als „sozial unerwünschtes Problem“,³⁶ insbesondere jene, die Ehen mit kleinen Kindern betrafen. Daher belehrte das Ministerium die Richter, dass es sich bei einer Scheidung um eine Form der *Ultima Ratio*, (*Ogólnopolskie Biuro Komitetu Frontu Jedności Narodowej*) handle und sie nur in solchen Fällen zum Tragen angewandt werden solle, in denen „soziale Pathologien“ abgewendet werden müssten.³⁷ Dennoch stieg die Zahl der juristisch abgesegneten Scheidungen in den 1970er Jahren,³⁸ wobei auch innerhalb der Staatsbürokratie, wie etwa im Allpolnischen Büro des Komitees der Front der Nationalen Einheit (*Ogólnopolskie Biuro Komitetu Frontu Jedności*

30 AAN, KC PZPR, 1354/XXXIII-61, Bl. 267 f.

31 Vgl. Claudia Kraft: Paradoxien der Emanzipation. Regime, Opposition und Geschlechterordnungen im Staatssozialismus seit den späten 1960er-Jahren, in: Zeithistorische Forschungen 3 (2006), H. 3, S. 381-400, hier S. 393.

32 So die Titel der beiden Memoranden der Kirche, vgl. AAN, UdSW, 1587/125/119; AAN, UdSW, 1587/125/120.

33 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XL-35, n.p.

34 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XL-94, n.p.

35 AAN, MS, 285/0/11/1, Bl. 179.

36 AAN, MS, 285/0/11/16, Bl. 153.

37 Vgl. AAN, MS, 285/0/11/20, Bl. 47.

38 Vgl. ebenda.

Narodowej), die durch die Kirche wahrgenommene „Krise von Ehe und Familie“ als überzogen bewertet wurde.³⁹ Stattdessen argumentierten Expert:innen innerhalb der regierenden PZPR, dass die Zunahme an früh geschlossenen Ehen ein Beleg sei, dass sich die Institution Ehe bei jungen Menschen einiger Beliebtheit erfreue, somit „moralische“ Probleme eher zweitrangig seien. Stattdessen standen für sie vor allem die „sozioökonomischen Lebensbedingungen von Familien“ im Mittelpunkt.⁴⁰ Die Forderung der Kirche, dieser „Krise“ durch ein Verbot von Scheidungen entgegenzuwirken, wurde daher nicht umgesetzt – weder in der Volksrepublik noch im postsozialistischen Polen. Anders hingegen stellt sich die Situation bei der Frage der Zulässigkeit des Schwangerschaftsabbruchs dar.

Schwangerschaftsabbruch in polnischen Debatten bis in die 1970er Jahre: „Moral“ und „Demografie“

Eine andere „Krise“, die kirchliche Autoritäten und katholische Laien wahrnahmen, betraf die Geburtenziffern. Diese waren seit den 1950er Jahren sukzessive (mit Unterbrechungen) zurückgegangen, und die katholischen Akteur:innen sahen einen direkten Zusammenhang mit dem Gesetz vom April 1956, das Schwangerschaftsabbrüche aufgrund „sozialer“ Indikation erlaubte – ein Novum in der polnischen Geschichte, welches den Übergang zu einer ersten „heißen Phase“ einleitete. Waren die Diskussionen über Abtreibungen zuvor vor allem zwischen den Akteursgruppen ausgetragen worden und war das Thema während des Hochstalinismus generell tabuisiert gewesen, wurde es seit ungefähr 1955 breit diskutiert.⁴¹ Dabei wird deutlich, dass sich die Gegner:innen des Abbruchs verschiedener Strategien und Argumente bedienten. Diese reichten von moralischen über demografische bis hin zu medizinischen Argumenten.

Wie oben beschrieben, war bis April 1956 eine medizinische bzw. kriminologische Indikation die einzige Möglichkeit, einen legalen Schwangerschaftsabbruch durchzuführen. Dennoch häuften sich Fälle, in denen Frauen aufgrund der Komplikationen nach „spontanen Aborten“ in die staatlichen Krankenhäuser eingeliefert wurden, was als Beleg für weitverbreitete illegale Abtreibungen interpretiert wurde. Für das Jahr 1955 schätzte das Gesundheitsministerium die Zahl der illegalen Eingriffe auf 300 000 pro Jahr.⁴² Die Sorge vor den massiven Schäden von illegal, unter schlechten hygienischen Bedingungen durchgeführten Abbrüchen – Infertilität und Tod – führte zu einer erstmals in der Geschichte der Volksrepublik offen geführten Debatte, bei denen die Medien (vor allem Rundfunk und Zeitungen) eine wichtige Rolle spielten. Schlussendlich wurden Abtreibungen – neben den

39 Vgl. AAN, BOK FJN, 183/0/956, n.p.

40 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XL-94, n.p.

41 Vgl. Aleksandra Czajkowska: O dopuszczalności przerywania ciąży. Ustawa z dnia 27 kwietnia 1956 r. i towarzyszące jej dyskusje [Über die Zulässigkeit des Schwangerschaftsabbruchs. Das Gesetz vom 27. April 1956 und die es begleitenden Diskussionen], in: Piotr Barański (Hrsg.): Kłopoty z seksem w PRL. Rodzenie nie całkiem po ludzku, aborcja, choroby, odmienności [Probleme mit Sex in der Volksrepublik Polen. Nicht vollständig humanes Gebären, Abtreibungen, Krankheiten, Andersartigkeiten], Warszawa 2012, S. 99-186.

42 Vgl. Małgorzata Fidelis: Women, Communism, and Industrialization in Postwar Poland, Cambridge u.a. 2010, S. 192.

bereits seit 1932 existierenden Bestimmungen – aufgrund von (juristisch nicht präzisierten) „sozialen Faktoren“ im April 1956 erlaubt. In der Präambel des Gesetzes findet sich auch ein Verweis auf die Notwendigkeit des Gesetzes, „um Frauen vor den negativen Effekten von Schwangerschaftsabbrüchen in unzulässigen Umständen oder durch Personen, die keine Ärzte sind, schützen“⁴³ zu können.

Dies war trotz des Widerstandes der katholischen Seite durchgesetzt worden.⁴⁴ Katholische Parlamentarier aus den Reihen von PAX wie Jan Dobraczyński hatten das Gesetz kritisiert und moralische Argumente mit postulierten demografischen Effekten verknüpft. Einerseits waren Abtreibungen in seinen Augen wesensgleich mit Mord. Andererseits hatte er argumentiert – auch mit Bezug auf die polnische Geschichte –, dass das Gesetz einen „genozidalen“ Charakter besitze, wenn es Frauen den Zugang zu Abtreibungen massiv vereinfache. Er prognostizierte, dass das Gesetz den oben genannten Schutz der Frauen nicht garantiere, denn wenn mehr Frauen die Eingriffe vornehmen lassen würden, käme es seiner Ansicht nach zwangsläufig zu einem Anstieg von verheirateten Frauen.⁴⁵

Für die Unterstützer:innen stellte die Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs das „kleinere Übel“ dar. Auch sie befürchteten eine massenhafte Infertilität von Frauen aufgrund von Abtreibungen, sahen diese Effekte jedoch vor allem als Folgen illegaler Eingriffe.⁴⁶ Andere Befürworter:innen betonten das Selbstbestimmungsrecht der Frau, während etwa Zofia Tomczyk während der Debatten im Sejm von einem Schritt zur Gleichberechtigung sprach.⁴⁷ Auch innerhalb der 1957 gegründeten Familienplanungsorganisation herrschte die Meinung vor, das „kleinere Übel“ tolerieren zu müssen, auch wenn die Organisation von den negativen medizinischen Effekten der Eingriffe überzeugt war und vor diesen warnte.⁴⁸ Für den weiteren Verlauf lässt sich zeigen, dass das Argument der weiblichen Selbstbestimmung, das Tomczyk prominent gemacht hatte, im Diskurs der Befürworter:innen in späteren Jahren nur eine zweitrangige Rolle einnahm.⁴⁹

Nach der Abstimmung im Sejm und der anschließenden Regelung durch das Gesundheitsministerium kam es zu einer „kalten Phase“ in diesem Konflikt. Diskussionen um Abtreibungen verschwanden aus der Presse, stattdessen gab es Berichte über die Verweigerung der jetzt legalen Eingriffe.⁵⁰ Innerhalb der katholischen Kirche und den Laienorganisationen

43 <https://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19560120061/O/D19560061.pdf> [letzter Zugriff: 15.11.2021].

44 Vgl. Czajkowska, O dopuszczalności (wie Anm. 41).

45 Vgl. ebenda, S. 147, 152-154. Insgesamt äußerten sich während der Debatte im Sejm zehn Personen zum Gesetzesvorschlag, drei Frauen (Maria Jaszczukowa, Zofia Tomczyk und Wanda Gościmińska), sieben Männer, wovon zwei Vertreter der katholischen Organisation PAX waren.

46 Vgl. Michael Zok: Körperpolitik, (staatstragender) Katholizismus und (De-)Säkularisierung im 20. Jahrhundert. Auseinandersetzungen um Reproduktionsrechte in Irland und Polen, in: *Body Politics* 7 (2019), H. 11, S. 123-158.

47 Vgl. Czajkowska, O dopuszczalności (wie Anm. 41), S. 147, 152.

48 Vgl. Agata Ignaciuk: „Ten szkodliwy zabieg”. Dyskursy na temat aborcji w publikacjach Towarzystwa Świadomego Macierzyństwa/ Towarzystwa Planowania Rodziny (1956–1980) [„Dieser schädliche Eingriff”. Diskussionen über Abtreibungen in den Publikationen der Gesellschaft für bewusste Mutterschaft/Gesellschaft für Familienplanung (1956–1980)], in: *Zeszyty Etnologii Wrocławskiej* 20 (2014), H.1, S. 75-97.

49 Vgl. Zok, Körperpolitik (wie Anm. 46).

50 Vgl. Czajkowska, O dopuszczalności (wie Anm. 41), S. 162 f.

schwelte die Unzufriedenheit mit der erreichten Regelung jedoch weiter. So schrieb etwa Primas Wyszyński nach der Sejm-Entscheidung an den Sekretär des Episkopats, Bronisław Dąbrowski, mit dem Verweis auf die seiner Ansicht nach „natürliche Rolle von Frauen“: „Das, was in der letzten [Sitzung des] Sejm[s] geschah, ist eine Ungeheuerlichkeit. Frauen, berufen, um Polen Leben zu geben, sprachen sich in den Kommissionen und im Plenum gegen die eigene angeborene und nationale Mission aus.“⁵¹ Wyszyński war hingegen überzeugt, dass die Ressourcen, über die der polnische Staat verfügte, ausreichen würden, um 60 bis 80 Millionen Menschen zu versorgen, und das Bevölkerungswachstum deswegen nicht gehemmt werden dürfe.⁵² Die Verknüpfung von Moral, Nation(alismus) und Demografie wird an dieser Stelle besonders deutlich, ist jedoch keine Seltenheit in der Argumentation der Gegner:innen der liberalen Gesetzgebung.

Ähnlich argumentierten verschiedene Parlamentsgruppen. Bereits Ende der 1960er Jahre reichte der Parlamentskreis Znak eine Anfrage an die Regierung ein. Skeptisch betrachteten dessen Mitglieder die „völlige Freiheit der Frau“, was ihrer Ansicht nach zwangsläufig zu Missbrauch führe. Daher schlugen sie eine Einschränkung der Indikationen vor, die einen Abbruch erlaubten.⁵³ Der damalige Gesundheitsminister widersprach den Argumenten des katholischen Parlamentsklubs auf das Heftigste und betonte, dass „eine der grundlegenden Bestimmungen des Gesetzes die Einräumung des Selbstbestimmungsrechtes der Frau“ sei. Er verteidigte die Gesetzeslage und argumentierte, dass, „[wie] die Erfahrung lehrt, die Anwendung von Verboten und Zwang zur Herausbildung von illegalen Verfahrensweisen und moralischen wie biologischen Schäden [führt]. Die Aberkennung des Selbstbestimmungsrechts der Frau würde zu Konflikten führen, die den Sinn des Gesetzes verzerren würden.“⁵⁴

Nur kurze Zeit später, 1971, thematisierten zwei weitere Eingaben beim Präsidenten des Sejm diese Fragen erneut. Zygmunt Filipowicz und Janusz Makowski, Mitglieder des ChSS, reichten am 19. Juni 1971 eine Anfrage ein und beriefen sich auf Aussagen von Demografen, die „seit einiger Zeit die öffentliche Meinung vor einem stetigen und relativ schnellen Rückgang der Bevölkerung“⁵⁵ warnen würden. Dies bedrohe die weitere Entwicklung des Landes. Hierfür seien vor allem die Abtreibungen verantwortlich, die mehrheitlich aus sozialer Indikation durchgeführt würden, was ihrer Ansicht nach dem Sinn des Gesetzes widerspreche. In ihrer Eingabe behaupteten die beiden Abgeordneten, dass es auch außerhalb der Ärzteschaft zu Abtreibungen käme. Zudem kritisierten sie die fehlende Präzision bei der Bestimmung der sozialen Faktoren, die einen Eingriff rechtfertigten. Daher forderten sie, den letzten Punkt juristisch zu definieren sowie illegale Eingriffe zu bestrafen. In ihren weiteren Ausführungen verwiesen sie darauf, dass kein ethisches System Abtreibungen erlaube.⁵⁶ Die nur wenige Wochen später eingereichte, auf den 31. Juli 1971 datierte Eingabe des Parlamentskreises PAX argumentierte primär demografisch: Mit der Frage nach der „Sicherung der Bedingungen für eine korrekte Entwicklung der Bevölkerung Polens“ verwiesen die Mitglieder von PAX darauf, dass „in unserem Land seit Jahren ein Rückgang der Geburten“ zu beobachten sei, wodurch Polen sein „realistisches Optimum“ nicht

51 Zit. nach ebenda, S. 161.

52 Vgl. AAN, KC PZPR, 237/XXVII-31, Bl. 197-200.

53 Vgl. AAN, KC PZPR, 237/XIV-372, Bl. 36-39.

54 Ebenda, Bl. 33 f.

55 AAN, KS, 737/0/760, Bl. 299-301.

56 Vgl. ebenda.

erreichen könne. Neben dem liberalen Abtreibungsrecht läge das vor allem an der Berufstätigkeit von Frauen, da diese im Falle einer Vollzeitstelle und dem Vorhandensein von mehr als zwei Kindern ihre (sozialen und erzieherischen) Aufgaben nicht erfüllen könnten. Hinsichtlich des Gesetzes von 1956 verband PAX demografische mit moralischen und medizinischen Argumenten: „Man muss schlussendlich sowohl hinsichtlich der Dynamik der Bevölkerungsentwicklung als auch im hohen Maße für die Gesundheit der Frau sowie auf moralischer Ebene die für die Gesellschaft schädlichen Folgen der breit angewandten Praxis des Schwangerschaftsabbruchs als kritisch beurteilen.“⁵⁷

Regierungsvertreter antworteten den beiden Eingaben. Vize-Premierminister Zdzisław Tomal stellte fest, dass es weder die Intention des Gesetzes von 1956 gewesen sei, Abtreibungen als Mittel der Geburtenregulierung einzusetzen, noch seien die Zahlen weiterhin so alarmierend hoch wie zuvor. Bezüglich der postulierten illegalen Eingriffe vermutete er, dass sie auf Unkenntnis der aktuellen rechtlichen Bestimmungen zurückzuführen seien.⁵⁸ Zudem führte er an, dass die Zahl der Frauen, die im Zusammenhang mit einer Schwangerschaft bzw. eines Abortes starben, deutlich gesunken sei.⁵⁹ Eine restriktive Neuregulierung würde seiner Ansicht nach zu Zuständen vor 1956 führen und bezüglich der Demografie gab er zu bedenken, dass das Gesetz keinen Einfluss auf sie habe.⁶⁰ Ähnlich argumentierte auch Premierminister Piotr Jaroszewicz in seiner Antwort auf die oben zitierte Eingabe von PAX. Er verwies darauf, dass es keinen Grund gäbe, in der nächsten Zukunft die Bevölkerungspolitik zu verändern. Dies entspreche auch den Prognosen der Experten. Stattdessen verwies er auf die Errungenschaften im Bereich der Sozialpolitik, wie etwa die Verlängerung des Mutterschutzes. Hinsichtlich der Frage von Abtreibungen argumentierte er, dass ihre Effekte auf die demografische Entwicklung marginal seien, da die Zahlen zeigen würden, dass seit 1968 ein Anstieg an Geburten zu verzeichnen sei, obwohl das Gesetz nicht geändert wurde.⁶¹

Im Wesentlichen folgten die Parlamentarier von PAX und ChSS damit der Argumentation, die bereits ein Jahr zuvor, im Jahre 1970, das Episkopat in einem Memorandum an die Regierung verwendet hatte. Das auf den 18. Juli datierte Schreiben mit dem Titel „Memorandum des Polnischen Episkopats an die Regierung der Volksrepublik Polen in der Angelegenheit der biologischen und moralischen Bedrohung der Polnischen Nation“ zitierte amtliche Statistiken, wonach die Anzahl des absoluten Bevölkerungszuwachses seit 1955 gesunken sei. Lag dieser Wert 1955 noch bei 532 200 Personen, war er bis 1970 auf 268 500 herabgesunken. Grund hierfür sei, so das Memorandum, ein „Zusammenbruch der Fruchtbarkeit der Frau“, wodurch eine demografisch „unvorteilhafte“ Entwicklung eingetreten sei, sodass Polen eine „Depopulation“ drohe. Als Ursachen dieser „Krise“ identifizierte das Episkopat die Massenmedien, die „neue Modelle“ kleiner Familien propagierten, sowie das Gesetz von 1956 und dessen „unkontrollierte Anwendung“. Deshalb sei die Zahl der

57 Ebenda, Bl. 363 f.

58 Vgl. ebenda, Bl. 304.

59 In der Tat gaben die offiziellen Statistiken der Ministerien, u.a. für Justiz, die Zahl der Todesfälle im Zusammenhang mit Schwangerschaften und Komplikationen bei der Geburt in den 1970er Jahren im dreistelligen Bereich an (172). 1962 waren es noch doppelt so viele gewesen. Vgl. AAN, MS, 285/11/48, Bl. 160.

60 Vgl. AAN, KS, 737/0/760, Bl. 305.

61 Vgl. ebenda, Bl. 368 f.

Abtreibungen auf jährlich eine Million Eingriffe angestiegen, so das Memorandum weiter.⁶² Auch der Vorwurf, dass Abtreibungen wie ein „normales“ Verhütungsmittel benutzt würden, lässt sich darin finden. Zudem hielten die katholischen Würdenträger der Regierung und den Medien vor, die Eingriffe zu bagatellisieren und unzureichend über die negativen medizinischen Effekte aufzuklären.⁶³ Schlussendlich fasste das Memorandum zusammen:

„Die demografische Situation Polens ist höchst unvorteilhaft und zeugt von der Gefahr der biologischen Bedrohung unserer Nation. [...] Die moralischen und gesundheitlichen Konsequenzen der herrschenden antinatalistischen Einstellungen sowie die Desorganisation des geschlechtlichen Lebens und die in diesem Bereich verbreiteten Konsumvorstellungen deuten auf die Gefahr einer fortschreitenden Degeneration des Kollektivs hin.“⁶⁴

Stattdessen schlugen die Autoren des Memorandums vor, dem rumänischen Beispiel zu folgen und Abtreibungen zu verbieten.⁶⁵ Aus den Akten wird nicht ersichtlich, ob die damals Verantwortlichen – es handelte sich noch um die Parteiführung unter Władysław Gomułka, der erst im Dezember 1970 den Posten als Erster Sekretär räumte – auf das Memorandum reagierten. Noch im November 1970 beschwerte sich Wyszyński über die ausbleibende Reaktion seitens der Regierung.⁶⁶

Anders hingegen beim zweiten Memorandum des Episkopats aus dem Jahre 1977: Im zweiten Memorandum wiederholte das Episkopat seine Einschätzung von der „Fehlentwicklung“, die aus seiner Sicht in „einer deutlichen Delle im Kinderreichtum der Familien, die in den letzten 20 Jahren stattgefunden hat“, sichtbar sei. In seinem Memorandum machte es die Sozialpolitik der Regierung, vor allem deren „propagandistische Abwertung kinderreicher Familien“ und die mangelnde Wohnungsbaupolitik verantwortlich – sowie die Legalisierung der Schwangerschaftsabbrüche seit 1956. Wie zuvor kam es zu einer Vermengung von demografischen, patriotischen und moralischen Argumenten, während Fragen der weiblichen Gesundheit (diesmal) zweitrangig behandelt wurden.⁶⁷ Während das erste Memorandum unbeantwortet blieb, gingen die Verantwortlichen 1977 seinem Inhalt nach. Dazu wurden die Expertisen verschiedener Demografen (laut Aktenbestand allesamt männlich) aus unterschiedlichen staatlichen Institutionen angefordert und schlussendlich auf einer von Minister Kazimierz Kałol im Februar 1977 einberufenen Konferenz diskutiert. Neben inhaltlichen und (gewollten) Interpretationsfehlern bei den amtlichen Zahlen im Memorandum wiesen die Experten die Folgerungen des Episkopats zurück, insbesondere jene von der „Gefährdung der biologischen Substanz der Nation“.⁶⁸ Stattdessen wurde betont, dass die

62 Den Umgang mit Zahlen in diesem Diskurs habe ich an anderer Stelle diskutiert. Vgl. Michael Zok: „To Maintain the Biological Substance of the Polish Nation“: Reproductive Rights as an Area of Conflict in Poland, in: *Hungarian Historical Review* 10 (2021), H. 2, S. 357-381, hier S. 358 f.

63 Vgl. AAN, UdsW, 1587/125/120, Bl. 40-47.

64 Ebenda, Bl. 48.

65 Vgl. ebenda, Bl. 49. Vgl. zu Rumänien: Gail Kligman: *The Policy of Duplicity. Controlling Reproduction in Ceausescu's Romania*, Berkeley u.a. 1998.

66 Vgl. AAN, UdsW, 1587/125/120, Bl. 39.

67 Vgl. ebenda, Bl. 1-21.

68 Ebenda, Bl. 181.

volkspolnische Gesellschaft eine normale Entwicklung durchlaufe, die sich mit anderen industrialisierten oder sich industrialisierenden Ländern vergleichen lasse.⁶⁹ Nirgendwo, d.h. in keinem europäischen Land, in dem ähnliche Prozesse abliefen, so der Demograf Jerzy Piotrowski, „ist es zu einer demografischen Katastrophe gekommen. Und des Weiteren ist das Hauptproblem der Welt eher der übermäßige Zuwachs der [globalen] Bevölkerung“.⁷⁰

Wie in der unmittelbaren Nachkriegszeit und der Zeit nach 1956 war diese „kalte Phase“ im Konflikt durch direkte Aushandlungsprozesse zwischen den verschiedenen Akteursgruppen unter Ausschluss der öffentlichen Meinung und der Medien gekennzeichnet. Hierbei spielten unter den Gegner:innen des liberalen Gesetzes neben den kirchlichen Autoritäten vor allem katholische Laienorganisationen eine Rolle, die wenig überraschend in die Kritik der Amtskirche einstimmten. So errechneten die Klubs der Katholischen Intelligenz auf Grundlage nicht näher bezeichneter Zahlen, dass zehn Prozent derjenigen Frauen, die ihre erste Schwangerschaft abbrechen würden, infertil würden.⁷¹ Das Polnische Komitee zur Verteidigung des Lebens und der Familie, das in den 1970er Jahren aktiv war und eine enge Anbindung an die Amtskirche suchte, schlug in die gleiche Kerbe. Es errechnete 1977, dass 800 000 Pol:innen aufgrund der Gesetzeslage seit 1956 nicht geboren worden seien, und warf dem Gesetzgeber vor, dass das Gesetz für „das Unglück von Millionen von Frauen“ verantwortlich sei, die infertil geworden seien – dabei veranschlagte es deutlich geringere Abtreibungszahlen als das Memorandum von 1970. Wie bereits während der Diskussionen im April 1956 griffen die Mitglieder des Komitees wiederum den vermeintlich „genozidalen“ Charakter des Gesetzes an und setzten Schwangerschaftsabbrüche mit den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen gleich.⁷² Dies lässt sich neben dem Komitee auch für die Klubs der Katholischen Intelligenz (*Kluby Inteligencji Katolickiej*) nachweisen.⁷³

Katholische Institutionen versuchten immer wieder, die Frage der Neuregulierung des Schwangerschaftsabbruchs auf die Tagesordnung zu setzen. Neben den Eingaben im Parlament und an die Ministerien sowie den Memoranden des Episkopats thematisierten Hirtenbriefe und Predigten diese Frage häufig.⁷⁴ Trotzdem kam es zu keiner erneuten „heißen Phase“ mit intensiv geführten gesellschaftlichen Debatten und eingebrachten Gesetzesinitiativen mit Erfolgchancen. Dies war insbesondere der Zensur geschuldet, die kritische Aussagen unterband. Da das Hauptamt für die Kontrolle von Presse, Publikationen und Aufführungen (*Główny Urząd Kontroli Prasy, Publikacji i Widowisk*) in Publikationen eingriff, die das bestehende Gesetz kritisierten, ist es schwierig zu beurteilen, ob die Kritik der Kirche und der katholischen Organisationen überhaupt die breite Öffentlichkeit erreichte.⁷⁵ So entfernten deren Zensor:innen unter anderem Begriffe wie „Kindermord“, „Massaker an

69 Vgl. AAN, UdsW, 1587/125/119, Bl. 37.

70 Ebenda, Bl. 29.

71 Vgl. AAN, KIK, 2212/58, n.p.

72 Vgl. AAN, UdsW, 1587/127/271, n.p.

73 Vgl. AAN, KIK, 2212/383, Bl. 198, 237.

74 Vgl. z.B. Listy Pastorskie (wie Anm. 25), S. 540, 560, 608-610, 653, 669, 720.

75 Vgl. zum Begriff der Öffentlichkeit in staatssozialistischen Systemen: Gabor T. Rittersporn, Malte Rolf u.a.: Öffentliche Räume und Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs: Ein erster Blick aus komparativer Perspektive (Einleitung), in: Dies. (Hrsg.): Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen partei-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten, Frankfurt a.M. 2003, S. 7-22.

ungeborenen Kindern“ oder auch die polemische Aussage, dass es „mehr Abtreibungen als Bevölkerungsverluste im Zweiten Weltkrieg“⁷⁶ gäbe.

Die von der katholischen Seite erhobenen Vorwürfe, eine antinatalistische Politik zu betreiben, aber auch eigene skeptische Prognosen im Zusammenhang mit der demografischen Entwicklung führten dazu, dass Regierung und Partei reagierten – so „absurd“ die Vorwürfe der katholischen Seite auch sein mochten, wie Jan Kostrzewski in seiner Funktion als Gesundheitsminister bereits Ende der 1960er Jahre geäußert hatte.⁷⁷ So gab etwa Barbara Sidorczuk, Redakteurin der Frauenzeitschrift „Frau und Leben“ (*Kobieta i Życie*), zu bedenken, dass es vor allem die Doppelbelastung der Frauen sei, die diese davon abhalte, früher und mehr Kinder zu bekommen. Sie bezog sich auf Prognosen, in denen „Demografen warnen, dass das Abfallen der Geburtenzahlen zu einem für die biologische Zukunft der Nation bedrohlichen Phänomen werden kann“.⁷⁸ Selbst Edward Gierek teilte in seiner Funktion als Erster Sekretär der PZPR die Sorge um die demografische Entwicklung. Während eines Treffens mit weiblichen Delegierten im März 1975, dem Jahr, das von der UN zum „Internationalen Frauenjahr“ ausgerufen worden war, sprach er kurz vor dem Internationalen Frauentag davon, dass

„die demografischen Prozesse darauf hindeuten, dass Ende des Jahrhunderts die Zahl von 40 Millionen Polen überschritten werden sollte. Um die Arbeit, die wir begonnen haben, fortführen zu können, ist eine korrekte Entwicklung der Nation und eine optimale Bevölkerungs- und Altersstruktur notwendig. Um die Zahl der 40 Millionen am Ende des Jahrhunderts zu übertreffen oder auch nur zu erreichen, muss das Bevölkerungswachstum ansteigen. Unser Staat musste nicht immer eine aktive demografische Politik führen. Heute ist sie eine Notwendigkeit geworden.“⁷⁹

Bis Ende der 1970er Jahre verstärkten weitere Prognosen diesen Eindruck. So bezeichnete die Administrative Abteilung der PZPR den „Trend zur Dominanz von Familien mit einem oder zwei Kindern“ als „alarmierend“.⁸⁰ Eine Expertise ging sogar davon aus, dass es bereits 1985 zu einer Überalterung der Bevölkerung kommen werde.⁸¹ Somit ist nicht überraschend, dass es zu einer Annäherung zwischen Partei und Kirche in den 1970er Jahren kam, jedenfalls in Fragen von Demografie und Familienpolitik. Dies und die zunehmende Skepsis gegenüber weiblicher Erwerbstätigkeit⁸² führten dazu, dass in der PZPR über eine Kooperation mit der Kirche zur Durchsetzung bestimmter Ziele in der Sozialpolitik nachgedacht wurde, so etwa während der Diskussionen um das zweite Memorandum des Episkopats im Jahre 1977, als einer der regierungsnahen Experten die Ansicht vertrat, dass man ohne die Unterstützung der Kirche nichts gegen die Probleme in „Demografie, Familienleben und Sexualität“ ausrichten könne.⁸³

76 AAN, GUKPPiW, 1102/3684, Bl. 130.

77 Vgl. AAN, KC PZPR, 237/XIV-372 [B56687], Bl. 33 f.

78 AAN, KC PZPR, 1354/I-187, n.p.

79 AAN, BOK FJN, 183/0/978, n.p.

80 AAN, KC PZPR, 1354/XI-970, Bl. 122.

81 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/LVIII-759, n.p.

82 Vgl. Stańczak-Wiślicz u.a., *Kobiety* (wie Anm. 18), S. 78.

83 Vgl. AAN, UdsW, 1587/125/119, n.p.

Faktoren für einen Übergang zu einer „heißen Phase“: die späten 1970er und beginnenden 1980er Jahre

Die Annäherung zwischen Partei und Amtskirche war nur ein Faktor, der zu einer Veränderung der Rahmenbedingungen für die polnischen Debatten und zum Übergang hin zu einer „heißen Phase“ führte, die ihren Höhepunkt Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre erreichte.

Zu diesen Faktoren zählte die gesteigerte Bedeutung der katholischen Kirche in der polnischen Gesellschaft. War sie bereits zuvor eine der wenigen von der Staatsmacht nicht durchdrungenen Institutionen, so wurde ihre Rolle als Schützerin von Dissident:innen seit den 1970er Jahren zunehmend bedeutsam. Einige Dissidenten wie Adam Michnik etwa sahen in einem Bündnis zwischen Amtskirche und Dissident:innen Möglichkeiten für eine Demokratisierung Polens.⁸⁴ Von besonderer Relevanz war die Wahl des Krakauer Metropolitens Karol Wojtyła zum Papst, die die PZPR, wie Edward Gierek es ausdrückte, als „große Komplikation für uns“⁸⁵ wahrnahm. Der neugewählte Papst Johannes Paul II. schickte sich an, sein Heimatland auf einer Pilgerreise zu besuchen, was er erstmalig 1979 verwirklichte und dabei von der Bevölkerung frenetisch bejubelt wurde.⁸⁶ Bereits vor seiner Wahl hatte er sich Fragen von Ehe und Sexualität gewidmet,⁸⁷ häufig gemeinsam mit seiner engen Vertrauten Wanda Póltawska, die ebenso wie er eine konservative Einstellung zur Sexualität hatte.⁸⁸

Gestärkt durch die Autorität seines Amtes als Oberhaupt der katholischen Kirche griff Johannes Paul II. die Themen Ehe und Sexualität auf, und es entstand unter seiner Ägide die „Charta der Familienrechte“.⁸⁹ Gerade im polnischen Diskurs bildete er einen zentralen Referenzpunkt für die Anhänger:innen einer konservativen Sexualpolitik. Insbesondere während seiner „Pilgerfahrten“ nach Polen machte er sich für den „Schutz des ungeborenen Lebens“ stark, wobei die Intensität und Häufigkeit seiner Äußerungen zu diesem Thema in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre zunahm.⁹⁰ Diesen Impuls nahm die katholische Seite auf und verlieh den Forderungen nach einem Verbot der Abtreibungen somit Nachdruck.

Zugleich sah sich die PZPR neuen gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen gegenüber. Das latente wirtschaftliche Ungleichgewicht der zweiten Hälfte der 1970er Jahre hatte sich zu Beginn der 1980er Jahre zu einer schweren Wirtschaftskrise entwickelt, die von einer

84 Vgl. Adam Michnik: *Kościół, lewica, dialog* [Die Kirche, die Linke, der Dialog], Paris 1977.

85 Janusz Rolicki: *Edward Gierek. Przerwana dekada* [Die unterbrochene Dekade], Warszawa 1990, S. 135.

86 Vgl. Andrzej Friszke, Marcin Zaremba: *Wokół pierwszej pielgrzymki* [Rings um die erste Pilgerfahrt], in: Dies. (Hrsg.): *Wizyta Jana Pawła II w Polsce 1979. Dokumenty KC PZPR i MSW* [Der Besuch Johannes Pauls II. in Polen 1979. Dokumente des ZK der PZPR und des Ministeriums für Inneres], Warszawa 2005, S. 5-73, hier S. 67-70.

87 Vgl. Karol Wojtyła, Adam Stalony-Dobrzański: *Miłość i odpowiedzialność. Studium etyczne* [Liebe und Verantwortung. Ethische Studien], Kraków 1962.

88 Vgl. AAN, KIK, 2212/383, Bl. 96.

89 Vgl. https://www.vatican.va/roman_curia/ponti/cal_councils/family/documents/rc_pc_family_doc_19831022_family-rights_ge.html [letzter Zugriff: 15.11.2021].

90 Vgl. Johannes Paul II.: *Jan Paweł II w Polsce, 2-10 VI 1979, 16-23 VI 1983, 8-14 VI 1987: Przemówienia, homilie* [Johannes Paul II. in Polen, 2.–10. Juni 1979, 16.–23. Juni 1983, 8.–14. Juni 1987: Reden, Homilien], Warszawa 1989, S. 504, 670.

politischen Krise begleitet wurde. Streiks im Sommer 1980 führten zur Herausbildung der Unabhängigen Selbstverwalteten Gewerkschaft Solidarität (*Niezależny Samorządny Związek Zawodowy „Solidarność“*), die das Machtmonopol der PZPR in Frage stellte. Dieser politische Konflikt beherrschte die 1980er Jahre, und der katholischen Kirche kam in dieser Phase die Rolle eines Mediators zwischen beiden Seiten zu, was ihre Bedeutung weiter steigerte.

Die PZPR reagierte auf diese vielschichtige und stetige Krise: Die politische Krise sollte durch eine neue Führung unter General Wojciech Jaruzelski gelöst werden. Unter seiner Ägide wurde am 13. Dezember 1981 das Kriegsrecht verhängt und die Gewerkschaft Solidarität für illegal erklärt. Wirtschaftlich versuchten verschiedene Regierungen Reformen durchzuführen, ohne das Machtmonopol der Partei und Grundsätze der „sozialistischen Wirtschaft“ aufzugeben. Betroffen von den Reformen waren vor allem Frauen, die ihre Arbeit verloren. Trotz Kritik aus den eigenen Reihen, vor allem durch die Frauenkommission beim ZK der PZPR,⁹¹ lässt sich die deutlich konservativere Einstellung der PZPR gegenüber weiblicher Berufstätigkeit (und auch der Gleichstellung) erkennen.⁹² Dies blieb der Frauenkommission beim ZK nicht verborgen. Bereits 1982 beschwerte sich deren Mitglied Eugenia Kempara über die Anschuldigungen der katholischen Zeitung „Das gemeinsame Wort“ (*Słowo Powszechne*), dass vor allem Frauen an der „niedrigen Moral der Gesellschaft“ schuld seien und dies unter anderem im Zusammenhang mit dem Abtreibungsrecht stünde. Verärgert zeigte sie sich auch über die mangelnde Unterstützung durch männliche Experten aus der Partei und resümierte: „Frauen mussten auf den verschiedenen Ebenen den Kampf alleine aufnehmen.“⁹³ Ihre Einschätzung scheint korrekt gewesen zu sein, denn in der Folgezeit erwies sich die Führungsebene der PZPR als willens, gewisse Kompromisse mit der Kirche einzugehen, die vor der Krise zu Beginn der 1980er Jahre eher unwahrscheinlich gewesen wären.

Angesichts der Streiks und politischen Unruhen 1980/81 sowie des Versuches, diese durch die Einführung des Kriegsrechts zu „befrieden“, bemühte sich die Führung der PZPR in der Folgezeit darum, die Kluft zwischen „Partei“ und „Gesellschaft“ zu schließen und ihr Machtmonopol zu erhalten – ohne den massiven Einsatz von Repressionen wie während des Kriegsrechts. Dies sollte in Form einer „nationalen Übereinkunft“ (*Porozumienie narodowe*) erfolgen.⁹⁴ Nichtkommunistische Organisationen sollten, unter anderem in der Patriotischen Bewegung der nationalen Wiedergeburt (*Patriotyczny Ruch Odrodzenia Narodowego*, PRON) eingebunden werden. Diese integrative Haltung führte dazu, dass zahlreiche kirchennahe Persönlichkeiten – etwa Mitglieder der Klubs der Katholischen Intelligenz – in staatliche Gremien eingebunden wurden und ihre Positionen an Gewicht zunahmen. Dies lässt sich etwa für den Rat für Familienangelegenheiten⁹⁵ oder auch für die Familienkommission des PRON zeigen (siehe unten).

91 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XLII-31, n.p.

92 Vgl. Stańczak-Wiślicz u.a., *Kobiety* (wie Anm. 18), S. 84.

93 AAN, KC PZPR, 1354/XLII-30, n.p.

94 Zur Idee und der Zielsetzung der „nationalen Übereinkunft“ seitens der PZPR, vgl. Wojciech Jaruzelski: *Przemówienia 1988* [Reden 1988], Warszawa 1989, S. 237-240.

95 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XLII-30, n.p.

Polen am Ende des Kommunismus: eine neue „heiße Phase“ – „Moral“ und „Wissenschaft“

Bereits die frühen 1980er Jahre waren durch eine Zunahme an Forderungen seitens katholischer Organisationen nach einem restriktiven Abtreibungsrecht geprägt. So lassen sich für die Jahre 1980/81 Gesetzesentwürfe des Polnischen Katholischen Sozialverbandes nachweisen, die mitunter auch eine Bestrafung der Abtreibenden vorsahen, wobei gerade diese Frage in den verschiedenen Entwürfen unterschiedlich beurteilt wurde.⁹⁶ Ein legislatives Verfahren kam anscheinend aufgrund der Einführung des Kriegsrechts nicht zustande. (Selbst für den 20. Dezember 1981 waren noch Versammlungen des Sozialverbandes geplant gewesen,⁹⁷ was darauf schließen lässt, dass auch seine Mitglieder von der Einführung des Kriegsrechts überrascht wurden.) Damit schien ein Übergang in eine „heiße Phase“ vorerst hinausgezögert worden zu sein.

Dies änderte sich jedoch in den späten 1980er Jahren. Nun erlebte die polnische Gesellschaft eine „heiße Phase“ in diesem Dauerkonflikt, die deutlich intensiver als vorherige Phasen war. Neu war, dass sich durch die veränderten politischen Umstände die Dynamiken deutlich wandelten, so etwa die Einbeziehung der öffentlichen Meinung und (nach 1989) der freien Medien. Unmittelbarer Auslöser für diese neue „heiße“ Phase waren weitere Gesetzesinitiativen zur Verschärfung des Abtreibungsrechts, die ihren Ursprung teils außerhalb des Parlaments hatten. Zugleich veränderten sich die Argumentationsstrategien in der Debatte: Während demografische Überlegungen in den Hintergrund traten, spielten insbesondere „wissenschaftliche Fakten“ eine immer bedeutendere Rolle, insbesondere unter den Gegner:innen eines liberalen Gesetzes.

Ein Beispiel sind die Klubs der Katholischen Intelligenz, die sich intensiv an den Diskussionen beteiligten. Während etwa die Stettiner Dependance 1987 das existierende Gesetz – in alter Manier – als Bedrohung für „die biologische Substanz der Nation sowie für deren moralischen Grundlagen“ bezeichnete, nutzten die Autor:innen der Stellungnahme eine vielschichtige Argumentation. Einerseits begründeten sie ihren Standpunkt typisch religiös-moralisch, indem sie etwa hervorhoben: „[A]ls Katholiken unterstreichen wir mit Nachdruck, dass ein künstlicher Abort eine bewusste Übertretung des fünften Gebotes ‚Du sollst nicht töten!‘ ist. Der künstliche Abort ist ein Mord mit dem Vorsatz, einen kalkulierten Nutzen zu erzielen. Nichts und niemand kann das Wesen des künstlichen Aborts ändern.“⁹⁸ Zudem verwiesen die Autoren auf internationale Rechtsakte, wie etwa die UN-Konvention gegen Völkermord, mit dem Abtreibungen gleichgesetzt wurden. Andererseits nahmen „wissenschaftliche Fakten“, vor allem unter Bezugnahme auf moderne Biologie und Genetik, eine immer bedeutendere Stellung ein. So erklärte der Klub, dass „es ein wissenschaftlicher Fakt [ist], dass das Leben mit der Empfängnis beginnt“, und dass „die zeitgenössische Genetik beweist, dass die Zygote alle zukünftigen Eigenschaften eines neuen menschlichen Wesens hat“⁹⁹.

96 Vgl. AAN, Akta Janusza Zablockiego, 2690/0/-/78, n.p.

97 Vgl. ebenda.

98 AAN, KIK, 2212/333, Bl. 66.

99 Ebenda.

Wie sehr sich in den 1980er Jahren das politische (und damit auch das diskursive) Gefüge zugunsten der Gegner:innen des liberalen Gesetzes verschoben hatte, wird bei einem Blick auf die staatlichen Gremien, wie etwa der Familienkommission der PRON, deutlich. Die oben erwähnte Zunahme an kirchennahen Mitgliedern in diesen Gremien blieb nicht ohne Effekt. Dies lässt sich etwa an der Übernahme von argumentativen und rhetorischen Elementen aus dem Diskurs katholischer Organisationen und „Lebensschützer:innen“ nachweisen. So etwa im „Thesen [...] im Bereich der Situation polnischer Familien am Ende der achtziger Jahre“ betitelten Schreiben vom Januar 1989. Darin hieß es, dass junge Menschen darüber aufgeklärt werden müssten, dass „jede Abtreibung ein Mord an einem wehrlosen menschlichen Wesen“ sei. Noch deutlicher wurde die Hinwendung zur Rhetorik von „Lebensschützer:innen“ katholischer Provenienz bei der Forderung, dass der Sejm ein Gesetz „zum Schutz des empfangenen Kindes und seiner Eltern [in dieser Reihenfolge!] sowie die Anerkennung der Persönlichkeitsrechte des empfangenen Kindes“¹⁰⁰ umzusetzen habe. Im Gegensatz zu den nichtstaatlichen Klubs der Katholischen Intelligenz hatte also die „katholische Lebensschutz-Rhetorik“ bereits vor dem Ende des Kommunismus in Polen in staatliche Gremien Einzug gehalten.

Wie schnell und vehement sich die Situation veränderte, wird bereits im Verlaufe des Jahres 1989 deutlich. Nur einen Monat nach den oben zitierten „Thesen“ der Familienkommission des PRON wurde im Februar 1989, d.h. noch vor den halbfreien Wahlen¹⁰¹ im Juni, bei denen die PZPR quasi abgewählt wurde, ein erster restriktiver Entwurf zur Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs im Sejm verhandelt. Diesen hatten 73 (mehrheitlich männliche) Abgeordnete unterschrieben, unter anderem einige Vertreter der PZPR, was innerhalb der Fraktion kritisiert wurde.¹⁰² Das Klubmitglied Krystyna Zielińska-Zarzycka zeigte sich verärgert über den Gesetzesvorschlag:

„33 Jahre ist das Gesetz über den Schwangerschaftsabbruch in Kraft. In einem Land, in dem es [heute] keine Wohnungen gibt, in einem Land, mit einem der höchsten Zuwächse von Bevölkerung in Europa, in einem Land der Not, Armut, Krise ist die Aufforderung zum Schutze solch eines Kindes wirklich ein Schritt zurück, es gibt in Europa fast keinen Staat mehr, der so ein [restriktives] Gesetz hat. Aber wir sollen [ins Mittelalter] zurückkehren.“¹⁰³

Auch die Frauenliga schaltete sich nach der Einreichung des Entwurfs in die Diskussionen ein und beurteilte ihn als „Gefahr für die Freiheit der Frau“ und Eingriff in ihre grundlegenden Entscheidungsrechte. Insbesondere kritisierte sie die im Entwurf vorgesehene Strafe für Frauen, die eine Abtreibung vornehmen ließen. In den Augen der Liga-Mitglieder handelte es sich bei den Eingriffen um eine Ultima Ratio, die nur in Extremfällen – etwa Alkoholismus des Partners – angewandt werden sollte.¹⁰⁴

100 AAN, PRON RK, 1590/0/4/138, n.p.

101 Halbfrei daher, weil die Wahl zum Senat in der Tat frei war, beim Sejm jedoch nur 35% der Sitze frei gewählt wurden.

102 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/XXV-28, n.p.

103 Ebenda.

104 Vgl. AAN, KC PZPR, 1354/LII-56, n.p.

Doch die veränderte politische Situation zeigte in eine andere Richtung. Bereits im April 1990 arbeitete der ausschließlich aus Vertreter:innen der Gewerkschaft Solidarität bestehende Senat an einem Entwurf, der eine Verschärfung vorsah und auf einem Entwurf einer Expertenkommission des Episkopats basierte.¹⁰⁵ Versuche moderater katholischer Kräfte wie Józefa Hannelowa oder auch von Andrzej Wielowieyski, die Vorlage abzumildern, scheiterten. Dies um so mehr, als die „Hardliner“ in der Kommission ein möglichst repressives Gesetz als ein „Geschenk“ für Papst Johannes Paul II. betrachteten, der für das kommende Jahre eine weitere Reise nach Polen angekündigt hatte.¹⁰⁶ Im September verhandelte der Sejm den Entwurf, der ein Verbot von Abtreibungen – außer in Fällen von Gefahren für die Mutter – sowie von Kontrazeptiva vorsah.¹⁰⁷ In dieser Form wurde er jedoch von der Parlamentsmehrheit abgelehnt bzw. kam zur Überarbeitung in einer eigens dafür gegründeten Sonderkommission.

Seit den Wahlen 1991 regierten in schneller Abfolge zwei Mitte-Rechts-Koalitionen. Obwohl die Rivalität innerhalb der politischen Rechten zu instabilen Regierungskoalitionen führte, konnten sie zentrale Anliegen einer „katholischen“ Agenda umsetzen: die Wiedereinführung des Religionsunterrichts in Schulen und die Unterzeichnung eines Konkordats mit dem Vatikan. Auch hinsichtlich der Verschärfung des Abtreibungsrechts waren sich die rechten Parteien einig.¹⁰⁸ Besonders deutlich wird dies in einem Flugblatt der Christdemokratischen Arbeitspartei: Hier nahm der „Schutz des Lebens“ die zweite Stelle auf der Prioritätenliste ein – gleich nach der Souveränität des polnischen Staates.¹⁰⁹

Für die der politischen Mitte zugehörige Demokratische Union, die Mitglied der zweiten Mitte-Rechts-Koalition war, stellte die Frage der Verschärfung des Abtreibungsrechts eine Zerreißprobe dar. Der parteiinterne Frauenkreis sowie die Abgeordnete Barbara Labuda machten sich für eine Neuregelung mit weitreichenden Ausnahmen und einer Fristenlösung stark.¹¹⁰ Dies führte nicht nur zu Angriffen seitens der politischen Rechten,¹¹¹ sondern auch von männlichen Mitgliedern der eigenen Partei.¹¹² Widerstand gegen eine Verschärfung leistete u.a. die parlamentarische Linke, die Gegenentwürfe einreichte¹¹³ und – wohl auch aufgrund der vorherrschenden parlamentarischen Verhältnisse – ein Referendum favorisierte.¹¹⁴ Diesem Ansinnen verweigerten sich die katholischen Institutionen. Stattdessen

105 Vgl. AAN, KIK, 2212/11, n.p.

106 Vgl. Joanna Staśkiewicz: Katholische Frauenbewegung in Polen? Zum Wandel der Geschlechterverhältnisse in der katholischen Kirche in Polen nach 1989, Bielefeld 2018, S. 110 f.

107 Vgl. Andrzej Kulczycki: Abortion Policy in Postcommunist Europe: The Conflict in Poland, in: Population and Development Review 21 (1995), H. 3, S. 471-505, hier S. 483.

108 Vgl. beispielsweise die Christdemokratische Arbeitspartei (Chrześcijańsko-Demokratyczne Stronnictwo Pracy [ChDSP]), AAN, ChDSP, 1807/1, Bl. 10; oder das Polnische Christdemokratische Forum (Polskie Forum Chrześcijańsko-Demokratyczne [PFChD]), AAN, PFChD, 2093/2, Bl. 62; sowie die von Jarosław Kaczyński geführte Zentrumsallianz (Porozumienie Centrum [PC]), AAN, PC, 2764/13, n.p.

109 Vgl. AAN, ChDSP, 1807/261, n.p.

110 Vgl. AAN, UD, 2956/5, unpag.

111 Vgl. AAN, ChDSP, 1807/293, n.p.

112 Vgl. AAN, UD, 2956/11, n.p.

113 Vgl. AAN, SdRP, 1994/15/129, Bl. 2-4; AAN, PPS, 1969/5, n.p.

114 Vgl. AAN, SdRP, 1994/3/98, Bl. 63.

verwiesen sie – in diesem Falle waren es sowohl das Episkopat als auch Teile der Klubs der Katholischen Intelligenz – darauf, dass „der Schutz des Lebens“ nicht verhandelbar sei.¹¹⁵

Schlussendlich trafen in der Debatte am 7. Januar 1993 weltanschauliche, (a)religiöse, biologistische Einstellungen und Argumente aufeinander und zeigten die sich unversöhnlich gegenüberstehenden politischen Lager, wobei die Parteien der Mitte in dieser Frage zerrissen waren.¹¹⁶ Ein Beispiel mag Jacek Kurczewski sein, Mitglied des zur politischen Mitte zugehörigen Liberal-Demokratischen Kongresses (Kongres Liberalno-Demokratyczny). Während der Debatte entkoppelte er die zwei miteinander verschmolzenen Aspekte Moral und Strafrecht. So bezeichnete er zwar Abtreibungen als „schlecht“ und betonte, dass „es für niemanden Zweifel gibt, dass im Moment [...] der Vereinigung von männlicher und weiblicher Zelle [...] das Leben beginnt“. Jedoch wollte er die Frage der Strafe durch ein Referendum gelöst sehen.¹¹⁷ Abgeordnete wie Andrzej Wielowieyski von der Demokratischen Union verwiesen auf mögliche Schäden für die junge polnische Demokratie, falls das Parlament eine andere Entscheidung trafe, als die in den Umfragen zutage tretende mehrheitliche Unterstützung eines liberalen Abtreibungsrechts.¹¹⁸

Dessen Gegner:innen nutzten – anders als zuvor – weniger demografische oder moralische Argumente, als vielmehr „wissenschaftliche Fakten“ und juristische Begründungen – was auch kein Wunder war, da ein Großteil der Redner:innen während der Debatten Jurist:innen waren. Vertreter:innen der politischen Rechten wie etwa Jan Łopuszański von der Christlich-Nationalen Union oder auch sein Parteikollege Mariusz Grabowski benutzten diese sowohl im Vorfeld der Entscheidung im Sommer 1992 als auch während der Debatten unmittelbar vor der Abstimmung im Sejm am 7. Januar 1993. So erklärte Łopuszański, dass die „Tatsache des Beginns des Lebens im Moment der Empfängnis“ nicht von der „persönlichen Meinung“ abhängt, sondern ein „Faktum“¹¹⁹ sei. Ähnlich äußerte sich Grabowski.¹²⁰ Anna Knysok, die Vorsitzende der Sonderkommission, die speziell für die Überarbeitung des Gesetzes eingesetzt worden war, nutzte neben „biologischen“ Argumenten politische bzw. staatsrechtliche: Da es die Aufgabe des Sejm sei, über Frage des *common good* zu entscheiden, betrachtete sie die Idee der Lösung des Konflikts durch ein Referendum als unvereinbar mit der Rolle des Parlaments.¹²¹ Die rechte Parlamentsmehrheit folgte ihr, sodass durch das verabschiedete „Gesetz über Familienplanung, den Schutz des Fötus und die Umstände der Zulässigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen“ Abtreibungen nur noch in zwei Fällen zulässig waren: bei kriminologischer (Vergewaltigung, Inzucht, Geschlechtsverkehr mit einer Minderjährigen) oder bei medizinischer Indikation (Gefahr für Leib und Leben der

115 Vgl. Sabrina P. Ramet: *The Catholic Church in Polish History. From 966 to the Present*, New York 2017, S. 203; AAN, KIK, 2212/11, n.p.

116 Vgl. Michael Zok: (K)Ein ‚Kompromiss‘? Der Konflikt um die Neuregulierung des Schwangerschaftsabbruchs in Polen in den 1980er/1990er Jahren, in: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* (2021), H. 77, S. 164-182, hier S. 173-175.

117 Vgl. AAN, ZChN, 2410/6, Bl. 73 f, 76.

118 Vgl. ebenda, Bl. 68-70.

119 Ebenda, Bl. 462.

120 Vgl. ebenda, Bl. 82 f, 86.

121 Vgl. ebenda, Bl. 58.

Mutter sowie bei genetischen Fehlbildungen des Fötus).¹²² Doch der Verfassungsgerichtshof kassierte in seinem Urteil vom 22. Oktober 2020 den letzten Punkt (Abtreibung aufgrund „genetischer Fehlbildungen“) mit dem Verweis auf dessen mangelnde Konformität mit dem in Artikel 38 der Verfassung vom 2. April 1997 durch die Republik Polen garantierten „Schutz des Lebens“.¹²³

Politisierung von Sexualität: Schwangerschaftsabbruch in Polen – ein „eingefrorener Konflikt“ mit „heißen“ und „kalten“ Phasen

Der Beitrag verdeutlicht, dass die Diskussionen um den Schwangerschaftsabbruch Teil eines „eingefrorenen Konfliktes“ um die Vorstellungen von Sexualmoral in Nachkriegspolen waren bzw. sind. „Heiße“ und „kalte“ Phasen wechsel(t)en sich ab, wobei sich die Frage der Zulässigkeit seit dem Ende der kommunistischen Diktatur zu einem politischen Dauerthema entwickelte. Versuche einer weiteren Neuregulierung, die entweder mit einer Verschärfung oder einer Liberalisierung einhergingen, wechselten sich ab, wobei das Gesetz von 1993 nahezu unverändert blieb, jedenfalls bis zum Urteil des Verfassungsgerichtshofs 2020. Seitdem ist der Konflikt wieder in eine „heiße Phase“ getreten, wobei seine dauerhafte Befriedung unwahrscheinlich erscheint.

Zugleich zeigt der Beitrag die Faktoren, die insbesondere eine „heiße Phase“ hervorrufen konnten: geplante Gesetzesänderungen und gesellschaftlicher Widerstand für oder gegen die Zulässigkeit von Abtreibungen. Deutlich werden aber auch Veränderungen, die diese Auseinandersetzungen durchliefen: Auf der einen Seite sind sie eng mit dem jeweiligen politischen System sowie den Möglichkeiten und Handlungsoptionen politischer und gesellschaftlicher Akteur:innen verbunden. Wurden die Auseinandersetzungen in den früheren Dekaden der Volksrepublik vor allem zwischen den Akteursgruppen ausgetragen und die „Öffentlichkeit“ durch Zensur von der Partizipation ausgeschlossen, so änderte sich dies massiv seit den 1980er Jahren. *Pressure groups* wie die Klubs der Katholischen Intelligenz, aber auch geistliche Würdenträger steigerten den Druck auf das Parlament und konnten bereits vor den Wahlen im Juni 1989 einen Teilerfolg erringen, als der Sejm eine erste Verschärfung diskutierte. Ab 1989/90 kam es dann zu einer intensiven Debatte in den Massenmedien, die nun nicht mehr der Zensur unterlagen. In einer einmaligen historischen Situation – einem 1991 frei gewählten Parlament und zweier Mitte-Rechts-Regierungen, in denen mehrheitlich Gegner:innen des liberalen Gesetzes vereint waren – konnte die Verschärfung durchgesetzt werden.

Die Erosion des Machtmonopols der PZPR in den 1980er Jahren ist an dieser Stelle vielleicht besser als in anderen Bereichen zu erkennen. Einerseits durch die Kompromisse, die ihre Führung um des Machterhalts willen bereit war zu schließen, und andererseits an der Kritik weiblicher Parteimitglieder, die sich von ihrer Partei im Stich gelassen fühlten, was aufgrund der vorherrschenden „Parteidisziplin“ zuvor eher unwahrscheinlich war.

122 Vgl. <https://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19930170078/O/D19930078.pdf> [letzter Zugriff: 15.11.2021].

123 Vgl. <http://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19970780483/O/D19970483.pdf> [letzter Zugriff: 15.11.2021].

Auf der anderen Seite zeigt der Beitrag aber auch die Vielschichtigkeit der argumentativen Strategien der Gegner:innen eines liberalen Gesetzes im politischen Diskurs. Hier wechselte sich die Priorisierung von religiös-moralischen, demografischen, gesundheitlichen und „wissenschaftlichen“ Argumenten ab. Deutlich wird, dass eine primär religiös-moralische Verdammung der Eingriffe nicht mehr überzeugen konnte, sodass auf demografische und wissenschaftliche Argumente und „Fakten“ zurückgegriffen wurde. Zugleich verdeutlicht der Beitrag die Stetigkeit der Bemühungen der Gegner:innen um eine Neuregulierung, die sich durch den ganzen Betrachtungszeitraum hindurchziehen, und gemäß dem Sprichwort „steter Tropfen höhlt den Stein“ schlussendlich im Gesetz von 1993 mündeten. Dies markierte jedoch nicht das Ende des Konfliktes, stattdessen scheinen sich in der „Dritten Republik“ „heiße“ und „kalte“ Phasen in einer immer schnelleren Abfolge abzulösen. Die Politisierung von Sexualität und die Auseinandersetzungen um eine rechtliche Umsetzung bestimmter Vorstellungen in diesem intimen Bereich des menschlichen Zusammenlebens dürften noch weiter andauern.

Summary

The discussion on reproductive self-determination and its rights, amongst others the question of the legitimacy of abortions, did and still does attract controversy in the Polish society. This article traces these arguments from a long-term perspective and illustrates the change from ‚cold‘ to ‚hot‘ phases. It explains discursive, argumentative and political shifts, in particular regarding the question of legitimacy of abortions: Whilst early on moralistic, then later demographic arguments of those opposed to a liberal abortion law dominated during the immediate post-war era, it was ‚scientific facts‘ and a link to the legal discourse on (human) rights which prevailed in the course of time. Generally speaking a close connection between the aspects of sexuality, right, demography and nation can be observed. In particular regarding the latter a rapprochement on the ostensibly irreconcilable positions of the rivalling Communist Party and the Catholic Church could be observed during the last two decades of the People’s Republic. Demographic considerations, a growing crisis-driven rhetoric as well as a conservative attitude towards female employment were increasingly significant. During the 1980ies it became apparent that conservative positions in the debates on family- and gender-policy were enforceable and for the sake of retaining power the Communist Party conceded to some of the demands of conservative circles. This development continued in post-socialist Poland and – due to the frequent eruption of conflicts between followers of liberal and restrictive sexual morals – it resulted in a confrontation in the Polish society which has continued until today.

From Early Utopias to the Conflicting Nature of Sex: Debating Sexuality in the Late USSR

by Ella Rossman

Introduction

In 1967, a small event took place in the USSR that was important for the history of late Soviet sexuality. A book on sex counselling, or, as it was called in the USSR, “polovoe prosveshcheniye” (venereal enlightenment), was published in a circulation of 250 000. It was a translated volume of “A New Book on Marriage” by a GDR hygienist, Rudolf Neubert.¹

“A New Book on Marriage” was not the first book on sex counseling in the Soviet press. In 1960, another book of Neubert’s, “Questions of Sex”, had already been published in Russian. Around the same time, during the Khrushchev Thaw, articles, books and brochures by Soviet authors on sex counseling and sex education for the young began to appear, which, however, were less concerned with family relations and concentrated more on human physiology.² In general, the discourse on sexuality in the late USSR was rather bashful and normative, omitting topics such as sexual pleasure and concentrating more on morality or hygiene. Its proponents rarely wrote about the peculiarities of romantic relationships and family life in general: many late Soviet books on sex counseling and education read as extensive warnings about sexually transmitted diseases, such as syphilis and gonorrhoea.³

Neubert’s book was one of the first concerned specifically with the relationship in marriage,⁴ although even here we can see the specifics of the late Soviet sexuality discourse. As Igor Kon, a specialist in the history of Russian sexology, wrote about Neubert’s texts, “from the vast and rather good GDR literature, the most ‘harmless’, primitive, moralistic books were deliberately selected, [and they] immediately became bestsellers”.⁵ However, even this harmless book seemed dangerous. To make the content of the book appear less provocative,

1 Rudolf Neubert: *Novaya kniga o supruzhestve: Problema braka v nastoyashchem i budushchem* [New Book about Marriage: Problem of Marriage in the Present and the Future], Moscow 1991 [1967]. This book was published by the prestigious publishing house Progress.

2 See e.g. Elizaveta Shinoeva: *Gigiena Devushki* [Girl Hygiene], Kyzyl 1966; Mariya Piradova: *Yunosha i devushka: ocherk anatomii i fiziologii* [Boy and Girl: Anatomy and Physiology], Moscow 1965.

3 See Robert Khmelnickij: *Pora vozmuzhaniya* [It’s Time to Mature; the Russian word vozmuzhanie means mature manliness], Moscow 1968; Lidia Chashina, Lidia Gavriliva: *Zdorov’e – smolodu. Osnovy gigieny devushki* [Be Healthy from a Young Age. Hygiene Basics for Girls], Kaliningrad 1985.

4 Although discussions about marital life appeared not only in books, but also, for example, in the press, and already in the 1950s. See e.g. Brendan McElmeel: *From Don Juan to Comrade Ivan. Educating the Young Men of the Urals for Love and Marriage, 1953–1964*, in: *Aspasia* 15 (2021), no. 1, pp. 21–40.

5 Igor Kon: *Klubnichka na berezke. Seksual’naya kul’tura v Rossii* [Strawberry on a Birch. Sexual Culture in Russia], Moscow 2010, URL: https://www.e-reading.club/chapter.php/1039713/14/Kon_-_Klubnichka_na_berezke_-_Seksualnaya_kultura_v_Rossii.html [last accessed: 8 October 2020], unless otherwise stated all translations are by the author.

the Russian edition was opened with an introduction “Sexual Love as a Public Issue” by the established Soviet medical doctor and professor of psychology, Victor Kolbanovskij.⁶

What interests me in this article is precisely this preface and the ideas contained herein. Below I argue that the specific late Soviet discourse on sexuality, which can be found in this introduction, has several inspirations. It combines early Soviet utopian projects of the new revolutionary partnership, like the ideas of early Marxist feminist Alexandra Kollontai, with psychoanalysis, that was popular in the USSR in the 1920s but was later banned, and with 1930s interpretations of Kollontai’s and Freud’s ideas by the classic exponent of Soviet pedagogy, Anton Makarenko, whose ideas were already formed under the influence of the conservative turn of Stalin’s family policy. The resulting exotic mixture of all these sources is present in post-Stalinist Russian texts on sex and family life – often without direct references or with only very few.⁷ The text of Kolbanovskij, where this mixture is present in all its complexity, can help to bring its key components to the fore.

In the literature on the transformations of the discourse about sexuality in the USSR there is rarely a discussion about how different periods are related to each other and how continuity was constructed between them. To balance such a view of different periods as containers without transfers and continuity, I want to inquire into what the transfer of knowledge and, in particular, expert positions among professionals in sexuality and sexual education looked like. In particular, I want to demonstrate how knowledge was preserved and transmitted through the Stalinist period, when there were almost no public discussions about sexuality and no images of sex in literature and films. With this rift in mind, some researchers believe that early Soviet sexuality debates had no apparent influence on late-Soviet or current Russia’s discussions on this topic.⁸ Below I will counter this position and argue that the early Soviet discussions were preserved in writings of Soviet authors, outlived the Stalinist period and were appropriated into late Soviet and even into post-Soviet discussions.

In my case study, I not only indicate the origins of late-Soviet ideas on sexuality, but also show how knowledge about it could be preserved and transferred through the professional biography of Kolbanovskij. I also describe the latter’s path to becoming an author on the subject of sex education and counseling. As I will argue, not only was interest necessary to be able to write on this topic, but specific cultural and social capital, that enabled the author to deal with controversial topics.

It is important to stress that in my article I focus on professional knowledge about sex and the discourses within it. I analyze the texts of the two official educators (Makarenko and Kolbanovskij), as well as the early Soviet political manifesto, both of which referred to Kollontai’s text. There are separate works about everyday ideas on sex and sexuality that seemed to be very different both from official manifestos and from research, espe-

6 Viktor Kolbanovskij: *Polovaya lyubov’ kak obshchestvennaya problema. Vstupitel’naya stat’ya* [Sexual Love as a Public Issue. Introductory Article], in: Neubert, *Novaya kniga o supruzhestve* (see note 1), pp. 7-23.

7 See Piradova, *Yunosha i devushka* (see note 2); Kolbanovskij, *Polovaya lyubov’* (see note 6); Khmel’nitskij, *Pora* (see note 3); Mikhail Khoroshin: *Polovoye vospitaniye*, Moskva 1971.

8 See Elena Zdravomyslova: *Hypocritical Sexuality of the Late Soviet Period: Sexual Knowledge and Sexual Ignorance*, in: Stephen Webber, Ilkka Liikanen (eds.): *Education and Civic Culture in Post-Communist Countries*, London 2001, pp. 151-167, here p. 154.

cially in the late Soviet period.⁹ I hardly touch upon these in my text, concentrating on features, transformations and transfers of knowledge in officially permitted and released expert writing.

Soviet official discourse about sex

Researchers usually divide the history of Soviet sexual education and sexuality discourse into three or four stages. The first stage – the early Soviet period (1917–1920s) – was the time of active anti-religious propaganda, secularization of Soviet society and the beginning of social engineering in private life.¹⁰ Some authors describe this time as the first sexual revolution in the USSR.¹¹ Abortion was legalized, divorce was simplified, and homosexuality was decriminalized. These were the times of experiments and open debate on sex and new types of partnerships and families. The experiment, however, was already quite ambivalent in its essence.

Eric Naiman has argued that sex and relationships were indeed publicly discussed in the 1917–1920s, but already in early Soviet times, open sexuality was portrayed in literature and periodicals as bourgeois and at the same time feminized.¹² The discourse about sex was misogynistic, the female body was associated with capitalism and both were demonized. It was believed that sexuality should be destroyed for the sake of the communist revolution.

Bizarre texts appeared, like a brochure by Martyn Liadov in 1925. In the brochure the author argued that only under capitalism did women begin to have their periods every month. Before it, according to Liadov, people, like all other animals, mated only once a year, during the female's spring heat. Under capitalism, women became the property of men and were forced to satisfy them at any time. Sexuality became a dominant emotion of people, which was "unnatural" and, as Liadov believed, should not have continued in a free society.¹³

The article was chastised by Soviet health commissar Nikolay Semashko,¹⁴ but it can still be seen as a vivid image of an era when open debate about sex was still possible, even though it already bore the stamp of rejection of sexual pleasure. In general, the debate about sex in early Soviet times aimed not at liberation of sexuality, but served to justify the intrusion of the Bolshevik party into private citizens' lives.¹⁵ Other authors argue that the denial of sexuality was the main emotion already in the 1920s. They show that it is worth talking about a cacophony of varying and often contradictory views rather than just puritanism, even if certain double standards and sexphobia were already established.¹⁶

9 See Anna Rotkirch: *The Man Question. Loves and Lives in the Late 20th Century Russia*, PhD Thesis, University of Helsinki 2002.

10 See Dan Healey: *The Sexual Revolution in the USSR: Dynamics Beneath the Ice*, in: Gert Hekma, Alain Giami (eds.): *Sexual Revolutions*, London 2014, pp. 236-248, here p. 237.

11 Ibidem, p. 245.

12 See Eric Naiman: *Sex in Public: The Incarnation of Soviet Ideology*, Princeton 1997, p. 137.

13 Ibidem, p. 3; see also Martyn Liadov: *Voprosy Byta* [Household Issues, Report at the Meeting in Sverdlov Communist University], Moscow 1925.

14 See Nikolay Semashko: *Kak ne nado pisat o polovom voprose* (bibliograficheskaya zametka) [How Not to Write on Sexual Matters (Bibliographical Note)], *Izvestia* 1 (2334), January 1925, p. 5.

15 See Gregory Carleton: *Sexual Revolution in Bolshevik Russia*, Pittsburgh 2005, p. 230.

16 Ibidem, p. 11.

During the second, the Stalinist, period, scholarship and discussion about sexuality were totally banned.¹⁷ This period is known for large-scale repressive mobilization of Soviet citizens' bodies for the needs of industrialization, military efforts and reproduction.¹⁸ Physical and military training, as well as hygiene were promoted in the media, schools, universities, as well as in youth and party organisations. They became a part of the so-called Soviet *kulturnost'*. This concept denoted the desirable level of education, culture, manners, body-shape and ideological stance of a new Soviet man.¹⁹ However, health and body shape were not connected with sexuality and sexual pleasure, which were seen as decadent.

During the Stalinist period the discourse on sex was limited to reproduction. It became one of the duties of, first of all, Soviet women, but also men, as well as a form of labour for the good of the society.²⁰ Monogamous heterosexual families were re-glorified, homosexuality was criminalized again in 1933/34. There was no systematic sexual education for the young, although the moral education (*vospitanie*) was quite important.²¹ It was believed that sex life in the family comes naturally with proper general education and correct attitude, and talking about sex would only pervert young people. Many ideas from these times' moral education were later transferred to the sphere of sexual education. In this text I show this using the example of Victor Kolbanovskij's biography, who in Stalinist times authored books and articles on so-called communist morality (*kommunističeskaya moral'*) and later turned to sexual education.²²

Researchers are currently aware of only one book on sexual education published during the Stalinist era – the manual “Healthy Marriage and Healthy Family” by military physician Lev Zalkind, released in 1948. The appearance of this book showed that even during Stalinism with its years of silence and devastating repressions among psychologists and social researchers, there were still experts on the topic of sexuality who expressed the need for sexual education among young people.²³ However, Zalkind himself was quite ambivalent about this type of education. He stated that it was a problem that Soviet parents were unable to engage in the sexual education of their children because they lacked knowledge themselves, but at the same time emphasized that improper sexual education might cause premature sex and unpleasant consequences. All in all, his book described sex mostly allegorically and

17 See Healey, *The Sexual Revolution* (see note 10), p. 237.

18 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8), p. 154.

19 See Vadim Volkov: *The Concept of Kul'turnost'. Notes on the Stalinist Civilizing Process*, in: Sheila Fitzpatrick (ed.): *Stalinism. New Directions*, London et.al. 2000, pp. 210-230.

20 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8), p. 155.

21 See Michele Rivkin-Fish: *Sexuality Education in Russia: Defining Pleasure and Danger for a Fledgling Democratic Society*, in: *Social Science & Medicine* 49 (1999), no. 6, pp. 801-814, here p. 803.

22 See Viktor Kolbanovski: *Communist Morality*, Sydney 1947; idem: *O kommunističeskoj morali [On Communist Morality]* (lecture transcript), Moscow 1949; idem: *O kommunističeskoj morali*, Moscow 1951; idem: *Kształowanie moralności komunistycznej [Shaping Communist Morality]*, Warsaw 1951.

23 See Rustam Alexander: *Sex Education and the Depiction of Homosexuality under Khrushchev*, in: Melanie Ilic (ed.): *The Palgrave Handbook of Women and Gender in Twentieth-Century Russia and the Soviet Union*, Basingstoke 2018, pp. 349-364, here p. 350.

rather advocated abstinence, and did this even more in the second edition of 1951 than in the first one.²⁴

Simultaneously with economic reforms, urbanization increased²⁵ and the construction of mass urban housing began so that communal apartments of the past were more and more replaced with single-family flats. This created new forms of privacy and ideals of individuality²⁶ and, according to some authors, caused a whole revolution of intimacy in Soviet society, which became a matter of debate.²⁷ This brought also new ways of disciplining and controlling the personal life of Soviet citizens – for example, through special party meetings at work, where a person could be collectively condemned for unfaithfulness to his wife or inattention to children.²⁸ I think that the whole series of new books on sexual education, which appeared in the late 1950s–1960s, could become a source for investigating this new process of imposing discipline. In addition to books by Russian authors, there were also translations from Czech and German, less didactic and more informative on many issues not addressed by Russian authors.²⁹ Such books, however, were rare, and the editors tried to “neutralize” and “naturalize” them with a “correct” introduction, as in the case of Neubert.

What is especially important is that in the 1960s, the development of both qualitative studies of families and newlyweds, and statistics of marriage, divorce and childbirth in the USSR started. One of the authors of such studies, Sergei Golod, was able to familiarize himself with the works of Alfred Kinsey in the late 1950s. He wanted to do a similar study in the USSR, but due to censorship he concentrated on the specifics of marital relations in Leningrad in the 1960s.³⁰ Golod, like later researchers, found that young couples in the 1960s did not reproduce the gender roles of their parents and sought to plan a family. He showed that divorce in the USSR was gradually losing its stigma, more and more women were looking for sexual experience before marriage, and sexual initiations were happening earlier than before.³¹ These changes in Soviet society, as well as the fact that discussions about them appeared in the professional community, Healey describes as the Soviet sexual revolution of the 1960s and 1970s.³² Appositely, not only did social research develop, but also medical knowledge about sexuality, which in the late USSR was institutionalized in the form of sexopathology.³³ This distinguishes the USSR both from other countries of the Eastern bloc as well as the USA, where research on sexuality in the 1960s and 1970s was

24 Ibidem, p. 351.

25 See Healey, *The Sexual Revolution* (see note 10), p. 238.

26 See Oleg Kharkhordin: *The Collective and the Individual in Russia: A Study of Practices*, Berkeley et.al. 1999; Deborah Field: *Private Life and Communist Morality in Khrushchev's Russia*, New York 2007.

27 See Yulia Gradskova, Alexander Kondakov et.al.: *Post-socialist Revolutions of Intimacy: An Introduction*, in: *Sexuality & Culture* 24 (2020), no. 1, pp. 359-370.

28 See Edward D. Cohn: *Sex and the Married Communist: Family Troubles, Marital Infidelity, and Party Discipline in the Postwar USSR, 1945–64*, in: *The Russian Review* 68 (2009), no. 3, pp. 429-450.

29 See Alexander, *Sex Education* (see note 23), pp. 352 f.

30 See Healey, *The Sexual Revolution* (see note 10), pp. 237-239.

31 Ibidem, p. 240.

32 Ibidem, p. 236.

33 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8), p. 159.

not focused on pathological processes and also much more empirical than based on moral judgment.³⁴

In the early 1970s, in the European part of the USSR, the birth rate fell below the replacement level. The community of researchers of family began addressing the idea that demographic problems, as well as such “social diseases” as divorce, marriage without children, children raised without fathers, and venereal diseases, required education in sexuality. An important text on this topic is an article by sexologist and sociologist Igor Kon, “Sexual morality in the light of sociology”, published in 1966, where the author directly called for sexual education. All the new literature that appeared on the topic, however, contained the idea that sexuality requires, first of all, control and a highly moral culture, which will both save young people from venereal diseases and allow them to build happy families with children.³⁵

Some researchers combine these late discussions in a single period in the development of discourse about sexuality in the USSR. St Petersburg sociologist and gender researcher Elena Zdravomyslova characterizes this late Soviet discourse on sex as “hypocritical sexuality” (the author’s term), emphasizing that sexual practices had changed, but the official discourse on sex remained deeply sexophobic and fragmented.³⁶ The outlook on homosexuality, which remained criminalized, had not changed. Sex was viewed primarily in the context of reproduction. Zdravomyslova also shows that the liberalization of sexuality in the lack of knowledge and reliable contraception was costly primarily for women, who took care of birth control. In 1974, oral contraceptives were banned on the alleged ground that they were dangerous for women’s health.³⁷ Condoms were of poor quality. One of the important ways to control birth was abortions, which were carried out in the absence of proper anesthesia and accompanied by a rude attitude on the part of the medical staff.³⁸

At the same time, some researchers state that the 1960s and 1970s Soviet discourse on sexuality can by no means be considered unified because it had a distinct dynamic to it. American anthropologist Michele Rivkin-Fish demonstrates that under the influence of the demographic crisis announced in the 1970s, the main emphasis of moral and sex education shifted. From suppression of sexuality and moral purity it moved to strengthening the individual’s desire for family life.³⁹ Cultivating the ideals of femininity and masculinity and reaffirming a hierarchical relationship between boys and girls, became the main topic in educational materials and articles in the media. More idealized images of quite conservative, hierarchical families with children, began to appear in the media and arts.⁴⁰

Even while encouraging young people to start families and have children, late-Soviet authors managed to avoid describing the sex act and sexual pleasure and remain within the framework of a very rigid ideology. In this form sexual education was institutionalized in 1984. After long discussions, it finally turned into a special 34-hour course for Soviet

34 See Agnieszka Kościńska: *To See a Moose: The History of Polish Sex Education*, New York 2021, p. 11.

35 See Healey, *The Sexual Revolution* (see note 10), pp. 240 f.

36 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8), pp. 151, 156.

37 See Rivkin-Fish, *Sexuality Education* (see note 21), p. 805.

38 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8), p. 156.

39 See Rivkin-Fish, *Sexuality Education* (see note 21), p. 804.

40 See Healey, *The Sexual Revolution* (see note 10), p. 243.

schoolchildren in grades 9-10 (that is, for teenagers of 16-17 years old). The course was called “Ethics and Psychology of Family Life” and promoted the pro-natalist sex roles in the future family and gender relations.⁴¹ It was annulled in the late 1980s, when both the practice and discourse on sexuality drastically changed with the advent of *glasnost*’ (anti-censorship policy) and Gorbachev’s large-scale economic, social and political reforms. Foreign films and books began to appear in the USSR, as well as Russian writings, which had previously been banned. This opened the new (and quite short) period of the development of discourse about sex in the USSR, which became more open to global discussions.

War, religion, gender relations: broad interests of a Soviet sex educator

The person who contributed to the publication of the above-mentioned book by Rudolf Neubert in 1967 and edited it was Viktor Kolbanovskij (1902–1970) – Soviet psychologist, medical doctor and director of the Moscow Institute of Psychology. He also wrote the foreword to the book, in which he formulated exactly how Soviet people should comprehend sex and sexuality. Below, I focus on the main ideas of this preface, which are important for understanding the entire Soviet project of “sex education” and the late Soviet perception of romantic and family relationships, as well as education of children and adolescents. I am reconstructing the prehistory of the formation of those views on sexuality that Viktor Kolbanovskij propagated, using both his own professional biography and earlier texts that influenced him.

In his documentary story “Bison”, the Soviet writer Daniil Granin told the story of the “rare species” of the Soviet scientist – biologist Nikolai Timofeev-Resovsky (1900–1981).⁴² Timofeev-Resovsky, who was a geneticist, was slandered and harassed during the period of dominance of Lysenko’s approaches to biology.⁴³ He was sent to the labour camp, but despite imprisonment and the threat of death, he, according to Granin, changed neither his approach to science nor his beliefs.

In “Bison”, Granin exalted the position of Timofeev-Resovsky “as a person and as a teacher”.⁴⁴ The reference to the endangered animal underlined how rare, according to Granin, “real” scientists were in the Soviet Union. In the text, the author argued that it was precisely such people that were especially valuable for the country and society, and that they were often underestimated or even persecuted within the system.⁴⁵

One of the minor characters of “Bison” was Kolbanovskij. He is mentioned in the text only once, in chapter 44, in a plot devoted to criticism of cybernetics, a campaign that

41 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8), p. 160.

42 See Daniil Granin: *Zubr [Bison]*, Leningrad 1987. Quoted here after unpaginated online version URL: <http://lib.ru/PROZA/GRANIN/zubr.txt>, [last accessed: 8 October 2020].

43 In the 1930s, the Soviet biologist and agronomist Trofim Lysenko confronted a group of Soviet geneticists and argued that their ideas were anti-Soviet, politically incorrect, and that they themselves supported the Trotskyist-Bukharin opposition. As a result of the confrontation between Lysenko and the geneticists and the deployment of Lysenko’s political campaign against opponents, the entire group of researchers was repressed.

44 Granin, *Zubr* (see note 42).

45 *Ibidem*.

unfolded in the USSR in the first half of the 1950s. Granin described Kolbanovskij as the antithesis of his protagonist, as a bureaucrat without expertise who was invested only in the “battle” for Soviet science against its ideological opponents. According to Granin, Kolbanovskij was the one who “bashed the geneticists I. Agol, S. Levit, N. Vavilov, until they were arrested. Then he fought with O. Schmidt and joined Lysenko”.⁴⁶ Further, he not only accused Kolbanovskij of supporting the persecution of cybernetics and genetics, but also said that Kolbanovskij “opened an independent front of the struggle”, where “he was the commander and put all his efforts into slowing down the development of [...] science”.⁴⁷

A similar but still more complex impression of Kolbanovskij emerges from archival documents, memoirs about him, and his writings. Having followed the idea of “cultural capital” and “social capital”⁴⁸ and having looked at Kolbanovskij’s strategies for acquiring it, I want now to discuss how it became possible – and “safe” – for him to address the question of sex education, a controversial topic in late Soviet society. I believe that this can be explained by his status in the academy and his reputation as an ideologically “correct” author and public speaker, as well as by his impeccable reputation as an old Bolshevik and hero of the Great Patriotic War. At the same time, Kolbanovskij’s views on sex are quite explainable by his participation in the debates of medical doctors, psychiatrists and psychologists, as well as those of politicians and public figures of the 1920s and 1930s, who had an indelible impact on him and shaped him as an author and scholar.

Kolbanovskij seems to be an unambiguous supporter of the party and the Soviet Marxist approach in psychological science. This is also the way he presents himself in ego-documents like his official autobiography, which could be found in the personal file of Viktor Kolbanovskij at the Institute of Red Professors.⁴⁹ He became involved in the Bolshevik revolution very early: already in 1917, at the age of 15, he joined the Red Army and fought on the Eastern and Southern Fronts. Even before that he took part in “revolutionary activities” while still a student at the gymnasium. These activities of Kolbanovskij moved the imperial authorities to expel him from the school in the 5th grade, and from the age of 13 he was forced to earn a living independently as a private tutor. In 1919 Kolbanovskij joined the Bolshevik Party. Following this he served as a Komsomol worker in Donbas, then in the Moscow Komsomol Committee. Returning to Moscow, he entered the First Medical University, at that time part of the Moscow State University, where he studied to be a psychiatrist.⁵⁰ At the early stage of his career Kolbanovskij was engaged in empirical studies of principles of inheritance on twins, an interest that was later recalled against him in the process of persecutions of 1937, when Kolbanovskij almost fell victim to a purge among the supporters of the approaches of the so-called pedology, or science of child development, which was declared false in the USSR.⁵¹

46 Ibidem.

47 Ibidem.

48 Pierre Bourdieu: *Distinction: A Social Critique of the Judgment of Taste*, Cambridge 1984; Nan Lin: *Social Capital: A Theory of Social Structure and Action*, Cambridge 2003.

49 See Archive of the Russian Academy of Sciences, f. 364, i. 3a, i. 37, p. 6.

50 Ibidem.

51 See P.I. Plotnikov: *Do kontsa razoblachit nauku pedologiyu i eye adeptov [(It Is Necessary) To Fully Expose the Pedology and Its Adherents]*, in: *Sovetskaya pedagogika* (1937), no. 1, pp. 46 f.

Kolbanovskij made an early and successful career, which was facilitated by a number of factors. Firstly, the active development of Soviet science required new, “ideologically correct” scholars. The “correct” biography of Kolbanovskij, who became a Bolshevik very early and supported revolution from his teenage years, played its role. In 1929 he entered the Institute of Red Professors, the forge of the new Soviet scientific bureaucracy.⁵² In 1932, after graduating from the Institute, thirty-year-old Kolbanovskij was appointed to his first and immediately a consequential position – director of the Institute of Psychology of the Academy of Social Sciences, later renamed the State Institute of Psychology. In 1935 he officially received the title of professor. He was able to avoid repression in the 1930s, surviving and continuing to publish and give speeches, although he lost his position as a director of the Institute of Psychology. He could return to it only after World War II, during which he volunteered for the front as a military doctor and became a war hero. The latter distinction made him much more respected in Soviet society and gave him a huge amount of social capital, which, I believe, furthered his career and made him fully reliable in the eyes of the authorities. In the post-war period, he seems to have prospered steadily. In addition to the institute, he worked in the editorial office of several scientific journals, wrote popular articles for newspapers and magazines, and delivered public lectures.⁵³

During a career spanning over 40 years, Kolbanovskij managed to study a broad spectrum of topics. From early empirical research, he quickly moved to ideological abstractions on labor psychology (before the war), military strategy (during WWII), psychology of religion, social psychology and pedagogy. All these topics have one thing in common: they all dealt with the agenda in the Soviet press and closely followed discussions and speeches of party leaders. Kolbanovskij always strived to be relevant in his work. According to the psychologist Konstantin Platonov’s memoirs, Kolbanovskij was a “barometer of the state of psychological science”. In Platonov’s words, Kolbanovskij “quickly, clearly and reliably reacted to all innovations [in psychology], pragmatically capturing the progressive elements in them, but not always seeing their prospects correctly”.⁵⁴ In the pursuit of trending topics, Kolbanovskij also took part in many dubious cases: in castigating cybernetics⁵⁵ and psychotechnics⁵⁶ and in the discussions of the Pavlovian session (1950), which stopped the new wave of development of Pavlov’s ideas. He harshly criticized his colleagues in print for inconsistency with the Marxist method in science⁵⁷ and always tried to follow it in his work.

52 See Lyudmila Kozlova: *Institut krasnoj professury (1921–1938 gody): istoriograficheskij ocherk* [Institute of the Red Professors (1921–1938): A Historiographical Sketch], *Sociologicheskij zhurnal* (1994), no. 1, pp. 96-112.

53 See Anonymous: Viktor Nikolaevich Kolbanovskij, obituary, *Voprosy psikhologii* (1970), no. 6, pp. 184 f.

54 Konstantin Platonov: *Moi lichnye vstrechi na velikoj doroge zhizni (vospominaniya starogo psikhologa)* [My Personal Encounters on the Life’s Journey (Memoirs of an Old Psychologist)], Moscow 2005, p. 194.

55 According to the recollections of Kolman, see Ernst Kolman: *My ne dolzhny byli tak zhit* [We Did Not Have to Live like That], New York 1982 (accessible online: <https://www.sakharov-center.ru/asfcd/auth/?t=page&num=7992> [last accessed: 2 September 2020]).

56 See Platonov, *Moi lichnye vstrechi* (see note 54), pp. 195-197.

57 See Viktor Kolbanovskiy: *Retsenziya na knigu S. L. Rubinshteyna “Osnovy obshchey psikhologii”* [Review of the Book by S. L. Rubinstein “Fundamentals of General Psychology”], in: *Pod znamenem marksizma* (1941), no. 5.

The topic of family and relations between the sexes in the form of so-called communist morality began to interest Kolbanovskij in the second half of the 1940s, directly after WWII, which left behind a legacy of destroyed and incomplete families and a demographic imbalance in Soviet society.⁵⁸ His first speeches in this field are available in transcript, with telling titles like “Love, marriage and family in a socialist society” (1948) or “On communist morality” (1949). The first speech was delivered in the Central Lecture hall of the All-Union Society for the Dissemination of Political and Scientific Knowledge (*Vsesoyuznoye obshchestvo po rasprostraneniyu politicheskikh i nauchnykh znaniy*; after 1947 – *Znanie Society*) in 1947. The transcript can be called an ideal document of the era, capturing all the main provisions of the gender policy of the USSR during the late Stalinist period: family orientation and strict norms for the marital relationship.⁵⁹ The only possible option in the lecture is the heterosexual family with several children, as already clearly marked through the reference to marriage in the title.

By the 1950s, Kolbanovskij’s interest in educating children and teenagers was superimposed on the theme of family and gender relations. He studied it under the great influence of Anton Makarenko, whom I discuss later in this essay. In 1950 Kolbanovskij published a widely discussed text on the need for the joint education of boys and girls in Soviet schools in the “Literaturnaya Gazeta” (Literary Newspaper), and in 1955 he gave a lecture on how such education should be organized; the lecture was a direct reaction to the abolition of single-sex education by the Soviet authorities. At the same time, in the late 1940s–1960s, he dealt with the issue of so-called communist morality and the problems of “communist everyday life” (*kommunisticheskij byt*), which included a discussion of the relationship between the sexes. He published several texts about it – articles and books which not only circulated in the Soviet Union, but were then translated into Hungarian, Polish and English.⁶⁰ The last shows that for the Soviet authorities he represented an ideologically correct and safe approach to these topics, which could be broadcasted to other countries.

Through his interest in the relationship of the sexes and “communist morality”, Kolbanovskij, by the 1960s, reached the topics of sex counseling and education. He was not only editing and commenting books like Neubert’s, but also made proclamations about the need to talk about sex in public. For example, in 1969 he published in “Literaturnaya gazeta” (Literary Newspaper) an article titled “Vslukh na intimnyu temu” (Talking out loud on an intimate topic). In this piece he entered the discussion on the need for sex education begun by another article, published in the same newspaper in 1968. In his text Kolbanovskij in many ways repeated the introduction to Neubert’s book: he complained that Soviet schools do not prepare children for future family life and neglect the issues teenagers meet with during puberty. Furthermore, he suggested starting to train specialists in sexology, who would help those who faced problems in their family life and relationships. Kolbanovskij

58 See Anatoly Vishnevsky: Demographic Consequences of the Great Patriotic War, in: Demographic Review 3 (2016), no. 2, pp. 47-78.

59 See Anna Temkina, Elena Zdravomyslova: Gosudarstvennoe konstruirovaniye gendera v sovetskom obshchestve [State Construction of Gender in Soviet Society], in: Journal of Social Policy Studies 1 (2003), no. 3/4, pp. 299-321, here pp. 312-314.

60 See Kolbanovski, Communist morality (see note 22); idem, Kształowanie moralności (see note 22); idem, O kommunisticheskoy morali, (see note 22); idem: Szeretem házasság és család a szocialista társadalomban [Love, Marriage and Family in a Socialist Society], Budapest 1952.

described the work of the only Soviet laboratory of sexology and sexopathology and the queue of patients who had waited a year for a chance to have a consultation. His suggestions were crystal clear: a sexological cabinet must be established in every Soviet big city and regional center.⁶¹

The professional biography of Kolbanovskij thus demonstrates what a huge amount of social and cultural capital and ideological reliability a scholar needed to be able to write on such a “dangerous” topic as sexuality under Soviet censorship. At the same time, it can be seen from his biography and other sources that the typical way to obtain this social capital in social sciences in the USSR since Stalinist times had been to engage in purely ideological abstractions in one’s research. Sexuality in the late USSR was most often discussed by people like Kolbanovskij, who did not conduct any empirical research (or had left such research in the past), relied on other texts and focused primarily on setting the boundaries of what is acceptable. This specificity of the development of the social sciences strongly influenced the content of late Soviet ideas about sexuality, which I will turn to next.

Sex and love in the USSR in the 1920s, 1930s and 1960s

Several details stand out in Kolbanovskij’s preface to Neubert’s book (1967). On the one hand, Kolbanovskij insisted on the need for sex education in the USSR for people of different ages – not only young people, but also adults. This – as well as other sources mentioned above – counters the stereotype about the absence of the idea of sex education and counselling in the late USSR. However, ironically, Kolbanovskij’s appeal on the importance of understanding sexuality aims at convincing Soviet people to have as little sex as possible and within the bounds of legal marriage. To be precise, he urges Soviet people to cultivate “sexual inhibition”.⁶²

According to the author, inhibition is necessary in order not to overexcite the “subcortical parts of the brain”.⁶³ If this does not occur, “passion” in a working person can “prevail over reason”⁶⁴ and over “culture”⁶⁵. Kolbanovskij cited the recollections of German Marxist activist Clara Zetkin, where she described Vladimir Lenin criticizing the “glass of water” theory, stating that, contrary to some new beliefs, satisfying a sexual urge should not be as easy as drinking a glass of water. Lenin, according to Zetkin’s recollections, insisted that love has a “social dimension”, that it must be responsible in relation to society and the collective.⁶⁶ Restraining one’s sexuality in such a description becomes almost a matter of state importance for a Soviet citizen.

61 See Viktor Kolbanovskij: Vslukh na intimnyuyu temu [(Speaking) Out Loud on an Intimate Topic], in: Literaturnaya Gazeta, 11. June 1969, p. 11.

62 Kolbanovskij, *Polovaya lyubov’* (see note 6), p. 12.

63 Ibidem.

64 Ibidem, p. 17.

65 Ibidem, p. 12.

66 See ibidem, p. 16; Clara Zetkin: *Iz zapisnoy knizhki* [From my Notebook], in: Ibidem (ed.): *K. Marx, F. Engels, V. Lenin, o zhenskom voprose* [K. Marx, F. Engels, V. Lenin, on the Women’s Question], Moscow 1971 [1925], pp. 185-209, here p. 194.

The “glass of water” theory, mentioned by Lenin and then by Kolbanovskij, was for a long time attributed to the revolutionary and Soviet party leader Alexandra Kollontai.⁶⁷ The myth about her using this metaphor spread widely in the early Soviet state, creating a way to argue with Kollontai’s ideas (or any discussions about sexual freedom) without actually mentioning her name or any writings. In reality, Alexandra Kollontai did publish a number of texts about new love and free sexuality, for example, a book titled “New Morality and Working Class”⁶⁸ in 1919, or a famous essay, “Make Way for Winged Eros: A Letter to Working Youth”⁶⁹ in 1923. But she never used the “glass of water” metaphor.

In both texts Kollontai presupposed a new type of relationship that overcame the bourgeois morality of the past and was not limited to passion. In “New Morality and Working Class” she wrote about “erotic friendship”, which can exist outside of marriage, as a new, positive phenomenon. “Make Way for Winged Eros” is a political manifesto, proclaiming a new type of love – “Winged Eros” – which should become the new ideal of Soviet working youth in the new state. “Winged Eros” was a “love-companionship” (*lyubov'-tovarishchestvo*) that combined equality, respect for each other without pretending to be exclusive of other relationships, and sensitivity to the partner’s efforts. Kollontai’s “love-companionship” was inextricably connected with love for the collective, with social and revolutionary solidarity, though this love for the surrounding people, in Kollontai’s case, did not precede love for a partner and was definitely not more important than erotic love. Rather, the first complemented the second, made it complete and truly multifaceted.

Unlike Kolbanovskij, Kollontai did not believe that sexual love was appropriate only in a family. On the contrary, she wrote about the liberation of love from the “bourgeois shackles” of marriage, where this love actually could not exist.⁷⁰ She proclaimed that in a new society, love will go beyond home and family, emerge from isolation behind closed doors, and will unite all people in a free collective based on consent, equality, and enthusiasm for creative labor. Similar ideas can be found in different sources of these times, and even in fiction. For example, the 1926 Soviet play “Khochu rebenka!” (I Want a Baby!) by Sergei Tretyakov portrayed a young woman, Milda, a communist and activist, who decided to give birth to a perfect child for the new society. Although she was looking for the perfect father for such a child (a healthy working class man), she does not want to marry him. For Milda, marriage is not at all a necessary part of a new life and a new society.⁷¹

How did these ideas, the echoes of which can be traced in the text of Kolbanovskij, change in the late USSR to practically their opposite? My guess is that not only the inter-

67 See Marie Marmo Mullaney: Gender and the Socialist Revolutionary Role, 1871–1921: A General Theory of the Female Revolutionary Personality, in: Historical Reflections/Réflexions Historiques 11 (1984), no. 2, pp. 99-151, here p. 148.

68 Alexandra Kollontai: Novaya moral i rabochiy klass [New Morality and Working Class], Moscow 1919.

69 Idem: Dorogu krylatomu erosu! (pismo k trudyashcheysya molodezhi) [Make Way for Winged Eros! (A Letter to Working Youth)], in: Molodoya Gvardiya (1923), no. 3, pp. 111-124.

70 See Kollontai, Novaya moral (see note 68).

71 See Sergei Tretyakov: Khochu rebenka! in: Tatjana Hofmann, Yan Dichek (eds.): Khochu rebenka! Pyesy – Stsenariy – Diskussii [I Want a Baby! Plays – Scripts – Debates], St. Petersburg 2018, pp. 41-195.

pretation of Vladimir Lenin, retold by Clara Zetkin and replicated in this form in the USSR, played a role. In his introduction to Neubert, the author largely reproduced the ideas about sex education of Anton Makarenko, a Soviet pedagogue, the author of a unique methodology on the re-education of juvenile delinquents proposed in the famous “Pedagogical Poem”.⁷²

In his later work “The Book for Parents” (1937) Makarenko wrote about sex education, as well as other aspects of child education, relevant for these times and for the new state. For example, he wrote about how not to spoil a child (not to raise him to be bourgeois, asocial or lazy), or how to teach a child to work in a team. The book is a set of stories from the life of the author with a certain moral at the end of each. All the aspects of raising children in it are described as a project of creating a brand new state and a new Soviet man: “By educating children, current parents educate the future history of our country and, therefore, the history of the world”,⁷³ wrote Makarenko at the very beginning of his text. He described family problems and improper upbringing as real “catastrophes” that will affect future generations of Soviet people.⁷⁴

The seventh chapter of Makarenko’s book is devoted to love, relations between men and women, and discusses how to organize sex education in Soviet society. According to Makarenko, sex education was primarily “the education of the culture of the social personality”,⁷⁵ as well as teaching children how to recognize true love, which requires not “depravity” but secrecy and “restraint”⁷⁶. He was against open, “liberal” discussions about sex with children and adolescents, as well as among adults, and wrote about the importance of cultivating a kind of “sexual discipline” in a Soviet person: “The culture of love experience is impossible without the restraints obtained in childhood. [...] The ability to control one’s feelings, imagination, and emerging desires is the most important skill, and its public significance is under-appreciated.”⁷⁷

Makarenko, without explicitly mentioning Freud, ridiculed the latter’s ideas about the sexuality of children and the libidinal foundations of their relationship with their mothers, and of all early development. In “The Book for Parents”, the following passage makes a quite obvious reference: “Impressionable people really might think that the child’s view of the mystery of childbirth is like the tragic collision of some King Oedipus! I could only wonder why these unfortunate children do not commit mass suicide.”⁷⁸

The appearance of Freudian undertones is not accidental here: the early 1920s in the USSR were marked by the heyday of the development of Soviet psychoanalysis. Psychoanalysis appeared in Russia even before the 1917 revolution, and the formation of the Russian psychoanalytic school is associated with names such as Nikolai Osipov, Tatyana Rosenthal,

72 Anton Makarenko: *Pedagogicheskaya poehma. organizaciya kolonii molodykh pravonarushitelej imeni Gor’kogo v 1922/23 g. bliz Khar’kova* [The Pedagogical Poem. Organisation of a Colony of Young Offenders Named after Gorky in 1922–1923 near Kharkov], Moscow 1935.

73 Anton Makarenko: *Kniga dlya roditeljev* [The Book for Parents], Moscow 1937, p. 3.

74 *Ibidem*, p. 4.

75 *Ibidem*, p. 209.

76 *Ibidem*, pp. 226, 233 f.

77 *Ibidem*, p. 234.

78 *Ibidem*, p. 209.

Sabina Spielrein, Otto and Vera Schmidt, and others.⁷⁹ Several cities were home to scientific groups, institutes, outpatient clinics and specialized schools, the employees of which used a psychoanalytic approach in their practice. There were several professional associations of psychoanalysts. Subsequently, the foundations of the psychoanalytic approach were revised and criticized from the point of view of Marxist philosophy, and in the early 1930s Freudian type Psychoanalysis was defeated and practically prohibited in the USSR.⁸⁰ Makarenko's text on sex education gives the impression that the author reproduced and criticized Freud's vulgarized ideas without openly referring to him.

Makarenko introduced in his book the concept of "non-sexual love", which, in contrast to Freud's theory of infantile sexuality, "could and should be discussed". "The powers of this kind of love [i.e. sexuality, E. R.] can only be found in the experience of incomplete human sympathy. A young man will never love his bride and wife if he did not love his parents, comrades, friends. And the wider the area of this non-sexual love, the more noble will be the sexual love. A person who loves his homeland, people, his work, will not become a debaucher."⁸¹ And we can also find statements showing what happens if this requirement is not fulfilled: "A person who is capable of treating a woman only with simplistic and shameless cynicism is not trustworthy as a citizen."⁸²

In other words, according to Makarenko, a person had first to learn love for one's parents, friends, country, as well as the culture of correct behavior, and only then was one ready to explore his or her sexuality. Sex education, in Makarenko's words, is needed to "cultivate" the sexual instinct, to turn it from a "wild" feeling into a civilized and highly aesthetic one, full of deep respect for a woman.⁸³ Kolbanovskij repeated the same ideas, highlighting, however, that even after mastering the necessary behavior and way of feeling, a person still should not pay too much attention to sexuality – as if it still remained a force that could not be tamed.

The connection between Kolbanovskij and Makarenko is not accidental: Kolbanovskij considered Makarenko his teacher and maintained a close friendship with him until the latter's death. This is clearly illustrated by their correspondence, which can be found in the Makarenko Fund in the Russian State Archives of Literature and Art. The letters show that their communication was very close and friendly; the families of Makarenko and Kolbanovskij also socialized together. For example, in a letter dated July 4, 1938, Kolbanovskij wrote to Makarenko about a trip with his family to the southern Russian town of Anapa, sent him greetings from his wife and son, and asked Makarenko to convey his regards to his wife Galina Stakhievna. In this letter, he also hinted at an ominous forthcoming joint project: "in the fall we will certainly raise flags on the towers", he writes, alluding to the title of Makarenko's book "Flags on the Battlements" (1938), which Soviet critics found rather controversial. The essence of this project is clarified in Makarenko's reply, dated

79 See Alexander Etkind: *Ehros nevozmozhnogo. Istoriya psikhoanaliza v Rossii* [Eros of the Impossible. The History of Psychoanalysis in Russia], St. Petersburg 1993. English edition: Boulder et.al. 1997.

80 See Nina Vasilyeva: *Psychoanalysis in Russia: The Past, the Present, and the Future*, in: *American Imago* 57 (2000), no. 1, pp. 5-24, here p. 7.

81 Makarenko, *Kniga* (see note 73), pp. 234 f.

82 *Ibidem*, p. 235.

83 *Ibidem*, pp. 235, 241.

August 17, 1938. It is about “Zateynik” (a children’s almanac) and an educational club for children.

Kolbanovskij continued to support Makarenko during the latter’s illness and during the period of rejection by readers and public criticism of his later books. After the early death of Makarenko in 1939, Kolbanovskij corresponded with his widow and took part in supporting his memory. The tone of the letters indicates that Kolbanovskij treated Makarenko with great tenderness and at the same time with disciple-like reverence and adoration. This adoration is evident also in Kolbanovskij’s early texts, for example, in the review “The Poetry of Pedagogy”, which was published in the “Red Virgin Soil” (*Krasnaya Nov*) magazine in 1935, immediately after the release of “The Pedagogical Poem”⁸⁴. Kolbanovskij expressed this positive attitude towards Makarenko for many years. It can be seen, among other things, in the desire to revive interest in Makarenko’s works in the 1950s and later, as well as in numerous references to him in Kolbanovskij’s journalism and popular lectures.

Kolbanovskij repeated an idea of love, whose origin in the “correct” Soviet person is inextricably linked with feelings of sympathy and love for relatives, thirty years after Makarenko. On the one hand, this idea is characterized by a departure from talking about sex as such – a switch to the discussion of “love in general”, and in particular, non-sexual love for the surrounding people. At the same time, if one looks closely at these lines, one can see that they are based on the idea that sexual attraction to your partner can arise from experiences that are not associated with the object of attraction. In essence, it is all about a deeply sexualized experience of unity in public life, which was supposed to develop directly into the real sex life of the two spouses (it is not clear, though, exactly how). In this, the Soviet system is a bit like Victorian England as described by Michel Foucault, who suggested that during that era sexuality was not entirely suppressed, as one might think, but rather encouraged in different ways.⁸⁵

Conclusion

In the 1930s, 1940s and 1950s, large-scale repressions unfolded in the USSR. They destroyed thousands of lives, as well as numerous debates in the public sphere, several schools of social sciences, and interrupted many important discussions of the 1920s and early 1930s. But even state terror could not interrupt the development of the discussion about sexuality, which resumed with renewed vigor in late Soviet times.

In this article I have argued that early revolutionary ideas about relationships and sexuality shaped the late Soviet debates about sex, as well as Makarenko’s writings and early Soviet reflections on Freud. These sources created a very specific approach towards sex counseling and sex education, perfectly represented in Viktor Kolbanovskij’s preface to the translation of one of Rudolf Neubert’s books. I also showed that a specific professional biography was necessary to be allowed to speak publicly about sexuality in late Soviet Russia. The specifics of Kolbanovskij’s biography also shaped the way he wrote about sex.

84 Viktor Kolbanovskij: *Poeziya pedagogiki (o knige A. Makarenko)* [The Poetry of Pedagogy (About the Book of A. Makarenko)], in: *Krasnaya nov* 10 (1935).

85 See Michel Foucault: *The History of Sexuality. Volume I: An Introduction*, New York 1978, p. 3.

His ideas about human sexuality were more connected with utopian projects of the past and moral categories than with real empirical research. According to Kolbanovskij, Soviet society was a unique project to “tame” the menacing libido in all spheres of life, and to transform it into safer and more useful activities in a communist society.

Researchers such as Elena Zdravomyslova and Dan Healey⁸⁶ have shown that Soviet ideas about sex did not disappear over time. After several transformations, they became the basis of post-Soviet Russia’s debates, especially on sexual education for youth, which have deep Soviet roots. The mix of ideas from early Soviet times, together with other discussions of the 1960s, 1970s and 1980s, strongly influenced the post-Soviet public discourse on sexuality and sex education.

A good example of this influence is the concept of “traditional family relationships” (*traditsionnyye semeinyye otnosheniya*), used as a legal term in Russian federal law against the promotion of homosexuality to children in 2013, as well as in one of the key concepts in governmental propaganda.⁸⁷ Healey, who studied the origins of the concept, underlined that it appeared after 1991, but has its roots in Soviet times. Healey showed that the conflict between the “traditional family relationship”, and everything which opposes it (described as not-normal, perverted) is actually a conflict between the Stalinist and late-Soviet views on sexuality.

Stalinist discourse on sexuality, according to Healey, appears to be a combination of silence on sex matters and the image of a conflict-free heterosexual relationship, filled with cheerfulness and spirit. According to Healey, it is this kind of sexuality that is perceived in Russia today as “normal”, “traditional”, “natural”, to which it is desirable to return. Such a discourse about sex presupposes the stability of heterosexual desire and of the dyadic relationship.⁸⁸ In the post-Stalin era it was replaced by a completely different, new discourse: the idea of the instability of sexuality returned to the literature about sex. The discussion became more open, not only about sex itself but also about its complex, contradictory, sometimes internally conflicted nature. I think that Kolbanovskij was trying to find a solution to this paradoxical nature of sex, using a variety of sources, from Makarenko to Lenin. His texts are full of anxiety and at the same time are based on the strong belief that knowledge and morality will neutralize sex for the Soviet people, making it less dangerous and controllable again. The echoes of these ideas are still heard in the Russian public sphere today.

Zusammenfassung

Nach einer langen Pause während der stalinistischen Ära begann in der UDSSR des Post-stalinismus eine neue Fachdiskussion zu Sexualität, sexueller Erziehung und Beratung. Am

86 See Zdravomyslova, *Hypocritical Sexuality* (see note 8); Dan Healey: *Chto takoe ‘traditsionnye seksual’nye otnosheniia’?* [What Is ‘Traditional Sexual Relations’?], in: *Tsentr nezavisimyykh sotsiologicheskikh issledovaniy* [Centre for Independent Social Research] (ed.): *Na pereput’e: metodologiya, teoriya i praktika LGBT i kvir-issledovaniy* [On the Crossroads: Methodology, Theory and Practice of LGBT and Queer Studies], St. Petersburg 2014, pp. 55-67.

87 See Healey, *Chto takoe* (see note 86), p. 65.

88 *Ibidem*, p. 60.

Beispiel eines kurzen Textes von dem sowjetischen Psychologen Viktor Kobanovskij (1967) sowie der Rekonstruktion seiner Biografie bespreche ich in diesem Artikel die Ursprünge der neueren sowjetischen Ideen zur Sexualität. Ich erörtere dabei, dass die späteren sowjetischen Fachschriften zum Thema Sex den frühen utopischen Diskurs über die neue Familie mit dessen späterer Kritik und Reflexion zur Theorie von Freud kombinierten. Ich zeige, wie die Nachzeichnung dieser Verbindungen zum Verständnis beiträgt, wie das Wissen über Sex über den Stalinismus hinaus transferiert werden konnte. Ich diskutiere weiterhin, wie ein sowjetischer Wissenschaftler über besonderes soziales und kulturelles Kapital verfügen musste, um einen solchen Transfer zu ermöglichen.

A ‘Sexual Revolution’ without Effective Contraception. Youth Sexuality, the Gender Gap and Changing Transitions to Adulthood in Russia (1970s–1990s)

by Mona Claro

Abstract

In Russia, the mid-1960s – mid-1970s cohort came of age during *perestroika* and became sexually active earlier than the previous cohorts had; their heterosexual initiation was less connected to the expectation of marriage and motherhood. Do they constitute a new “sexual generation”, shaped by the liberalization of public discourses on sexuality? Previous literature points to contradictory answers. This article offers a refined analysis of the specificity of this cohort, based primarily on interviews with women and men born between the 1950s and the 1990s, and second-hand statistics. It shows that regarding the use of the most effective contraceptive methods, changes were still slow and limited in the 1990s. The sexual debuts of the *perestroika* and following years share important similarities with those of the “stagnation” (Russian: *period zastoia*, i.e. the reign of Brezhnev and his immediate successors 1964–1986), namely a gendered double standard and a high risk of unplanned pregnancy. However, these sexual initiations differ from the earlier ones in that the high probability of unplanned motherhood was no longer compensated by the predictability of pathways to adulthood. A similar lack of effective contraception thus takes on different meanings in the recollections of the “stagnation” and *perestroika* generations: while the former tends to display a selective nostalgia for simpler times (when love and spontaneity, rather than cautious planning, ruled), the latter produces more bitter narratives. The *perestroika* a generation often experienced a painful gap between its primary socialization and its path to financial and residential independence.

Introduction

The normalization of heterosexual relationships devoid of expectations of family formation, during increasingly long transitions to adulthood, for both men and women, is among the most important changes in sexual behavior that has taken place in industrialized societies in the past decades.¹ Some researchers have interpreted these changes in terms of a “sexual

1 Acknowledgements: The present research was funded by Institut Émilie du Châtelet, École des hautes études en sciences sociales (EHESS), and Institut national d'études démographiques (INED). It benefited from the helpful input of Michel Bozon and Juliette Rennes.

revolution"² and a "second demographic transition".³ Others have favored more nuanced conceptualizations in terms of "individualization", "destandardization", new norms, and a shift from an external to an internal locus of control.⁴ In both cases, scholars have drawn attention to the connection between the spread of "modern" or technological contraception⁵ and a narrowing gender gap. They have stressed the crucial significance of these changes for women in particular, since the possibility of dissociating sexual initiation from family formation during youth used to be the prerogative of men. While in Western societies, such changes can be traced back to the 1960s–1970s, in most Eastern European post-communist countries they are more recent. Approaches in terms of "sexual generations"⁶ offer a useful lens through which these changes can be examined.⁷

In Russia, women and men born in the mid-1960s – mid-1970s experienced (part of) their transition to adulthood during *perestroika*, when mass media discourses about an ongoing "sexual revolution" were spreading, and they experienced their first heterosexual intercourse earlier than the previous cohorts. The existing literature provides divergent answers to the question of their generational belonging. According to Anna Rotkirch, "the 'sexual revolution' in Russia happened in two distinct stages": first, a quiet, "behavioral revolution" in the 1970s (when sexuality outside of marriage was officially condemned), then a "discursive revolution" that started with *perestroika*.⁸ Based on quantitative and qualitative data collected in Saint Petersburg, she has argued that men and women born circa 1945–1965 (who came of age during the "behavioral revolution") are part of the "generation of personalization", for which "the gap between the official ideology and private behavior

- 2 See Hera Cook: The English Sexual Revolution: Technology and Social Change, in: History Workshop Journal 59 (2005), no. 1, pp. 109-128; Dan Healey: The Sexual Revolution in the USSR: Dynamics Beneath the Ice, in: Gert Hekma, Alain Giami (eds.): Sexual Revolutions, London 2014, pp. 236-248; Igor Kon: The Sexual Revolution in Russia: From the Age of the Czars to Today, Simon and Schuster, New York 1995; Anna Rotkirch: The Man Question. Loves and Lives in the Late 20th Century Russia, Helsinki 2000; Anna Temkina: Novyi byt, seksual'naia zhizn' i gendernaia revoliutsiia [The New Way of Life, Sexuality and the Gender Revolution], in: Elena Zdravomyslova, Anna Rotkirch et.al. (eds.): Novyi byt v sovremennoi Rossii: Gendernye issledovaniia povsednevnosti [The New Way of Life in Modern Russia. Gender Studies of Everyday Life], Saint Petersburg 2009, pp. 33-67.
- 3 See Ron Lesthaeghe: The Unfolding Story of the Second Demographic Transition, in: Population and Development Review 36 (2010), no. 2, pp. 211-251; Sergei Zakharov: Russian Federation: From the First to Second Demographic Transition, in: Demographic Research 19 (2008), pp. 907-972.
- 4 See Michel Bozon: La nouvelle normativité des conduites sexuelles ou la difficulté de mettre en cohérence les expériences intimes, in: Jacques Marquet (ed.): Normes et conduites sexuelles. Approches sociologiques et ouvertures pluridisciplinaires, Louvain-la-Neuve 2004, pp. 15-33.
- 5 (So-called) "modern" (condom, pill, IUD, etc.) or "traditional" (withdrawal, periodic abstinence) methods will be referred to as "technological" or "non-technological" in order to avoid the misleading evolutionist connotations of the "modern"/"traditional" terminology.
- 6 See Elina Haavio-Mannila, Jeja Pekka Roos et.al.: Repression, Revolution and Ambivalence: The Sexual Life of Three Generations, in: Acta Sociologica 39 (1996), no. 4, pp. 409-430; Ken Plummer: Generational Sexualities, Subterranean Traditions, and the Hauntings of the Sexual World: Some Preliminary Remarks, in: Symbolic Interaction 33 (2010), no. 2, pp. 163-190.
- 7 The generational approach adopted here focuses on shared norms and practices rather than on collective consciousness.
- 8 Rotkirch, The Man (see note 2), p. xvi.

widened". Those born circa 1965–1975 (who came of age during the “discursive revolution”) on the other hand, are part of a “generation of articulation” that made a decisive step towards dissociating sex from marriage and reproduction.⁹ Her analysis focuses on evidence of “earlier onset of sexual life”, “a higher number of marriages and sexual partners”, and “more varying kinds of sexual techniques”, without a specific focus on youth.¹⁰

However, other surveys, more concerned with reproductive practices, including Rotkirch’s own subsequent research, have come to somewhat contradictory conclusions. Qualitative surveys conducted in several Russian cities (Saint Petersburg, Chelyabinsk, Perm) have shown the persistence of normalized unplanned first births (experienced in terms of “fate”, for example), among the 1960s and 1970s cohort women.¹¹ Sergei Zakharov’s quantitative research has shown that in terms of “fertility postponement”, “in Russia, no changes were observed before the cohorts born in the first part of the 1970s”.¹² He has stressed that “unlike that in the Western countries, the [quiet] sexual revolution in Eastern Europe was not accompanied by the parallel process of the contraceptive revolution”.¹³ Indeed, in the USSR, at the time, pill use was extremely rare, and condom use was rare. Limited use of technological contraception during sexual initiation remained true throughout the 1990s.¹⁴ Focusing on contraceptive practices during youth therefore highlights the similarities between the mid-1960s to mid-1970s cohort and the previous one, rather than their differences.

Building on these divergent surveys, the present article reexamines the boundaries between late Soviet and post-Soviet “sexual generations”, focusing on women and “ordinary” heterosexual behavior.¹⁵ It is based on semi-structured biographical interviews, in which informants were asked to tell the story of their “first times” (first love, first intimate relations, first marriage, first pregnancy, first birth), and more generally of their transitions to adulthood.¹⁶ Interviews were conducted in Moscow and Saint Petersburg in 2012–2016 with thirty women and nine men born between the 1950s and the 1990s.¹⁷ Most of the informants

9 Ibidem.

10 Elina Haavio-Mannila, Anna Rotkirch: Generational and Gender Differences in Sexual Life in St. Petersburg and Urban Finland, in: *Yearbook of Population Research in Finland* 34 (1997), pp. 133-160.

11 See Anna Kruglova: Between “Too Young” and “Already Old”: The Fleeting Adulthood of Russia’s Split Generation, in: Deborah Durham, Jacqueline Solway (eds.): *Elusive Adulthoods: The Anthropology of New Maturities*. Bloomington 2017, pp. 174-196; Anna Rotkirch, Katja Kesseli: “The First Child is the Fruit of Love”. On the Russian Tradition of Early First Births, in: Tomi Huttunen, Mikko Ylikangas (eds.): *Witnessing Change in Contemporary Russia*, Helsinki 2010, pp. 201-220; Temkina, *Novyi byt* (see note 2).

12 Zakharov, Russian Federation (see note 3), p. 932.

13 Ibidem, p. 918.

14 See section 1.3 below.

15 On homosexual generations, see Francesca Stella: *Lesbian Lives in Soviet and Post-Soviet Russia: Post/Socialism and Gendered Sexualities*, New York 2015.

16 The interviews were conducted in Russian and translated by the author. Most of them lasted from one to two hours.

17 Among the 1950s to mid-1970s cohorts’ informants on which this article is focused, almost one-third grew up outside of the “two capitals”, in small to large provincial cities, and moved to Moscow or Saint Petersburg when they started university or later.

belonged to the “intelligentsia” (but none has an elite, *nomenklatura* background).¹⁸ Among those born before the late 1970s (i.e. the focus of this article), the majority has a higher education (typically, engineers or teachers), whereas several have completed a vocational training (e.g. factory workers or a saleswoman). Living in big cities and being among the most educated meant having access to better medical services and being more inclined to postpone one’s first child, especially after the *perestroika*.¹⁹ Interviewees were recruited through informal personal contacts and the snowball method. Archive materials (medical popularization press²⁰ and family life handbooks) and second-hand statistics²¹ were also analyzed. Revisiting Rotkirch’s pioneering work,²² I argue that two sexual generations should be distinguished.²³

The “stagnation”²⁴ generation encompasses those born between the 1950s and the mid-1960s. This conceptualization echoes Aleksei Yurchak’s investigation of “the last Soviet generation” that “came of age between the 1970s and the mid-1980s”.²⁵ In contrast with previous generations, which had been affected by the Revolution, the Terror, the War or the Thaw, the “children of stagnation” enjoyed unprecedented stability, predictable professional careers and a higher material standard of living. State intervention (in particular welfare policies), kinship solidarities, the economy of favors (“blat”), and a thriving informal economy were key features of this way of life.²⁶ Access to employment and housing was organized by the State, and transitions to adulthood were highly standardized.²⁷ While Rotkirch considers that this generation “[lacks] a common generational experience” (due to the “widening gap” between “official morality” and everyday life),²⁸ I will argue that state-organized transitions to adulthood, the trivialization of shotgun weddings and the romanticization of carefree unplanned first births were, in fact, its unifying experience. This

18 On class divisions in the USSR (primarily based on social and cultural capital, rather than economic capital), see Suvi Salmenniemi: Introduction: Rethinking Class in Russia, in: idem (ed.): *Rethinking Class in Russia*, Burlington 2012, pp. 1-22, here pp. 4-7.

19 See Julie Brown, Nina Rusinova: *Lichnye svyazi v sisteme zdavookhraneniia i ‘kar’era bolzeni’* [Personal Connections in the Health Care System and Career Illness], in: *Sotsiologicheskie Issledovaniia* 3 (1993), pp. 30-36; Veronika Kushtanina: *Transition de l’ poque sovi tique à la période post-sovi tique au prisme de biographies singuli res*, in: *Clio. Femmes, Genre, Histoire* (2019), no. 49, pp. 239-259.

20 In particular, monthly issues of “Zdorov’e” magazine published between 1972 and 1991 were systematically analyzed.

21 Unless otherwise stated, all the surveys quoted hereafter are representative.

22 See Rotkirch, *The Man* (see note 2).

23 The gap between Rotkirch’s results and mine may result partly from the fact that she collected narratives through “an autobiographical competition about love and sexuality”, whereas the narratives I collected through interviews are arguably more ordinary.

24 Quotation marks are used because “stagnation” was not an official designation such as “perestroika” (it was introduced later by Gorbachev, with negative connotations).

25 Alexei Yurchak: *Everything Was Forever, until It Was No More: The Last Soviet Generation*, Princeton 2005.

26 See Kirsten Bönker: *Depoliticalisation of the Private Life? Reflections on Private Practices and the Political in the Late Soviet Union*, in: Willibald Steinmetz, Ingrid Gilcher-Holtey et.al. (eds.): *Writing Political History Today*, Frankfurt a.M. 2013, pp. 207-234.

27 See Alain Blum, Pascal Sebille et.al.: *A Divergent Transition to Adulthood in France and Russia: A Cohort Approach*, in: *Revue d’Etudes Comparatives Est-Ouest* 40 (2009), no. 3-4, pp. 123-152.

28 Rotkirch, *The Man* (see note 2), p. 167.

generation was characterized by a gender gap in sexual norms and an expectation that women's sexual activity would quickly lead to marriage and motherhood. In their narratives of first pregnancies, I identified two reproductive frameworks that allowed for the normalization of unplanned first births: the "chance" framework, and the "mistake" framework. They can be analyzed as two "framing rules" (with their corresponding "feeling rules"), in Arlie Hochschild's conceptualization.²⁹

Similarly to Rotkirch, I identified pivotal years of birth circa 1965:³⁰ indeed, turning 22 (the median age at first birth for women) in 1987 (at the beginning of the *perestroika* changes) or in the following years had very different implications. Some informants born as late as 1967, who had their first child as late as 1989, were included in the "stagnation" generation, given that their transition to adulthood was still characterized by employment stability and access to non-profit housing.³¹ Other informants, born in 1965 and 1967, who had their first child as soon as 1987, were included in the *perestroika* generation, given that their transition to adulthood already lacked these features.

The *perestroika* generation encompasses those born between the mid-1960s and the mid-1970s. "Born Soviet children, they were teenagers during *perestroika* [...], young adults looking for jobs in the 'chronic crisis'³² of the 1990s."³³ In line with Anna Kruglova's research, they can be seen as a "split generation", as "split between Soviet and post-Soviet moral orders".³⁴ Similarly, Raili Nugin's survey of the 1970s cohorts' transitions to adulthood in post-Soviet Estonia has called it a "threshold" or "intermediate generation".³⁵ Furthermore, I will show that Rotkirch's claim that the 1965–1975 cohort's valorization of sexual pleasure for its own sake (dissociated from "marriage or children") was a "shared generational experience" should be nuanced. First, the persistent gender gap was limiting this trend. In addition, I encountered evidence of a split sexual generation, torn between the previous generation's normalization of early unplanned parenthood, on the one hand, and rapidly changing sexual norms and material living conditions, on the other. It should also be noted that the 1970s cohort is characterized by an unprecedented differentiation between the age at first birth of the least and the most educated women (in comparison with the 1960s cohort, the gap went from two to five years).³⁶ In other words, postponing motherhood was becoming a new way of "doing class" in a context of growing social inequalities. While this aspect surely deserves attention, it will remain beyond the scope of this article. We will rather focus on shared gendered generational experiences, and on the persistence of mechanisms favoring unplanned first pregnancies among all Russian women, including the most educated.

29 See Arlie Hochschild: *Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure*, in: *American Journal of Sociology* 85 (1979), no. 3, pp. 551-575.

30 See Rotkirch, *The Man* (see note 2), p. 23.

31 Either State property or cooperatives. See section 2.1 below.

32 See Olga Shevchenko: *Crisis and the Everyday in Postsocialist Moscow*, Bloomington 2009.

33 Kruglova, *Between "Too Young"* (see note 11).

34 *Ibidem*.

35 Raili Nugin: *Constructing a Transition Generation: The 1970s Cohort*, in: Anu Kannike, Maaris Raudsepp (eds.): *Generations in Estonia: Contemporary Perspectives on Turbulent Times* (Approaches to Culture Theory 5), Tartu 2016, pp. 282-317, here p. 292.

36 See Kushtanina, *Transition de l'époque soviétique* (see note 19).

The first part of the article analyses the health policies, the political and economic transformations, as well as the gendered norms that shaped the ineffective contraceptive practices of both the “stagnation” and the *perestroika* generations. The second part deals with the destabilization of the Soviet reproductive frameworks from one generation to the next. It examines how the younger informants dealt with (potential) unplanned pregnancies within the framing and feeling rules inherited from the “stagnation” generation, although in new, uncertain socio-economic conditions.

1. Youth sexuality without effective contraception

1.1 Changing sexual norms and persistent silences

During the youth of the “stagnation” generation, official morality condemned premarital sexual relations. More specifically, it was commonly understood as a condemnation of sexual relations without marriage plans. It concerned both genders, with extra warnings addressed to women – since “nature dictates” them “to be more careful”, as stated in the popular “Zdorov’e” (Health) magazine.³⁷ The “everyday morality” was more permissive than the official one,³⁸ but its gendered double standard was not weaker: men’s premarital (hetero)sexuality was fully normalized and even expected, whereas women’s, although far from marginal, was less common and potentially shamed. According to a 1983 survey on Soviet citizens who were registering their first marriage, 12% of men and 40% of women stated that they got married as virgins, and among those who did not, 28% of men and 75% of women were marrying their first sexual partner.³⁹ In line with previous research,⁴⁰ my interviews show that it was becoming increasingly trivial for women to legitimize their sexual activity in the name of “love”, with or without marriage plans.

In 1987 and in the following years, there was a sudden boom of media and cultural content that explicitly dealt with sexuality and conveyed an unprecedented diversity of stances, including some in favor of a more permissive attitude towards youth sexuality.⁴¹ Far from all the informants of the *perestroika* generation remember this new discourse as an important source of positive identification. Ania, who turned 18 in 1994, remembers that at the time, she felt part of a new, more “honest” generation, that embraced the “sexual revolution”, considered sex without marriage plans normal, and rejected the “hypocrisy” of their parents. A few other women informants also recalled having one or more partners

37 Zdorov’e 9 (1989).

38 Rotkirch, *The Man* (see note 2), p. 12. She defines “everyday morality” as “the possible, acceptable and typical (although not always the desired, the ideal)”.

39 See Zdorov’e 5 (1987).

40 See Anna Temkina: *Litsermerie i liberalizatsiia, udovol’stvie i raschet: zhenskaia seksual’nost’ v brake i vne braka [Hypocrisy and Liberalization, Pleasure and Calculation. Female Sexuality inside and outside of Marriage]*, in: Anna Temkina (ed.): *Seksual’naia zhizn’ zhenshchiny: mezhdru podchineniem i svobodoi [Women’s Sex Life: Between Submission and Freedom]*, Saint Petersburg 2008, pp. 229–352.

41 See Kon, *The Sexual Revolution* (see note 2).

before their first husband (if any), while ignoring (or even actively fighting) their parents' disapproval, but their narratives do not connect this with the *perestroika* changes.

The period from the late 1970s to the mid-1990s was a period of changing norms rather than new, stabilized norms. Young women's premarital heterosexual relations were becoming increasingly legitimate, especially among peers and, after 1987, in media and cultural productions as well, while their parents' attitudes remained diverse and often negative. Women's sexual debut was becoming earlier, less connected with expectations of marriage and motherhood, more similar to men's. The 1967–71 cohort women had their first sexual intercourse at 19.3 years old on average, and the 1972–76 cohort at 18.5 years old.⁴² But this gender equalization process remained limited; in this regard, Russia's evolution is similar to other Eastern European post-communist countries', as well as Southern Europe's.⁴³ Only local surveys allow us to compare men's and women's ages at first intercourse. In Saint Petersburg, the double standard that was quite important for the 1947–52 cohort (women were becoming sexually active about two years later than men, on average) decreased but did not fade away for the 1957–62 and the 1967–72 cohorts (a 1.2-year gap between men and women remained).⁴⁴ Similarly, a (non-representative) survey conducted among Moscow students born in 1975–78 showed a 1.2-year gender gap in median ages.⁴⁵ In fact, while the *perestroika* generation women's sexual debut was characterized by changing norms and behaviors, it remained different from the same cohort's men's, and similar to the "stagnation" generation women's, in one crucial aspect: they would still involve a high risk of unplanned pregnancy, i.e., of potential abortions and (more or less welcomed) unplanned births that were both disproportionately women's burden.

Indeed, their youth was in part shaped by enduring silences on sexuality and birth control. As in the previous generation, parents were very unlikely to provide either knowledge or help regarding contraception before or during their sexual initiation. My interviews are rather consistent with statistics collected in Saint Petersburg, showing that if we compare women born in 1960–69 with those born in 1970–79, the proportion of women who state that they received "enough sexual education at home" rose only from 11 to 19%.⁴⁶ Parents would usually avoid the topic of sexuality, except for some mothers who tried to convey to their daughters a vision of premarital sex as shameful and/or risky (especially in terms of out-of-wedlock pregnancies), without giving any specific contraceptive advice. For both these generations, as a rule, school was not a source of information on birth control either. Classes of "Ethics and psychology of family life" introduced in the early 1980s did not constitute a break from the past. An analysis of the content of two handbooks shows that

42 See ROSSTAT: Reproktivnoe zdorov'e naseleniia Rossii, 2011, Itogovi otchet [Reproductive Health of the Russian Population, 2011, Final Report], Moscow 2013.

43 See Michel Bozon, Osmo Kontula: Sexual Initiation and Gender in Europe. A Cross-cultural Analysis of Trends in the Twentieth Century, in: Michel Hubert, Nathalie Bajos et.al. (eds.): Sexual Behaviour and HIV/AIDS in Europe. Comparison of National Surveys, London 1998, pp. 37-67.

44 See Haavio-Mannila, Rotkirch, Generational and Gender Differences (see note 10).

45 Milhail Denissenko, Dalla Zuanna Gianpiero et.al.: Sexual Behaviour and Attitudes of Students in the Moscow State University, in: European Journal of Population 15 (1999), no. 3, pp. 279-304.

46 Katja Kesseli et.al.: Reproductive Health and Fertility in St. Petersburg: Report on a Survey of 18–44 Year Old Women in 2004, University of Helsinki 2005.

contraception was not part of the official curricula, except for one mention of the harmful side effects of the pill.⁴⁷ Later on, *perestroika* did not entail any systematic reform in the field of sexual education, but it did allow some partly innovative bottom-up local initiatives, as one of the interviews reveals. Ania remembers a gynecologist giving a conference at her school in a small Ukrainian city, when she was 15 or 16, circa 1990–1991: “They gathered all the schoolgirls, and she told us something about lemon juice and vinegar [douches] as a contraceptive method”, “she talked about condoms as well, but then again, on the whole, the bottom line was that a girl was supposed to get married and, uh... have children”. The extent of such initiatives remains unclear. In Saint Petersburg, among women born in 1970–1979, only 6% consider they received “enough sexual education” at school.⁴⁸ In conclusion, the data examined here strongly suggests that being a teenager under Brezhnev or under Gorbachev generally did not make any significant difference in terms of the almost complete absence of transmission of contraceptive knowledge from parents or at school.

1.2 A broadening contraceptive landscape

In parallel with this inertia, the *perestroika* generation could potentially seize new contraceptive opportunities. On the one hand, part of this generation became sexually active, and sometimes became parents, as early as the mid-1980s, before any important changes had happened, in conditions similar to those of the “stagnation” generation. At the time, gynecologists were a very unlikely source of contraceptive guidance for young women. My interviews, consistent with previous research,⁴⁹ show that the first consultation would usually take place only during the first pregnancy, when women were about to become mothers or getting an abortion. The only medical method that was then carefully promoted by the Health Ministry was the IUD, which was to be prescribed to mothers only; the pill was considered harmful and to be prescribed only for prophylactic purposes. Legal abortion was a very common way of spacing and stopping births, but it was officially considered a threat to future fertility; the press and the doctors would rather successfully discourage women who were not yet mothers from resorting to it. Moreover, early motherhood was officially encouraged, with first-time mothers older than 25 labeled as “old parturients”. As state employees, physicians were not supposed to encourage premarital sex or means to postpone motherhood. As a result, young women and men were left with rather scarce official medical popularization in the form of books and magazines addressed to married couples willing to space or stop births. For instance, in “Zdorov’e”, couples were essentially oriented to the IUD, the condom, as well as the rhythm method (its risk of failure was downplayed).⁵⁰

47 See Ivan Grebennikov, Luiza Kovin’ko: *Khrestomatiia po etike i psikhologii semeinoi zhizni. Prosveshchenie* [A Reader in Ethics and Psychology of Family Life], Moscow 1986; Ivan Grebennikov (ed.): *Etika i psikhologiya semeinoi zhizni. Prosveshchenie* [Ethics and Psychology of Family Life], Moscow 1984.

48 Kesseli et.al., *Reproductive Health* (see note 46).

49 See Temkina, *Novyi byt* (see note 2), p. 50.

50 See Mona Claro: *Ni hasard ni projet. Genre, sexualité et procréation pendant la jeunesse en Russie (années 1970 – années 2010)*, PhD Thesis in Sociology, Paris 2018, pp. 79-118.

On the other hand, part of the *perestroika* cohort experienced part or all of their sexual initiation after 1987, when two important sets of political changes were taking place. First, the Health Ministry took a renewed stance on contraception. Previously secret abortion statistics were published, and the USSR's world record in this domain was loudly criticized in the media.⁵¹ Government officials admitted to being excessively cautious about the pill (and that condoms were an important tool in the fight against the HIV epidemic that crossed the Soviet borders circa 1987). This new stance was maintained and strengthened until 1997. However, sources indicate that the physicians' skepticism towards the pill evolved slowly.⁵² Second, the government renounced three monopolies that played a key role in shaping the contraceptive landscape of the population, namely the monopolies of healthcare, of control over media and cultural production, and of importation/production and sale of contraceptives.

Some elements of market economy were introduced in the health sector: new "kooperativ" and "khozraschet" clinics emerged, which facilitated avoiding the free-of-charge local physician automatically assigned by the State. Such practices of avoidance, and strategies to arrange consultations with practitioners chosen through acquaintances, combined with under-the-table payments, were already common before *perestroika*, but they were illegal, informal and partly uncertain. During and after *perestroika*, these longstanding practices continued, but more importantly, legal for-profit medicine gave those patients who could afford it unprecedented opportunities to behave as demanding consumers⁵³ rather than captive beneficiaries. It gave women more leeway to obtain medical contraception.

At the same time, the end of State censorship of publications allowed new discourses on sexuality and birth control. In 1991, "Zdorov'e" magazine, for instance, published a translation of a chapter from an American sexual education handbook that recommended the condom and the pill to teenagers.⁵⁴ Furthermore, two informants remember the advent of a new magazine in particular, "Spid-Info" (AIDS-Info) (1989), that featured HIV-prevention material along with erotic and yellow press content (Ania, born in 1976, and Aleksandra, born in 1972). As suggested by this example, in the new, abundant media discourses about sexuality, the hedonistic register would compete with the health register, and often outshine it. Interestingly, in the informants' recollections of the end of the Soviet "taboo" about sexuality, the spread of pleasure tips, erotica and pornography seemed more important (whether they were appreciated or not) than the spread of safe-sex advice.

In parallel, the availability of contraceptives stopped depending on central planning only, and more brands, including imported ones, became available. A new generation of condoms took over: some informants remember it as an improvement of quality (as they were less thick, more solid), and Aleksandra even considers that "condoms emerged only in 1992". Moreover, this market-driven extension of the contraceptive offer was reinforced by the new *laissez-faire* attitude of the authorities regarding hormonal contraception. The USSR was

51 See Mona Claro: *Dénoncer les maltraitances gynécologiques en URSS: critique ordinaire des patientes et critique féministe (1979–1989)*, in: *Diogène* 267/268 (2019), no. 3-4, pp. 289-308.

52 See Claro, Ni hasard (see note 50), pp. 163-167.

53 See Anna Temkina, Michele Rivkin-Fish: *Creating Health Care Consumers: The Negotiation of Un/Official Payments, Power and Trust in Russian Maternity Care*, in: *Social Theory & Health* 18 (2020), pp. 340-357.

54 See *Zdorov'e* 6 (1991).

among the first countries to authorize the sale of emergency hormonal contraception: it became available without prescription in 1991.⁵⁵ As for the regular pill, despite the regulations, it became later informally accessible without prescription as well.⁵⁶ Furthermore, while the interviews do not mention any underground sales of contraceptives before the *perestroika* (in contrast to attested underground sales of erotic material), some include reports of a contraband market under Gorbachev, and possibly in the 1990s, when the informal economy was more generally booming. The youth of the *perestroika* generation could thus potentially have been radically transformed by a new generation of imported condoms, and by the wider accessibility of the pill. Yet this was not the case, as the next section will show.

1.3 Obstacles to medical methods and condom use

The predominant modes of transmission of contraceptive knowledge and norms were an important obstacle to the use of medical methods (pill and IUD). As shown by Rotkirch, for the “stagnation” generation, “peer groups” and “learning by doing” were key “channels” of transmission.⁵⁷ My interviews show that it remained true for the *perestroika* generation, even as new, more massified opportunities to learn about safe sex were beginning to develop; on this issue, my conclusions are more cautious than Rotkirch’s.⁵⁸ In both generations, friends, acquaintances and sexual partners were key sources of information and representations on what methods were possible and desirable. Before the *perestroika*, this informal education would orient young people to the rhythm method, withdrawal or condoms. After 1987 and throughout the 1990s, this informal education was evolving, but it would still tend to trivialize non-technological, risky methods and to convey mistrust in medical methods. Interviews with both generations contain rather negative assessments of this informal education: some informants felt they lacked contraceptive knowledge during their initiation, whereas others felt confident at the time, and realized later that they had overestimated the efficacy of non-technological methods. An expression used by Tatiana (born in 1959 in Moscow), could summarize these assessments: “sarafannoe radio” refers to a rural style “gossip mill”. Similarly, informants of the *perestroika* generation talked about “learning by trial and error [na oshchup’]” (Nikolai, born in 1972 in Saint Petersburg), or about a “courtyard education” and discovering the “secrets” of contraception (Aleksandra born in 1972 in a small Arctic city). After 1987, medical methods were theoretically more accessible, but as a rule, physicians were not proactively promoting them to young women. Peers arguably had a more decisive influence, as shown below in the cases of the only two informants of the *perestroika* generation who used such methods in the 1990s (none did in the 1980s).

In the first case, Aleksandra “wanted to choose a pill” before her first intercourse (at 18, in 1990), but she renounced the idea after “some girls” from the university told her that their assigned women’s clinic (in the outskirts of Moscow) would not help her: “They

55 See Zdorov’e 4 (1991).

56 See Kate Grindlay, Bridgit Burns et.al.: Prescription Requirements and Over-the-Counter Access to Oral Contraceptives: A Global Review, in: Contraception 88 (2013), no. 1, pp. 91-96.

57 Rotkirch, The Man (see note 2), pp. 163-168.

58 Ibidem, pp. 170 f., 277-280.

told me: [...] they will humiliate you” and “if you say you’re a virgin, they won’t believe you”. As she was convinced that the “free of charge” healthcare system was too judgmental of women students’ premarital sexual relations, she resigned herself to having her first intercourse unprepared, and her partner used withdrawal. She was also taught by fellow women students to drink chamomile infusion as post-coital contraception. Later on, circa 1991, as she was “becoming crazy” because of pregnancy scares, she heard that several of her friends had IUDs inserted, and she followed their example. She eventually got an IUD from a newly opened for-profit clinic recommended to her, once again, by word-of-mouth.

In the second case, Zoya (born in 1967 in Saint Petersburg) was introduced to withdrawal and the rhythm method by her first sexual partner, whom she trusted as an older medical student (first intercourse at 18, in 1985). In the following years, she received most of her contraceptive guidance from a friend who was involved in the newly thriving industry of sex work with Western men: she taught her how to use lemon juice douches (that turned out to be very painful), and she got her contraband emergency hormonal pills. Zoya resigned herself to using this source of supply because, similarly to Aleksandra, she was convinced that she would not have been able to get pills through legal channels “without an engagement ring”. Nevertheless, she remained deeply skeptical about the hormonal contraception she was using: “they were of bad quality, they were expired”. Later on, she considered turning to the IUD but never did because, among other reasons, “babies would be born with IUDs in their heads”. Another example of “sarafannoe radio” feeling mistrust of medical contraception is provided by Sonia (born in 1967 in Moscow): she remembers that circa 1988, a “razbitnaya” (boisterous, exuberant) friend considered buying an IUD she was offered “in an underground passage” but decided not to, in fear that it would be “full of AIDS”.

The obstacles to the use of medical contraception revealed above are found in other contexts and well-identified in the scientific literature: “misinformation”, “mistrust” of medical novelties and health practitioners, reinforced by (fear of) “mistreatment” by these practitioners.⁵⁹ In Russia’s case, during the *perestroika* and in the following years, these obstacles appear to have been exacerbated by a very sudden and disorienting shift to a globalized market economy with a massive informal component. Moreover, some narratives tend to cast familiarity with medical methods as the prerogative of unconventional young women, such as a sex worker, or an “exuberant” friend. These representations testify to another potential obstacle to medical methods: associations with promiscuity conflicting with women’s gender assignments. Contraceptive practices were in part shaped by gendered sexual norms. Once again, this phenomenon is not specific to Russia. It consists in “the normative ideal of the serious, innocent young woman, who does not know anything about sex, and leaves the initiatives to men, as opposed to women stigmatized as ‘sluts’ when they are knowledgeable and take decisions”.⁶⁰

Gender norms were also an important obstacle to condom use. Interviews with the “stagnation” generation men and women show that at the time of their sexual debut, the condom was well known, but quite unpopular. I coded discourses on this unpopularity into four

59 Sidney Schuler, Maria Choque et.al.: Misinformation, Mistrust, and Mistreatment: Family Planning among Bolivian Market Women, in: *Studies in Family Planning* 25 (1994), no. 4, pp. 211-221.

60 Paola Tabet: *La grande arnaque: Sexualité des femmes et échange économique-sexuel*, Paris 2004, p. 66 [Translated by the author].

categories: first, material obstacles, i.e., shortages and/or low quality; then, three gendered normative obstacles, i.e. embarrassment and shame (when buying or discussing), associations with casual sex, and finally, active/passive heterosexual roles (during intercourse, men are expected to be the ones who offer and decide). While some informants referred only to material obstacles, some referred to both material and normative obstacles, and others only to normative obstacles. During the youth of the *perestroika* generation, the material obstacles disappeared, but the three normative obstacles were quite persistent, even as the HIV epidemic was beginning to spread.

While some women state that when they were young, condoms repelled them as unromantic, others complained of men's unwillingness to use them. Attitudes such as Igor's (born in 1965 in Saint Petersburg) seem to have been commonplace among men: "Girls were the ones who were supposed to know about contraception. Boys were supposed to know about diseases". This meant that men were inclined to use condoms only outside of stable relationships; moreover, interviews suggest that practices were often in contradiction with this normative script, and casual sex was also far from always protected. Men who one-sidedly decided to use withdrawal instead of condoms, and men who failed to withdraw on time, are leitmotifs in women informants' narratives of both the "stagnation" and *perestroika* generations. As a result, women were inclined to resort to two sets of options, in combination with withdrawal or in replacement of it. First, they would rely at least in part on the rhythm method, but here again, they could experience difficulties associated with gendered vulnerabilities (cases of women who reluctantly forced themselves to have sex in the name of love, and cases of sexual violence, are far from exceptional). Second, they would attempt to make up for unprotected sex with post-coital methods that did not require men's implication, even if their efficacy or their safety was dubious (e.g., douches).

Once again, only local quantitative surveys are available on contraception during the youth of the *perestroika* generation. In Saint Petersburg, if we compare women born in 1970–79 with those born in 1960–69, the proportion of those who did not use any contraceptive method at first intercourse decreased only from 63 to 47%; condom use rose from 11 to 22%, withdrawal use increased from 24 to 28%, and rhythm method use stayed at a 7-8% level; only 2% were using the pill, and 5% used post-coital hormonal contraception (several answers allowed).⁶¹ Among a (non-representative) sample of Moscow students born in 1975–78, only 43% used technological contraception at first intercourse.⁶² Overall consistent with these statistics, my interviews show that the *perestroika* generation increasingly turned to technological contraception during youth, but this shift remained quite limited, and complete lack of protection, as well as using methods with high risks of failure, remained frequent and trivialized.

Moreover, reluctance towards seeking an abortion prior to motherhood (because of concerns about future fertility) remained widespread: in 1990–95, the share of abortions involving first pregnancies was only approximately 5-6%.⁶³ Therefore, it is not surprising that the *perestroika* generation women did not postpone motherhood more than the previous generation. On the contrary, as they experienced earlier sexual debut, they were facing

61 See Kesseli et al., Reproductive Health (see note 46).

62 See Denissenko, Gianpiero et al., Sexual Behaviour (see note 45).

63 See ROSSTAT: Zdravookhranenie v Rossii, Moscow 2007.

a rather high risk of unplanned birth at earlier ages. For Russian women born from the 1950s to the mid-1960s, the median age at first birth fluctuated around 22-23; for those born in the early 1970s, it had decreased to 21. In parallel, for men born between the 1950s and the early 1970s, the median age at first birth fluctuated around 25; for those born in the mid-1970s, it increased to 26.⁶⁴ According to a more recent survey on women, an increased postponement of motherhood cannot be observed in the 1972–76 cohort, but only in the 1977–81 cohort.⁶⁵

In conclusion, during the youth of the *perestroika* generation, peers continued to play a more crucial role in the shaping of contraceptive knowledge and norms than teachers or physicians. Despite new possibilities, young women were anxious about medical methods such as the pill, and condom use remained limited. The gender double standard was persistent, and women, in contrast with men, had a rather short interval between their sexual initiation and their entry into motherhood.

2. Soviet reproductive frameworks in the turmoil

When women and men informants of the *perestroika* generation told about the pregnancies they or their partners discovered before they were parents,⁶⁶ similarly to the “stagnation” generation, there were (almost) no narratives about pregnancies that occurred after they deliberately stopped using contraception in order to plan their first child. Narratives about how informants of the “stagnation” and *perestroika* generations reacted to unplanned first pregnancies (emotions, thoughts, discussions, decisions to abort or not) were coded into two categories. They were analyzed as evidence of two reproductive frameworks, i.e., two “framing rules”,⁶⁷ available at the time in order to make sense of (potential) unplanned pregnancies. According to Arlie Hochschild, “framing rules” imply “feeling rules”.⁶⁸ Here, the “chance” framework was identified in narratives about sexual relations in the context of marriage (plans), when unplanned pregnancies were “naturally” welcomed, and in some way implicitly expected, if not awaited. On the contrary, within the “mistake” framework, unplanned pregnancies were not immediately interpreted as happy accidents, and the decision to give birth is described in terms of resignation (usually after abortion was considered); this framework was almost exclusively used in narratives about sexual relations without (unanimous) marriage plans. These two frameworks are consistent with the two “explanations” of unplanned first births identified by Anna Rotkirch and Katja Kesseli in interviews with Saint Petersburg women born in 1962–1980: the child as a “fruit of love” or as a “mistake, but opted for”.⁶⁹ In line with their conclusions, I found that such a normalization of unplanned births was not true for the second and subsequent births, often carefully postponed or never realized.

64 See Blum, Sebille et.al., *A Divergent Transition* (see note 27).

65 See ROSSTAT, *Reproduktivnoe zdorov'e* (see note 42).

66 I refer to pregnancies that were interrupted (abortions, miscarriages) before one became a parent (if ever), and to pregnancies that ended in the birth of the first child. Further, they will be designated as “first pregnancies”.

67 Hochschild, *Emotion Work* (see note 29).

68 *Ibidem*.

69 Rotkirch, Kesseli, *The First Child* (see note 11).

2.1 *The normalization of early unplanned parenthood during "stagnation"*

During the youth of the "stagnation" generation, the "chance" and "mistake" frameworks were more or less in line with both official and everyday moralities. Becoming parents "by chance" was valued as the "natural" outcome of "serious", "loving" sexual relations within the context of marriage (plans). Becoming parents "by mistake", ideally after a shotgun wedding (or when it was impossible, as a single mother), was often pragmatically accepted as a lesser evil than abortion and considered a reasonable and respectable decision after a mishap. In both cases, getting married during a first pregnancy was normalized: in 1975–84, only 58% of first children were conceived within marriage, but 83% of them were born after a wedding.⁷⁰ As for single motherhood, it was somewhat stigmatized, but it received the media's compassion and some welfare support.⁷¹ In the recollections of the "stagnation" generation, narratives about becoming a parent within one of these two frameworks, especially within the "chance" framework, are typically associated with a selective nostalgia for the stability of the "stagnation" period, and the Soviet Welfare State. The informants tend to value these aspects, while often being critical of other aspects of the Soviet regime. This echoes what Kirsten Bönker has analyzed as a "synthesizing", "down-to-earth" and "ambivalent" nostalgia for "the Soviet 'golden 1970s'" among former "ordinary Soviet citizens" born before 1962.⁷² Such associations can be found in interviews with informants born as late as 1967, who became parents as late as 1989, in parallel with professional and residential trajectories still typical of the "stagnation" generation.

In the "stagnation" generation, the life course was highly standardized, even across social hierarchies. "All the stages in the transition to adulthood [were] enacted within a short timeframe: the stages of leaving the parents' home, union formation and [becoming parents] were experienced passively rather than decided actively."⁷³ Women usually did not feel that postponing the birth of their first child was necessary or desirable in terms of their career or standard of living.⁷⁴ Becoming a mother during one's higher education was normalized, and in part facilitated by university and welfare regulations. Upon finishing their education, young people were automatically appointed to stable, full-time jobs ("raspredelenie"), and fear of unemployment was unknown. Mothers were guaranteed to resume their jobs after a maternity leave, and crèches were quite widely accessible and affordable. The typical way to move into independent housing involved waiting lists: young people would often have a child while living at their parents or in-laws, and only after said household had thus become officially "overcrowded", they would be granted access to long but reliable waiting lists (buying a "kooperativ" apartment was another, more exclusive way to access

70 See Brienna Perelli-Harris: Changes in Union Status during the Transition to Parenthood in Eleven European Countries, 1970s to Early 2000s, in: *Population Studies. A Journal of Demography* 66 (2012), no. 2, pp. 167-182.

71 Jennifer Utrata: *Women without Men: Single Mothers and Family Change in the New Russia*, Ithaca et.al. 2015.

72 Kirsten Bönker: Perestroika and the Loss of Certainties: The Post-Soviet Reevaluation of Soviet Money Practices and Social Equality, in: *Journal of Modern European History* 15 (2017), no. 3, pp. 367-394.

73 Blum, Sebille et.al., A Divergent Transition (see note 27).

74 See Rotkirch, The Man (see note 2), pp. 78-82, 105.

housing). All these social policies would guarantee predictable life courses and encourage early parenthood.

Most of the interviews with women of the “stagnation” generation feature the “chance” framework,⁷⁵ and contain positive, partially nostalgic appreciations of what they remember as simpler times, when young people could be carefree about the timing of entry into parenthood. As a rule, their first pregnancies occurred after either unprotected or poorly protected sex, but in both cases, they were not characterized as a failure or an accident. For instance, Veronika recalls: “We would just think: well, I fell in love [...]. We did not think about where we were going to live, with what money” (first child at 25, in 1983). Similarly, according to Sonia (first child at 22, in 1989): “Everyone used to live more or less in the same average way, but with the certainty of having behind them a powerful State, that no matter what, would solve your problems”. “Unlike nowadays, no one would think: well, first, I must make a career, provide for my family, and only then I will think about the fact that I must start a family”.

Sonia became pregnant with her first child during her last year at the university, very quickly after getting married. She had not “thought of” or “discussed” this timing, but it felt “natural”. After graduation, she was automatically appointed to a stable job, and the fact that she immediately took a maternity leave was not a problem. Her parents and her in-laws bought the newlyweds a “kooperativ” apartment in Moscow; a few years later, as speculation became possible, the same flat would have been unaffordable to them. Like other informants, she contrasted positive memories about the Soviet era, when “love” and spontaneity would rule, with negative appreciations of the post-Soviet capitalist era, in which young people are forced to think about “money” and be cautious.

Even Anastasia, who became a single mother at only 17 (in 1984), and then married a man who was not the biological father of her child at 18, somehow adheres to this romanticization of unplanned first births. As a young mother, she benefited from stable employment conditions, as well as free-of-charge crèches and infant food. When I asked her if there were examples of young people postponing parenthood at the time, she stated: “In our, how to put it... system, we do not plan children, like people do, maybe, abroad... [...] I know from the media that in America, for them, everything is planned, so they say”, “We are not robots, right?”. In conclusion, most “stagnation” generation women’s narratives about how they became mothers display an enduring attachment to the Soviet reproductive frameworks and feeling rules.

2.2 *Embracing the Soviet reproductive frameworks in new conditions*

When the *perestroika* generation was facing the risk of unplanned pregnancies before becoming parents, the same two Soviet reproductive frameworks (becoming parents “by chance” or “by mistake”) remained available, whereas the Soviet system that had sus-

⁷⁵ Recruiting men of this generation for interviews turned out to be difficult, and one of the only two male informants was reluctant to talk about his reproductive life. Similarly to most women informants, the second male informant used the “chance” framework in a positive key, but without any nostalgia.

tained them was collapsing. Statistically, this generation was most likely to become parents under Gorbachev or in the early/mid-1990s, i.e., in uncertain, difficult times of political and economic turmoil. Among the informants, two women and one man (born between 1965 and 1973) had their first child between 1987 and 1995 and told about their entry into parenthood in a way that clashed with the typical "stagnation" narrative: without selective nostalgia, and in two cases, with bitterness, as detailed hereafter.

In the first case, Irina began dating her future husband at 21. In line with her Soviet socialization, she cannot remember having any discussions with him about contraception or the best time to start a family, and she tells the story of her first birth (quickly after her wedding, at 22, in 1995) within the "chance" framework. However, this framework sounds at odds with her unpredictable professional and residential trajectory. At the time of her first pregnancy, she had not completed her vocational training; she hints that in parallel, she was participating in the informal economy: "It was tough, in the country. The USSR had collapsed, and there wasn't anything new yet. People would buy and resell stuff [...]. People were trying to earn money in any possible way." The collapse of the Soviet Welfare State meant she did not have access to crèches and had no possibilities to move into an independent housing through a waiting line or a "koopertiv". Instead, she had to rely solely on kinship solidarities: her parents and in-laws helped her in babysitting the child and building a house in the outskirts of her large Siberian city. Beyond the "chance" framework, her assessment of family planning norms and practices during her youth is ambivalent. On the one hand, she stresses that women should start a family early, and build a "career" only afterward, as she did. On the other hand, she depreciates the lack of sexual education at school and the fact that she and her peers "would not go much to the gynecologist" during youth, using terms such as "Sovietness" and "stiffness". More generally, the way she assesses the Soviet regime clashes with the selective nostalgia of the "stagnation" generation:

"It may be true that inside our Iron curtain, everything was somehow organized. People's life was organized, but it was organized, well, precisely, by someone who was on top, and would watch carefully after them, so that everyone did what they had to do, stayed in their little cage. And so that there would be just enough food for everyone. You know, like chicken in their enclosure."

Here, instead of being pictured as a reassuring protection, the Soviet standard life course that Irina was prepared for, but never experienced, is dismissed as a "cage".

In the second case, Igor had been dating his "first love" for six months when she became pregnant. He asked her to have an abortion, but "she was told that it was harmful, that it could make her infertile... she just refused". He tells the story of their shotgun wedding ("po zaletu"), and how he became a father during his last year of higher education (at 22, in 1987), within the "mistake" framework: "A son must have a father". According to the Soviet "raspredelenie" system, he was appointed to an engineering job immediately after graduation, but "had to leave" after only two years because he "lacked money". Indeed, career strategies elaborated before the *perestroika* sometimes did not fit the new conditions. He then experienced a trajectory that became very common during the *perestroika* and the 1990s chronic economic crisis: he switched to a less qualified, but more profitable job. Both

he and his wife continued living apart, at their parents: “I didn’t want to get married, but as my son was born, I was compelled to [laughs], let’s say. But this marriage didn’t last long, given the fact that we had no apartment, no decent wages, that’s why our marriage fell apart after, I don’t know, three years.” At the end of the interview, he added: “I think, and many people think, that one must buy an apartment, build a career, buy a car, and then have a child”, “but in my life, it turned out that I faced the *fait accompli* of my child’s birth, and... that’s it”. This present reevaluation of his past attests to the weakening of the Soviet reproductive frameworks from the late 1980s onwards. Early unplanned parenthood was still commonplace, but the framing and feeling rules that used to make it desirable, or at least respectable and bearable, were losing their material foundations and therefore their clarity and obviousness.

2.3 *Avoiding the Soviet reproductive frameworks*

In the *perestroika* generation, while some informants became parents within the Soviet reproductive frameworks, others in the midst of uncertain times avoided or refused such a trajectory. In particular, three women (born between 1967 and 1976) faced the possibility of becoming mothers within the “mistake” framework during their higher education, but eventually experienced a (spontaneous or induced) abortion and avoided a shotgun wedding (none of them was living with the potential father, and their relationships ended more or less shortly afterward). They constitute three revealing cases. Aleksandra became pregnant at 19 (in 1991), after she had dated her first sexual partner for less than a year. She had experienced a few pregnancy scares before: “He would reassure me, he would say: It’s nothing to be scared of, we’ll get married, and everything will be fine.” Yet, when she actually discovered a pregnancy, instead of embracing the “mistake” framework that seemed obvious to her boyfriend, she decided to have an abortion. As for Zoya, she had an abortion at 22 (in 1989): she tried to convince her boyfriend to get married and have a child, but “he said: it’s your problem”, and she refused to become a single mother. In the third case, when Ania discovered she was pregnant (at 22, in 1998), she and her boyfriend quickly seized the “mistake” framework: “In fifteen minutes, I managed to convince him that we needed to keep this child.” During the same conversation, he proposed her to marry, but demanded that she converted to his religion, and as she refused, they got into an argument; the same night, she had a miscarriage.

According to Zoya’s and Ania’s narratives, they were both initially quite in tune with the “mistake” framework and “feeling rule” when they discovered they were pregnant. They resigned themselves to an unplanned birth, and they expected their boyfriends to react accordingly and to propose: Ania welcomed the proposal, and Zoya was offended that she did not get one (she considered her boyfriend a “coward”, and his actions a “betrayal”). However, they eventually avoided the unplanned birth, and later became relieved that they did not start a family in these circumstances. Ania, for example, stresses that couples who got married because of unplanned pregnancies, as she almost did, were “as a rule”, “very unhappy” (there were a few examples among her university classmates). Interestingly, Aleksandra, on the other hand, already felt at odds with the “mistake” framework and feeling rule in 1991. She took an atypical decision, in that she refused the shotgun wedding she

was offered, and had an abortion. Years after her abortion, she discovered she had become infertile. She expresses regrets about not being able to become a mother, and hints that the pregnancy she interrupted was perhaps a missed opportunity: "I saw so many abortions around me [...]. But the ones who had abortions, they already had children, whereas I had none." She remembers how difficult it was to weigh the pros and cons of welcoming an unplanned birth while finishing one's higher education, precisely when the USSR was about to collapse. On the one hand, she had witnessed some of her university classmates carrying on with "accidental pregnancies" even as "single mothers", counting on their family's and the Welfare State's help (they were granted the privilege of individual rooms at the student residence). On the other hand, "it was those times, the 1990s", and she "felt so fragile". Kruglova's analysis of the professional choices of the 1970s cohort seems relevant here as well: "for perestroika teens, the very rapidity of change in social, economic, and especially moral order was the generational experience. [...] Regardless of what they chose, they were not sure if the choice was right; and they were increasingly not sure if there was a right choice altogether".⁷⁶

In conclusion, Aleksandra, Zoya and Ania, who came close to becoming mothers "by mistake", do not express selective nostalgia for the rule of love and spontaneity in the late Soviet period. They are very critical of the lack of sexual education and of effective contraceptive options during their youth. In this survey, their interviews feature the most acute denunciation of the Soviet era's sexuality: they describe it in terms of "shaming", "taboo", "prohibition" and "hypocrisy", as opposed to a new era, characterized by a "healthy interest" and more "choice", in this regard. Similar views are expressed by Nikolai, who became sexually active in the late 1980s, and had a planned first child only at 29 (in 2001). He also considers he came close to becoming a father by mistake: "thank God, we didn't have children", "I had all kinds of disorderly relations... I was lucky", "I can't say that we were planning, or not planning, [...] naturally, we wouldn't really use protection". When I asked him whether marrying at 29 was considered "normal, late or early", he answered: "Now, it's normal. Before, it was late. [...] The State would decide everything for you, in short. [...] Before, there used to be a law against parasitism, there used to be a tax on childlessness. [...] It was nonsense." Instead of praising the Soviet era's employment security and welfare policies towards families, he condemned the law against joblessness ("parasitism"), as well the 6% income tax that used to encourage young people to become parents as soon as they turned 18.

Such bitter appreciations of the Soviet era's reproductive policies are found only in the interviews with informants who were socialized in this system, but had to readapt to dramatically different conditions as emerging adults. They criticize what they see as State paternalism and conservatism, regarding sexuality and reproduction in particular, and sometimes more generally. Their narratives tend to depict their young selves not as the main protagonists of a triumphant "sexual revolution", but as a split generation, disoriented by rapid change.

76 Kruglova, *Between "Too Young"* (see note 11).

Conclusion

In a pioneering survey that did not focus on youth, Rotkirch had concluded that Russian men and women born circa 1965–1975 were a disruptive sexual generation, characterized by a dissociation between sex, marriage and reproduction, and more diversified practices.⁷⁷ However, subsequent surveys, as well as the research presented here, tend to downplay the changes that affected this cohort. By focusing specifically on sexual initiation, I showed that for young women who came of age during *perestroika* and in the 1990s, despite rapidly changing norms and an earlier onset of sexual life, contraceptive practices remained rather ineffective, and sex and reproduction remained quite inevitably entangled. The gendered double standard of youth sexuality was persistent: women’s heterosexual initiation was later than men’s, and they would become parents much earlier than they, around 21–22 years old. It appears that the changes that Rotkirch put at the center of her demonstration touched the sexual lives of this cohort’s women not so much during youth, but after they had fulfilled the normative expectation of motherhood (and often marriage).⁷⁸ Indeed, after these women had given birth to a first child, they would resort to IUDs and abortions much more massively.

I thus argued that the mid-1960s – mid-1970s cohort is a split sexual generation. It had to deal with the persistence of the gendered double standard and ineffective contraception, but in new, post-Soviet conditions, in which the Soviet reproductive frameworks were losing their obviousness. Becoming a parent in one’s early twenties “by chance” or “by mistake” was still commonplace, but because of the collapse of the Welfare State and the chronic crisis, these frameworks had lost their material foundations. In particular, for those who were socially advantaged before the *perestroika*, had played by the rules and gotten a higher education, the typical “intelligentsia” lifestyle they were expecting could suddenly become inaccessible. Instead of the romanticization of carefree unplanned first births typical of the narratives of the “stagnation” generation, this split *perestroika* generation tends to express bitter appreciations of the Soviet “cage” that did not prepare them for the capitalist, sexually more permissive 1990s. I encountered narratives about carefully postponed and successfully planned first pregnancies only in part of the interviews with the 1980s cohort, which I analyzed as the first post-Soviet sexual generation.⁷⁹

Diffusionist interpretations of the so-called “sexual revolution” have claimed that it began spreading from North America and Northern and Western Europe in the 1960s, whereas “Spain, Portugal, Greece and the Eastern European countries [...] had to wait until the end of dictatorship before a sexual revolution could begin”.⁸⁰ However, seemingly similar changes took place in very different conditions. In North America and North-Western Europe, the “baby-boom generation” whose youth coincided with the “sexual revolution”, enjoyed a good economic conjuncture and conditions for transition to adulthood better than

77 See Rotkirch, *The Man* (see note 2).

78 See Mona Claro: *Rester mère célibataire ou se (re)mettre en couple. Norme procréative et incertitudes conjugales en Russie (années 1980–2000)*, in: Isabelle Attané et al. (eds.): *En marge du couple. Genre et normes conjugales*, Document de travail no. 243, Ined, Paris 2018.

79 See Mona Claro: *Des naissances imprévues socialement attendues. Genre, sexualité et contraception dans la jeunesse de classe moyenne en Russie*, in: *Revue française de sociologie* 63 (2022), no. 3 (forthcoming).

80 Hekma, Giarni, *Sexual Revolutions* (see note 2).

their parents'.⁸¹ Pill use has become a key feature of youth sexuality and has strengthened women's autonomy. In contrast, in Russia, important changes in youth sexuality took off in difficult times, in the turmoil of the collapse of the Soviet State and the "shock therapy". Young men, and especially women, tended to be vulnerable, lacking both predictable pathways to adulthood and effective contraception. In fact, to this day, Russia, similarly to most Eastern and Southern European countries, has been characterized by a very limited diffusion of the pill among young, childless women, in contrast with the dominant Western trend.⁸² Russia's case thus stresses the need for more research on the local versions of the "sexual revolution", in order to further question the too simplistic westernization, "catching up" paradigm.

Zusammenfassung

In Russland erreichten die Geburtenjahrgänge von der Mitte der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre die Volljährigkeit zur Zeit der Perestroika und wurden früher als die vorherigen Jahrgänge sexuell aktiv; ihre Aufnahme heterosexueller Beziehungen war in geringerem Maße an die Erwartung von Ehe und Mutterschaft geknüpft. Verkörpern sie eine neue „sexuelle Generation“, die von der Liberalisierung der öffentlichen Diskussion zum Thema Sexualität geprägt ist? Die bisherige Literatur deutet auf gegensätzliche Antworten hin. Dieser Artikel bietet eine eingehendere Analyse der Besonderheit dieser Geburtenjahrgänge und basiert in erster Linie auf Interviews mit Frauen und Männern, die zwischen den 1950er und 1990er Jahren zur Welt kamen sowie auf Second-Hand-Statistiken. Er zeigt auf, dass sich Änderungen bei der Verwendung der wirksamsten Verhütungsmittel nur langsam durchsetzten und auf die 1990er Jahre begrenzt waren. Die sexuellen Neuerungen der Perestroika und die folgenden Jahre teilen wichtige Gemeinsamkeiten mit den Zeiten der „Stagnation“, wie den geschlechterabhängigen doppelten Standard und das hohe Risiko einer ungewollten Schwangerschaft. Diese sexuellen Neubeginne unterschieden sich jedoch von früheren dahingehend, dass die hohe Wahrscheinlichkeit ungewollter Mutterschaft nicht mehr durch die Planbarkeit der Wege ins Erwachsenenleben kompensiert wurde. Ein ähnlicher Mangel an effektiver Verhütung hat daher in den Erinnerungen der Generationen in der Zeit der „Stagnation“ und während der Perestroika unterschiedliche Bedeutungen: während die erstere zu einer selektiven Nostalgie nach einfacheren Zeiten tendiert (als Liebe und Spontaneität statt sorgfältiger Planung bestimmend waren), sind die Geschichten der späteren eher von Bitterkeit geprägt. Ihre Erfahrung war oft eine schmerzliche Lücke zwischen der grundlegenden Sozialisation und dem Weg zu finanzieller Unabhängigkeit und einem eigenen Zuhause.

81 See Catherine Bonvalet, Céline Clément et.al.: *Renewing the Family: A History of the Baby-Boomers*, Berlin 2015.

82 See Claro, Ni hasard (see note 50), pp. 285-287; Ganpiero Dalla Zuanna, Alessandra De Rose et.al.: *Low Fertility and Limited Diffusion of Modern Contraception in Italy during the Second Half of the Twentieth Century*, in: *Journal of Population Research* 22 (2005), no. 1, pp. 21-48.

**(Re-)Considering Authenticity:
A Critical Review of Soviet Lithuanian Historiography
of Gender and Sexuality**

by Rasa Navickaitė

In the last decade there has been some interesting historical research produced on Soviet Lithuania that seems to move away from the the binary resistance vs. collaboration model, which has been dictating the research agenda since the declaration of independence in 1990. These recently produced studies focus on untangling the complex and interdependent relationship that both elites and masses had with the Soviet regime and ideology. That is not to say, of course, that the topics of occupation, resistance, and collaboration have disappeared from the research agenda. On the contrary, as Violeta Davoliūtė notes, since Russia's military aggression in Georgia (2009) and Ukraine (2014), the Baltic states have been immersed in an increasingly divisive cultural war regarding national memory. In Lithuania this has resulted, for example, in a renewed interest in and often uncritical exaltation of the anti-Soviet postwar armed resistance.¹ The ongoing importance of a certain “clean” historical narrative of the Soviet period is also visible in a new purge of Soviet-era insignia from the public sphere.² Nevertheless, next to these developments, which clearly relate to nationalist political agendas, there has also been a rise in social history, cultural history, and the history of everyday life in Soviet Lithuania, which aims to present an original interpretation of Soviet history, including an analysis of the entanglement between the state and society. These works do not necessarily actively serve political agendas but, instead, aim to deal with intricate issues of subjectivity, emotions, ethical and aesthetic norms, and other “personal” matters.

While these more recent historical works do not follow the resistance vs. collaboration binary, they do often employ another binary that structures the interpretation of sources and informs their research findings; namely, the distinction between the “authentic”, meaning inner, personal, sincere experiences, feelings and thoughts of various social actors, and the “artificial” or imposed from the outside, Soviet state-produced, ideological norms and ideals that were forced upon individuals by the state. Various different versions of the “authentic vs. artificial” binary appear in works that deal with, e.g., the question of subcultural groups and their relationships with Communist ideology,³ the oppression of organized religion in

1 See Violeta Davoliūtė: The Baltic Model of Civic-Patriotic History, in: *Journal of Genocide Research* (published online September 3, 2021), pp. 1-12, <https://doi.org/10.1080/14623528.2021.1968145>.

2 The most recent attempt at such cleansing of the public space in Vilnius was the removal of the sculpture of the Writers' and chairman of the Lithuanian SSR Writer's Union, Petras Cvirka. See <https://www.lrt.lt/naujienos/kultura/12/1546530/cvirkos-paminklo-nukelima-stebejojir-priesininkai-ir-palaikantieji-bus-svariau-bet-ne-taip-grazu> [last accessed: 12.10.2021]; see also Rasa Navickaitė: The ‘Apolitical’ Politics of Soviet Memory in Vilnius, in: *Baltic Worlds IX* (October 2016), no. 3, pp. 78-80.

3 See Jūratė Kavaliauskaitė, Ainė Ramonaitė: *Sąjūdžio ištakų paieška: nepaklusniųjų tinklaveikos galia* [In Search of the Roots of Sąjūdis: The Power of Disobedient Networking], Vilnius 2011.

an atheist state,⁴ and “boredom” in the Brezhnev era of stagnation,⁵ among others. In their different ways these works ask to what extent Soviet Lithuanian people have incorporated the official Soviet ideology in their everyday practices, in their cultural production and their inner narratives of themselves, and to what extent they have maintained, expressed or suppressed their personal views and their authentic selfhood, which might have differed from what was promoted by the state.⁶ In this review article I provide an overview of the Lithuanian historiography of gender and sexuality in the Soviet period, asking how the aforementioned binary has been employed so far in describing women’s (heterosexual) intimate and family trajectories and homosexual (mainly men’s) subjectivities in Soviet Lithuania. While the historical research in this field is still just taking its first steps, I hope that the article will provide some useful insights into the advantages and potential problems with this binary, as well as some guidelines for a critical reevaluation of the notion of “authenticity” from a feminist and queer perspective.

As Alexei Yurchak has convincingly argued, most of the knowledge retrospectively produced about the Soviet Union has been strongly influenced by post- and anti-socialist “political, moral, and cultural agendas”.⁷ In a Lithuanian context, the post-socialist anti-Soviet nationalist agenda dictates a hegemonic understanding that the failure to produce a negative moral judgment of the Soviet period means also a failure to acknowledge and condemn the fact of the occupation and illegal incorporation of Lithuania into the Soviet Union, or the crimes of the regime; ergo it is “treason”. As a result, the hegemony of this nationalist discourse dictates the kind of historical writing and practices of memory which consistently aim to “other” the Soviet regime.⁸ In this context, even those works that consciously avoid or question the collaboration vs. resistance model binary still retain a certain dualism at the level of the Soviet individual, who is often portrayed as mentally trapped between “authentic” (and, presumably, more moral) personal feelings, thoughts, desires, opinions and dreams, and the (immoral) state-imposed, Soviet ideology-compliant expressions, utterances, actions, and life choices.⁹ The production of historical knowledge

4 See Nerija Putinaitė: *Nugenėta Pušis. Ateizmas Kaip Asmeninis Pasirinkimas Tarybų Lietuvoje* [Truncated Pine Tree. Atheism as a Personal Choice in Soviet Lithuania], Vilnius 2015.

5 See Tomas Vaiseta: *Nuobodulio Visuomenė. Kasdienybė Ir Ideologija Vėlyvuosiu Sovietmečiu (1964–1984)* [The Society of Boredom. Everyday Life and Ideology in Late Socialism (1964–1984)], Vilnius 2015.

6 Think of the persistence of religious beliefs and Church influence in Soviet Lithuanian society. Could we say that Christianity was authentic, while the Soviet ideology – was not, as Putinaitė argues in “Nugenėta pušis”? Or think of the fascination with Lithuanian folk customs – can we separate between the authentically reconstructed dances, costumes and traditions, and the ones that were “artificial”, created based on Soviet ideology, as Ramonaitė argues in “Sąjūdžio ištakų beieškant”? See Kavaliauskaitė, Ramonaitė, *Sąjūdžio ištakų beieškant* (see note 3); Putinaitė, *Nugenėta Pušis* (see note 4).

7 Alexei Yurchak: *Everything Was Forever, until It Was No More: The Last Soviet Generation*, Princeton, New Jersey 2005, p. 6.

8 As Čepaitė notes, even the vocabulary of historical periodization has been affected by the post-socialist ideology. Namely, the Soviet period has been renamed as “sovietmetis”, “sovietų/sovietiniai laikai” using the Russian word to describe it, instead of the Lithuanian word “tarybinis”, which was used by the contemporaries to describe the Soviet regime. See Rasa Čepaitė: *Sovietmečio Atmintis – Tarp Atmetimo Ir Nostalgijos*, in: *Lituanistica* 4 (2007), no. 72, pp. 36-50.

9 It is important to note that some of the most interesting young researchers of the Soviet period in

about the Soviet period in Lithuania cannot escape the imperative to portray the Soviet regime as (to borrow Yurchak's expression) "a complex web of immoralities",¹⁰ or, to put it differently, as an immoral regime which was foreign to Lithuanians.

It is important to note that this article does not ask whether Soviet citizens indeed felt the division between their inner states and the requirements of the socialist state; there may well have been individuals who felt deeply tortured by such a schizophrenic experience. The article asks, instead, what are the methodological consequences of such a conceptualization of the individual as an historical actor for the writing of the history of Soviet Lithuania. As the historian Joan W. Scott has convincingly argued, the notion of experience as a transparent vehicle of historical truths, especially the experience of those oppressed and marginalized within broader socio-political frameworks, often precludes a critical examination of the very terms on which the structures of oppression and marginalization are based.¹¹ The goals of this article are therefore theoretical and methodological – to analyze how various forms of binary distinction of "authentic vs. artificial" operate in the history of everyday life under socialism in Lithuania, and how they affect the interpretation of materials and research findings. In this article I employ the critical tools proposed by post-structuralist gender history and queer studies to question some of the assumptions about historical reality, experience and selfhood in the historiography of the Lithuanian SSR. Even if the binary perception of reality as divided into "authentic" and "artificial" was indeed a basic structuring element of the experience of the Soviet reality for the individuals who lived it, is there a way in which historical research could denaturalize and historicize such a dualistic perception?

This article does not necessarily want to propose to do away with the "authentic vs. artificial" binary altogether, but it does argue for the need to reexamine the notion of the "authentic", sincere, personal, inner, free-from-ideology selfhood, which has informed historical writing so far. The post-structuralist framework¹² proposes to see all subjectivities as arising from within the discursive, social, ideological and historical possibilities and does not conceive of their existing outside of them as some sort of authentic, inner, and pre-discursive selves.¹³ Following such an understanding of subjectivity I suggest that indi-

Lithuania relate to Yurchak's conceptualization of the Soviet reality in a critical way, in particular criticizing his "totalizing" view of the Soviet system. See Jūratė Kavaliauskaitė: Alexei'aus Yurchako politiško samprata ir vėlyvojo Sovietmečio paradoksai [Alexei Yurchak's Concept of the Political and the Paradoxes of Soviet Life during the Late Soviet Period], in: *Sociologija. Mintis ir Veiksmas* (2014), no. 02, pp. 236-251. Similarly criticizing Yurchak, Vaiseta proposes instead to see the Soviet system as a spider's web, following Michel de Certeau's metaphor, where the impact of ideology decreases further from the "center". See Tomas Vaiseta: Sovietinio veltėdžiavimo Fenomenas Kasdienybės Praktikoje Ir Jų Trajektorijų Požiūriu [The Phenomenon of Soviet Vagrancy from the Perspective of Daily Practices and Their Trajectories], in: *Lietuvos Istorijos Studijos* 29 (January 1, 2015), pp. 111-126.

10 Yurchak, *Everything Was Forever* (see note 7), p. 8.

11 See Joan W. Scott: *The Evidence of Experience*, in: *Critical Inquiry* 17 (1991), no. 4, pp. 773-797.

12 See Michel Foucault: *The History of Sexuality*, London 1979; Judith Butler: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990; idem: *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of "Sex"*, New York 1993; Joan W. Scott: *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *The American Historical Review* (1986), no. 5, pp. 1053-1073, here p. 1053; Scott, *The Evidence of Experience* (see note 11).

13 While this approach has its own limitations, it has been useful for the feminist and queer critical

viduals do not exist “outside” of discourse and ideology, and therefore the “inner” values, dreams, and ideals of an individual are always shaped by the pre-existing discursive-social-historical structures. Hence, logically one can argue that the historical actors, who perceived themselves as divided between the Soviet ideology and their own inner beliefs (or managed to reconcile the two), were in fact experiencing not a clash between “the outside” and “the inside”, but a clash (or an overlap) of two discursive frameworks. Let me take as an example the sophisticated research on the culture of humor in Soviet Lithuania by the anthropologist and historian Neringa Klumbytė. She argues that the readers of the state-published humor and satire magazine “Šluota” lived a certain reality where personal values and state interests often overlapped, creating a comfort zone of political intimacy in late socialism, a zone of sincere yet simultaneously ideological laughter.¹⁴ While Klumbytė develops a convincing argument about the overlap between the “personal” beliefs and morals and the state ideology, I would like to take her argument further by questioning the very existence of the “personal”, or, as she calls it, “sincere” – that is, a certain kind of reality which is seen as pre-ideological. I propose instead that the seemingly “personal” experiences of an individual are in fact also shaped by discursive structures and ideologies, e.g. Catholic, bourgeois, nationalist, patriarchal, etc. These discursive frameworks sometimes clashed with the Soviet ideology, sometimes they lived in harmony with it, and sometimes they were interrelated with or appropriated by the Soviet ideology (as in the case of nationalism, for example¹⁵), but, I argue, they cannot be seen as more “authentic” or “sincere” than the hegemonic Soviet discourses.

In this article I focus in particular on how the “authentic vs. artificial” binary appears in the historical works focused on the broadly defined topics of gender and sexuality in Soviet Lithuania. What work does the notion of “authenticity” do when it is employed in analyzing probably the most “private” aspects of everyday life in the Lithuania SSR – desire, love, intimate relations, family life, gender roles and relations, eroticism, and sexuality? What is lost and gained by historians who posit the existence of a certain authentic, organic, natural erotic impulse, desire, sexuality, gender, love, etc., and set it against the Soviet regime and its ideology, which allegedly suppressed the natural instincts of Soviet citizens? Following the post-structuralist line of thought I propose to see every sexual subjectivity, gender identity, and intimate experience which took place in Soviet Lithuania as simultaneously “authentic” and “Soviet” at the same time, as it was formed in relation to and was inseparable from the plurality of discourses and power struggles characterizing Soviet Lithuania. Moreover, I propose that the focus on gender and sexuality can help researchers to overcome the language of authenticity and the related perception of innocence and moral superiority of the allegedly pre-ideological self in the context of the Soviet regime, which such language entails. Engaging with historical questions of gender oppression and the marginalization

theoretical work as it has shown the contextuality, flexibility and mutability of the subject’s, desire and has helped to redefine agency. See Seyla Benhabib, Judith Butler et.al.: *Feminist Contentions. A Philosophical Exchange*, London et.al. 1995; Lois McNay: *Subject, Psyche and Agency: The Work of Judith Butler: Theory*, in: *Culture & Society* 16 (April 1, 1999), no. 2, pp. 175-193.

14 See Neringa Klumbytė: *Political Intimacy: Power, Laughter, and Coexistence in Late Soviet Lithuania*, in: *East European Politics and Societies* 25 (November 1, 2011), no. 4, pp. 658-677.

15 See Yuri Slezkine: *The USSR as a Communal Apartment, or How a Socialist State Promoted Ethnic Particularism*, in: *Slavic Review* 53 (1994), no. 2, pp. 414-452.

of sexual and gender minorities might bring to the attention of researchers, I believe, the continuities and similarities between the Soviet ideology and other discursive structures which have also shaped Lithuanian society, but not exclusively during the Soviet period, such as nationalism, Catholicism, traditional peasant culture, Western Enlightenment ideas, and others.

In what comes next, I overview historical works focused on desire, love, intimate relationships, family, gender roles and relations, eroticism, and sexuality in the Lithuanian SSR, by focusing on the ways in which these works use or avoid using the notion of “authenticity” in the context of Soviet modernity. I start from the research on heteronormative sexuality, namely the academic studies regarding romantic love and desire, gender roles, family life, and questions of sexual morality. Most of the works analyzed here deal with women’s history, focusing largely on women’s experiences and the construction of femininity. In the second part of this article I explore the scarce academic work on LGBTQ+ sexualities in Soviet Lithuania, in particular the research on gay and lesbian subjectivities and the grass-roots historical attempts at writing a queer history in Lithuania. I ask how the historical analysis of gender and sexuality can help us rethink the issue of the “authenticity” of the historical subject in the context of Soviet Lithuania.

Family, (Hetero)Sexuality, and Morality in Soviet Lithuania

Since the 1990s there has been a proliferation of excellent scholarship on the questions of gender, sexuality and family in the Soviet Union inspired by revisionist and post-revisionist theoretical trends.¹⁶ These works have shed light on the gender order, family policy, and the moral and ideological norms guiding sexuality, which were part and parcel of the project of building Soviet modernity. In Lithuania these topics have been touched upon only by a handful of historians working on everyday life in the Soviet period. Most of these works come from a perspective informed by feminist theory and focus on women’s experiences with an emphasis on the overall oppressive character of the Soviet system for women. Probably the most prolific historian of family and gender in Lithuania is Dalia Leinarte (previously Marcinkevičienė), who has written on Lithuanian women’s history in the nineteenth and twentieth centuries, and importantly for this article, on women’s everyday lives and intimate trajectories in the context of the Soviet family ideology.¹⁷ Together with the anthropologist

16 To mention just a few examples: Nanette Funk, Magda Mueller: *Gender Politics and Post-Communism: Reflections from Eastern Europe and the Former Soviet Union*, New York 1993; Wendy Z. Goldman: *Women, the State and Revolution: Soviet Family Policy and Social Life, 1917–1936*, Cambridge 1993; Mary Buckley (ed.): *Post-Soviet Women: From the Baltic to Central Asia*, Cambridge 1997; Eric Naiman: *Sex in Public: The Incarnation of Early Soviet Ideology*, Princeton 1997; Deborah A. Field: *Irreconcilable Differences: Divorce and Conceptions of Private Life in the Khrushchev Era*, in: *The Russian Review* 57 (1998), no. 4, pp. 599-613; Frances Lee Bernstein: *The Dictatorship of Sex: Lifestyle Advice for the Soviet Masses*, DeKalb 2007.

17 See Dalia Marcinkevičienė (Leinarte): *Romantinė Meilė Kaip (Sovietinė) Socialinė Politika [Romantic Love as a (Soviet) Social Policy]*, in: *Colloquia* 21 (2009), pp. 96-113; Dalia Leinarte: *Adopting and Remembering Soviet Reality: Life Stories of Lithuanian Women, 1945–1970*, Amsterdam et.al. 2010.

and historian Rima Praspaliauskienė, she has also written on prostitution in Soviet Lithuania.¹⁸ Recently a collective research project at Vilnius University on the dynamics of sexual norms and behavior in the modernizing Lithuanian society has generated more research into the topic of sexuality, which goes beyond the focus on women exclusively.¹⁹ Little so far has been published from this project, but one article by Tomas Vaiseta has shed light on the hitherto unresearched topic of erotic images in Soviet cultural magazines and the public reaction to them.²⁰ I will focus here on Leinarte's work, as it provides a salient example of the distinction between the imposed "artificial" Soviet ideology and presumably "authentic" inner feelings, and juxtapose it with other approaches.

In her article "Romantinė meilė kaip (sovietinė) socialinė politika (Romantic Love as a (Soviet) Social Policy)" (2009) Leinarte contrasts the romantic ideal of love, which she associates with the interwar Lithuanian cultural context, and the Soviet pragmatic understanding of love, imposed on society as a part of Communist ideology and state policy.²¹ The Soviet ideology of love, in her view, did not leave much space for sexual attraction and desire in the ideologically approved, exemplary picture of a long-lasting relationship and, ultimately, marriage. Beginning in the Stalinist period and up until at least the 1970s, Communist propaganda praised the kind of love which could be harnessed for the greater social good: an ideal starting point for the creation of family and procreation, and a source of spiritual sustenance for both partners in their creative work for the Soviet Union. Relationships were seen not as a private matter, but ideally as a building block of the Soviet society.²² Communist propaganda criticized the bourgeois ideal of romantic love as based on irrational emotions and passions – an unsuitable basis for the creation of a Soviet family. Official media, literature and cinema painted the picture of passionate romantic love as an obstacle to be overcome in search of a "true" Soviet love, which was selfless, noble, long-lasting, and somewhat puritan. This led, notes Leinarte, to a neglect of sexuality, repression of artistic representations of romantic desire, non-existence of sexual education, the lack of knowledge of the basic physiological facts about sexuality and reproduction, and ultimately, an exclusively negative view of sexual desire in both the Stalinist and Khrushchev eras.²³

If the Soviet ideology indeed contrasted "true" Soviet love with the un-Communist fleeting sexual and romantic feelings, Leinarte's work aims to turn this binary on its head. She instead argues that it was Soviet "true" love that was ideological, superficial, and indeed inauthentic. In contrast the idea of romantic love, especially as it evolved in the interwar

18 See Dalia Marcinkevičienė, Rima Praspaliauskiene: Prostitution in Post-War Lithuania, in: *Women's History Review* 12 (2003), no. 4, pp. 651-666, here p. 651.

19 See Project Seksualinių normų ir elgsenos kaita modernėjančioje Lietuvos visuomenėje [The Dynamics of Sexual Norms and Behavior in the Modernizing Lithuanian Society] (SMOD-17-6); Tamara Bairašauskaitė (ed.): Nacionalinės mokslo programos 'Modernybė Lietuvoje' 2017–2019 tarpinė ataskaita [The Interim Report of the National Science Program 'Modernity in Lithuania' 2017–2019], Vilnius 2020, <https://www.lmt.lt/lt/doclib/wjhgxcqcfjqpxprdme33x5wmsj5kpn> [last accessed: 12.10.2021].

20 See Tomas Vaiseta: "Miegančių Šunų Žadinimas": Ar Sovietų Lietuvoje Vyko Tylioji Seksualizacija? ["Waking the Sleeping Dogs": Was There a Quiet Sexualisation of Culture in Soviet Lithuania?], in: *Acta Academiae Artium Vilnensis* 95 (2019), pp. 229-253.

21 See Marcinkevičienė, *Romantinė Meilė Kaip* (see note 17).

22 *Ibidem*, pp. 110 f.

23 *Ibidem*, pp. 105 f.

period in independent Lithuania among the educated city elites, was the expression of an authentic feeling, a true inner desire. Leinarte claims that the concept of romantic love as a “harmony of the souls of a man and a woman, symbiosis of two hearts, psychological and emotional concord between a husband and a wife”²⁴ has become a feature of Lithuanian culture during the interwar period. The idea that romantic love could serve as a legitimate basis of marriage was one of the results of the gradual modernization of the country in the 20th century. As Leinarte shows, in the 1930s and 1940s romantic love started appearing as an image in Lithuanian literature and private correspondence. Basing her analysis on the private letters exchanged among urban and educated Lithuanian men and women (an elite minority in a largely agricultural country), Leinarte argues that “marriage based on emotional and sexual intimacy was perhaps the distinctive feature of the modern interwar Lithuanian family”.²⁵ Leinarte suggests seeing the development of the idea of romantic love as an accomplishment, not only as a feature of the modernization and Westernization of the country, but also as a moral achievement in separating love from pragmatic concerns. This progress was however halted, in Leinarte’s view, by Soviet propaganda, which saw romantic love as an expression of “philistine and bourgeois morality”²⁶ which held individuals back from submitting fully to the Soviet project. It is striking that the analysis of the norms of love from the interwar period in Leinarte’s article is based on the analysis of private letters, while the analysis of the Soviet period largely relies mainly on pedagogical articles published in the official press. The “ideology” of love as promoted by the Soviet state is counterposed by Leinarte to the putative “personal” feelings of individuals living in the interwar period she idealizes the latter and paints the former in exclusively negative colors, as something inherently alienating and morally wrong.

Leinarte’s book “Adopting and Remembering Soviet Reality. Life Stories of Lithuanian Women, 1945–1970” (2010) is based on ten selected life-narratives by women who lived throughout the Soviet period, as collected by the author herself. In this work Leinarte continues elaborating on the distinction between the artificial Soviet ideology of love and authentic romantic love as developed in pre-Soviet Lithuania and employs it in her interpretation of the life narratives of two of her respondents – Leokadija Diržinskaitė-Piliušenko, a high Communist party member, and Marija Popova, also an active Party member. Diržinskaitė and Popova had similar life trajectories in the sense that they both entered into their first, short-lived marriages based on what they themselves described as romantic attraction. They described their first husbands respectively as “the most handsome man in the party group”²⁷ and “very appealing – so tall, with dark curly hair”.²⁸ Their second, long-lasting marriages were, on the contrary, with men whom they described as supportive and respectful partners, or “friends for life”²⁹ and not necessarily objects of desire. Leinarte interprets these life narratives as reflecting a “battle between ideology and love” in which the Communist ideology “has triumphed”.³⁰ While she depicts the first relationships of these two women

24 Ibidem, p. 102.

25 Leinarte, *Adopting and Remembering* (see note 17), p. 45.

26 Ibidem, p. 43.

27 Diržinskaitė, quoted in Leinarte, *Adopting and Remembering* (see note 17), p. 95.

28 Popova, quoted in *ibidem*, p. 134.

29 Popova, quoted in *ibidem*, p. 48.

30 Leinarte, *Adopting and Remembering* (see note 17), p. 49.

as originating from inner and authentic feelings of romantic love and sexual desire, their second marriages were, according to Leinarte, a result of the “internalization of propagandistic stereotypes”³¹ of the Soviet understanding of marriage.³² In this way, romantic love of the pre-Soviet, interwar Lithuanian variety, as conceptualized by Leinarte, is presumed to be the expression of an authentic inner self, a matter belonging to the personal realm, while the Soviet ideology of love stays external to the subject can be only “internalized”, which then allegedly eradicates the possibility of an authentic experience.

The assumption that only those (gendered and sexual) feelings, beliefs and actions that contradict Soviet propaganda are “authentic” creates a problem for a feminist analysis of gender roles and relations in Soviet Lithuania. This approach, for example, reduces the socialist ideal of women’s emancipation to something artificial, imposed, and merely ideological, not related to Lithuanian women’s authentic subjectivities or desires. And indeed, Leinarte argues that the Soviet gender-equality propaganda messages “were aggressive in encouraging women to conform to the role model of the educated, socially active and emancipated woman”.³³ When analyzing the life narratives included in “Adopting and Remembering Soviet Reality”, Leinarte interprets women’s experiences of self-reported empowerment through work and Party activism, as well as their dissatisfaction with romantic experiences, to be an outcome of indoctrination into the Soviet ideology. Only the experiences of romantic and irrational love are seen by Leinarte as authentic and free from ideology. This reflects the predominant post-socialist Baltic feminist sentiment of seeing the Soviet model of gender equality as artificial, forced, and the end of state socialism as an opportunity for women and men to regain their more authentic gendered selves.³⁴

The “authentic vs. artificial” binary, I argue, presents two obstacles for historical research informed by critical feminist theory. Firstly, it does not allow the development of an analysis that would account for both positive and negative aspects of the socialist gender-equality paradigm for women, or for the internal contradictions of Soviet ideology and its approach to sexual emancipation. As scholars such as Susan Zimmermann, Magdalena Grabowska, Kristen Ghodsee, Krassimira Daskalova,³⁵ and Rima Praspaliauskienė³⁶ have demonstrated in different Eastern European state-socialist contexts, socialist regimes provided various

31 Ibidem.

32 See also Aili Aarelaid-Tart’s review of Leinarte’s book, in which she asks if any “harmonious marriage of two Party members has to be condemned as a Soviet phenomenon”, or if, according to Leinarte, it could still be redeemed as “a form of romantic cohabitation”. Aili Aarelaid-Tart: Adopting and Remembering Soviet Reality: Life Stories of Lithuanian Women, 1945–1970, in: *Journal of Baltic Studies* 42 (December 2011), no. 4, pp. 564-567.

33 Leinarte, *Adopting and Remembering* (see note 17), p. 3.

34 See Daina Stukuls Eglitis: *Imagining the Nation: History, Modernity, and Revolution in Latvia*, Pennsylvania 2002, pp. 202 f.

35 See Susan Zimmermann: *Gender Regime and Gender Struggle in Hungarian State Socialism*, in: *Aspasia* 4 (Spring 2010), no. 1, pp. 1-24; Magdalena Grabowska: *Bits of Freedom: Demystifying Women’s Activism under State Socialism in Poland and Georgia*, in: *Feminist Studies* 43 (2017), no. 1, pp. 141-168; Miroslava Nikolova, Kristen Ghodsee: *Socialist Wallpaper: The Culture of Everyday Life and the Committee of the Bulgarian Women’s Movement, 1968–1990*, in: *Social Politics: International Studies in Gender, State & Society* 22 (September 1, 2015), no. 3, pp. 319-340; Krassimira Daskalova: *How Should We Name the ‘Women-Friendly’ Actions of State Socialism?*, in: *Aspasia* 1 (March 1, 2007), no. 1, pp. 214-219.

36 The article by Rima Praspaliauskienė on the Lithuanian SSR Soviet Women’s Councils is probably

means for the agency and empowerment of women, while at the same time they also failed to deconstruct patriarchal social frameworks and sexist cultures. Rendering the Soviet ideal of women's emancipation as merely "artificial" would mean interpreting any account of empowerment, emancipation, or even familial happiness under socialism as inauthentic. Secondly, this binary, as employed by Leinarte, does not allow one to engage critically with other, "non-Soviet" ideologies and discourses regulating gendered and sexual order. In particular, it does not allow a critique of the notion of "romantic love", nor of the broader patriarchal and conservative ideas on gender and sexuality.³⁷ Most importantly, Leinarte does not criticize the nationalist and Catholic moral frameworks, or the traditional peasant culture, or Western bourgeois norms, which continued to shape the gendered roles and relations, domestic lives, and approaches to sexuality in Soviet Lithuania, and which were further carried into post-socialism.³⁸

As the sociologist Aušra Maslauskaitė suggests, we cannot assume a clear line separating the Soviet ideology of love from a "romantic" notion of love, but rather have to understand the two as closely related and sharing many features. She argues for seeing continuity in the discourse of family, as based on romantic love, sexual relationship, marital bond, and asymmetrical gender relations, throughout the twentieth century and including the Soviet period in Lithuania.³⁹ While the idea of a "normal family" was indeed developed in the context of Lithuanian interwar nationalism as a prescriptive middle-class ideal, it was only slightly modified during the Soviet period to fit within the Communist family model and its emphasis on women's emancipation. This idea, and the accompanying gender asymmetry,⁴⁰ was never radically challenged in Soviet Lithuania due to the particular "ethnic communism" and its conservative, right-wing ideological tendencies characteristic of the Baltic states, argues Maslauskaitė.⁴¹ Therefore, while the gender and sexual order was changing and modernizing in socialism (more women joining the workforce and achieving education, increasing number of divorces and single-parent families, growth of state-provided childcare) the ideologically conservative tendencies in Soviet Lithuania meant that the interwar

the only such publication in the Lithuanian context which considers both the possibilities and the limitations of agency for female Communist activists, who, she argues, achieved a certain degree of emancipation working from within the Soviet ideology. See Rima Praspaliauskienė: *Women's Activism in Lithuania: 1945–1985*, in: Edith Saurer, Margareth Lanzinger et.al. (eds.): *Women's Movements. Networks and Debates in Post-Communist Countries in the 19th and 20th Centuries*, Köln 2006, pp. 307-316.

37 The sociologist Eva Illouz, for example, gives a sociological account of the structural gendered disadvantages that women encounter in the modern capitalist world of heterosexual dating and romance, where the notion of "free love" is still embedded within sexist cultures. See Eva Illouz: *Why Love Hurts. A Sociological Explanation*, New York 2013.

38 For the impact on traditionalist narratives on the post-socialist Latvian women's activism and gender studies, see Eglītis, *Imagining the Nation* (see note 34).

39 See Aušra Maslauskaitė: *Lietuvos Šeima Ir Modernybės Projektas: Prieštaro Bei Teorizavimo Galimybės* [Lithuanian Family and the Project of Modernity: Debates and Theoretical Potentials], in: *Filosofija. Sociologija* 21 (2010), no. 4, pp. 310-319.

40 Asymmetry here refers to the gender order in which women typically carry the burden of childcare and household chores while men are expected to be active in the public sphere, as well as the double sexual standard.

41 See Maslauskaitė, *Lietuvos Šeima* (see note 39), p. 316.

“normal family” model and entrenched gendered oppression were in fact smoothly carried into Soviet, and then also post-Soviet society.

Post-socialist feminist writers, among them Leinarte, have elaborated the critique of the “doubleburden” of Soviet women, who were expected to both participate in building Communism and take over the majority of responsibilities at home.⁴² She further elaborated this critique in her newest research monograph “Family and the State in Soviet Lithuania”, which documents in exhaustive detail the continuous oppression of women in Soviet Lithuania in both domestic and labor spheres.⁴³ While such critique has been mainly directed at the Soviet regime, we cannot possibly disconnect it from either the critique of the Soviet variant of the bourgeois family model and its supporting ideology of romantic love, or from the traditionalist and Catholic church-promoted views on gender roles and sexuality. To put it differently, the criticism of gender injustice, sexism, control of sexual desire under socialism etc. cannot only be the criticism of the Soviet ideology, but also the criticism of other ideologies which existed in this period and were officially incompatible with the Soviet ideology.

I argue that a critical engagement with the issue of gender inequality in the Lithuanian SSR should question the notion of “authenticity” of the “personal” space, imagined as a place outside of ideology, a morally superior and somehow innocent space. In fact, we should see this imaginary location as also influenced and shaped by other, not-officially-Soviet ideological norms, moral standards and discursive rules, among them traditionalism, religious beliefs, patriarchal ideas, liberal and “Western” ideas on masculinity and femininity, as well as Communist ideals of gender equality. Promising further spheres of research would include the research on the sexualized women’s images in the public sphere,⁴⁴ sexual harassment under socialism,⁴⁵ gendered experiences in Communist political activism,⁴⁶ and already explored in the Lithuanian context, or, as has been researched in other Soviet contexts, violence against women,⁴⁷ and the construction of the norms of masculinity.⁴⁸ Research into the gendered “personal” aspects of Soviet life has the potential to shed light on the continuities and similarities between the Soviet period and the pre-Soviet and post-Soviet societies, as well as historical specificities and the negative and positive aspects of state socialism for gender equality and women’s emancipation, without othering the Soviet experience as “inauthentic”.

42 See Funk, Mueller, *Gender Politics* (see note 16); Leinarte, *Adopting and Remembering* (see note 17).

43 See Dalia Leinarte: *Family and the State in Soviet Lithuania: Gender, Law and Society*, London 2021.

44 See Vaiseta, *Miegančių Šunų Žadinimas* (see note 20).

45 See Ugnė Marija Andrijauskaitė, *Kai Žodžio ‘Ne’ Negana: Nepageidaujamas Romantinis Dėmesys Lietuvoje Sovietmčiu* [When ‘No’ Is Not Enough: Unsolicited Romantic Attention in Soviet Lithuania], in: *Istorija* 114 (2019), no. 2, pp. 63-71.

46 See Praspaliauskienė, *Women’s Activism in Lithuania: 1945–1985* (see note 36).

47 See Marianna Muravyeva: *Bytovukha: Family Violence in Soviet Russia*, in: *Aspasia* 8 (March 1, 2014), no. 1, pp. 90-124.

48 See Marko Dumančić: *Men Out of Focus: The Soviet Masculinity Crisis in the Long Sixties*, Toronto et.al. 2021.

Queer Soviet Sexuality: Repressed, Silenced and Rediscovered

In the last two decades there has been a substantial growth of interest in the topic of queer sexuality in the historiography of the Soviet Union, which can be associated with the rise of the post-revisionist approach.⁴⁹ Drawing on the theoretical insights of queer studies, this historical research has demonstrated that the medicalization and criminalization of homosexuality were an inseparable part of socialist modernity. Through close work with archival materials, scholars have challenged the assumption of complete “silence” about same-sex desire in the Soviet Union and aimed to historicize the contemporary homophobia in Russia.⁵⁰ Complementing archival research with oral history, researchers have provided insights into the biopolitical control and regulation of sexuality and the effect it had on the subject formation of queer individuals throughout the Soviet period.⁵¹ The historiography of the East-Central European state-socialist contexts, where homosexuality had mostly been decriminalized in the 1960s, has shown a variety of tools of modern disciplining of same-sex sexuality and eroticism, especially through medical discourses and censorship.⁵² The growing historiography of non-heteronormative sexuality in state socialism unfortunately remains very much limited to Soviet Russia and the Central European countries⁵³ and comparatively little research has been done so far on the Western borderlands of the Soviet Union, including Lithuania.

In the Lithuanian academic community of historians, the topic of non-hetero-normative sexuality remains taboo,⁵⁴ and the scarce knowledge on the subject is provided only by a handful of works in sociology and cultural studies. Most of these works focus on the formation of post-socialist LGBT identities, with usually a short historical recourse into the late Soviet period,⁵⁵ and only two master’s theses have focused mainly on the subjectivities

49 See Sheila Fitzpatrick: *The Soviet Union in the Twenty-First Century*, in: *Journal of European Studies* 37 (March 1, 2007), no. 1, pp. 51-71.

50 See Dan Healey: *Homosexual Desire in Revolutionary Russia: The Regulation of Sexual and Gender Dissent*, Chicago 2001; Dan Healey: *Russian Homophobia from Stalin to Sochi*, New York 2018; Rustam Alexander: *Homosexuality in the USSR (1956–82)*, PhD dissertation, The University of Melbourne 2018.

51 See Francesca Stella: *Lesbian Lives in Soviet and Post-Soviet Russia: Post/Socialism and Gendered Sexualities*, New York 2014; Arthur Clech: *Between the Labor Camp and the Clinic: Tema or the Shared Forms of Late Soviet Homosexual Subjectivities*, in: *Slavic Review* 77 (ed 2018), no. 1, pp. 6-29.

52 See Josie McLellan: *Love in the Time of Communism: Intimacy and Sexuality in the GDR*, Cambridge et.al. 2011; Judit Takács: *Disciplining Gender and (Homo)Sexuality in State Socialist Hungary in the 1970s*, in: *European Review of History* 22 (2015), no. 1, pp. 161-175; Kateřina Lišková: *Sexual Liberation, Socialist Style: Communist Czechoslovakia and the Science of Desire, 1945–1989*, Cambridge 2018.

53 The majority of research is done however in Western universities.

54 See Ugnė Marija Andrijauskaitė: *Laikinosios sostinės paslaptys: ‘Kaip Teklė norėjo vesti Stasę’ [Secrets of the Temporary Capital: ‘How Teklė Wanted to Marry Stasę’]*, in: *Kauno istorijos metraštis* 14 (2014), pp. 165-174. The ongoing presence of this taboo is manifest also in, for example, the research object choice of the recent project. The dynamics of sexual norms and behavior in the modernizing Lithuanian society at Vilnius University, which intentionally excludes any research into “non-normative” sexualities, meaning any consideration of LGBTQ+ people.

55 See Artūras Tereškinas: *Lithuanian Gays and Lesbians’ Coming out in the Public/Private Divide:*

of gay and lesbian people in the Lithuanian SSR.⁵⁶ While academic historians in Lithuania without exception profess their moral disapproval of Soviet policy and ideology, their writings, as I have argued here, have remained suspiciously silent about “non-normative” gendered and sexual subjectivities, femininities and masculinities, trans and homosexual identities, thus creating the picture of the Soviet period as being empty of queerness.⁵⁷ Despite that, the contemporary Lithuanian LGBTQ+ activists are increasingly turning to the (Soviet) past in search of “our” history.⁵⁸ I believe that in this context, the discussion of the usefulness of the notion of “authenticity” in Soviet Lithuanian historiography is important in both theoretical and political senses. Due to the scarcity of works on the topic of LGBTQ+ people in Soviet Lithuania, I here provide only some insights on the theoretical dilemmas that arise in the existing work (two master’s theses) and discuss how the post-structuralist notion of the subject might be useful in future research.

A master’s thesis in sociology by Skirmantė Česienė, based on five interviews with four gay men and one lesbian woman, portrays homosexuals as sexual dissidents in the Soviet context.⁵⁹ Česienė depicts the Soviet persecution and pathologizing of people with same-sex desires and the trauma that this caused as often resulting in “split personality”.⁶⁰ Česienė describes state repression, such as harassment by the KGB and psychiatric treatment, and informal oppression resulting from the compulsory heterosexuality of Soviet society, which forced people to create families with people of the opposite sex and/or led to bullying at work. The loss of career prospects and social prestige were the main areas where, Česienė argues, the price of poorly hidden homosexuality was paid. Česienė sees the Soviet regime and ideology as responsible for the psychological problems, self-hatred and internalized homophobia of her respondents and homosexuals in general. People with same-sex desires were psychologically damaged, she argues, by the Soviet discourses of homosexuality as perversion. Empathizing with her respondents, Česienė describes the treatment of homosexuality in Soviet Lithuania as a “nightmare” and “inhuman”.⁶¹ Her master’s thesis shows

Sexual Citizenship, Secrecy and Heteronormative Public, in: *Sociologija. Mintis Ir Veiksmas* 19 (2007), no. 1, pp. 74-87; Arnas Zdanevičius (ed.): *Heteronormos Hegemonija. Homoseksualių Žmonių Socialinė Atskirtis Ir Diskriminacijos Patirtys* [The Hegemony of Heteronormativity. Experiences of Social Exclusion and Discrimination], Kaunas 2007; Juratė Juškaitė: *Transgender People in Lithuania or an Ethnography of Illegal Community*, master’s thesis, Budapest, Central European University 2017.

56 See Augustas Čičelis: *Reading Between the Lines: Spatial Communities of Men with Same-Sex Attractions in Late 20th Century Lithuania*, master’s thesis, Budapest, Central European University, 2011; Skirmantė Česienė: *Homoseksualūs Žmonės Viešose Ir Privačiose Erdvėse: Socialistinis Ir Posocialistinis Lietuvos Kontekstas* [Homosexual People in Public and Private Spaces: Socialist and Post-Socialist Lithuanian Context], master’s thesis, Kaunas, Vytautas Magnus University 2006.

57 An exception here is the recent book on psychiatry in Soviet Lithuania by Vaiseta, which, among other things, deals also in passing with the question of homosexuality. See Tomas Vaiseta: *Vasarnamis. Vilniaus Psichiatrinės Ligoninės Socialinė Istorija 1944–1990* [Summer House. A Social History of the Vilnius Psychiatric Hospital 1944–1990], Vilnius 2019.

58 Viktorija Kolbešnikova: *Kaip Išgirsti Tylą: Lietuvos Queer Archyvas* [How to Hear the Silence: Lithuanian Queer Archive], *Manoteises.Lt* (blog), February 26, 2021, <https://manoteises.lt/straipsnis/kaip-igirsti-tyla-lietuvos-queer-archyvas/> [last accessed: 12.10.2021].

59 See Česienė, *Homoseksualūs Žmonės* (see note 56).

60 *Ibidem*, p. 48.

61 *Ibidem*, pp. 48 f.

how, by forcing people to hide their sexual orientation, the Soviet regime led to split the lives and personalities of those whose sexual desire did not fit the heterosexual norm.

Adopting her respondents' discourse, Česienė sees the Soviet system as guilty for the "belated" coming out and self-understanding of homosexuals, who "discovered themselves" only in the post-socialist era, when information about LGBT people started flowing to Eastern Europe more freely.⁶² Homosexual identity in Česienė's understanding is not dependent on socio-political circumstances; rather, it is the expression of an authentic inner desire which various discursive regimes can only suppress or acknowledge. However, just as in the case of the ideology of heterosexual romantic love, as discussed above, could we not assume that the possibility of someone having a same-sex affair or living in a same-sex relationship still depended on their ability to make sense of this feeling in one or another way? Then, instead of talking about the "self-discovery" of homosexuals in post-socialist Lithuania, should we not talk about the positive reevaluation of one's desires and a "reinvention" of oneself, rather than a "revelation" of the true and authentic self? To follow Scott's critique of the concept of "experience" in historical work, instead of seeing homosexuality as a pre-discursive reality, an inner truth about individuals, we could instead analyze how, when, and why certain interpretations of same-sex attraction are replaced by other interpretations.⁶³ This approach would also mean that homosexual love in Soviet Lithuania, as much as it was indeed felt and expressed, also had to have certain discursive frameworks which made it intelligible. The task for historical research would be to find these discursive sources.

These complex issues, as they arise from Čečienės work, are further discussed by Augustas Čičelis, in his master's thesis in gender studies, based on fifteen oral history interviews with gay men between 40 and 60 years old.⁶⁴ His work shows how during the Soviet period gay men transformed certain locations of the Lithuanian capital Vilnius into spaces of clandestine communication and encounters. Following the post-revisionist trend in Soviet studies, Čičelis' thesis aims to show not merely the oppressive side of Soviet modernity on non-heteronormative sexualities, but also, in a Foucauldian manner, the productive side of criminological and pathologizing discourses. In a context where the information that homosexual people could receive about their sexual orientation was extremely scarce and exclusively negative, Čičelis argues that even the law prohibiting sexual relations between men, or the pathologizing medical and pedagogical texts on homosexuality, could have served as sources of self-definition.⁶⁵ Following post-structuralist theoretical insights, Čičelis' work does not differentiate between Soviet discourses and "authentic" desires, ideas, or experiences of his respondents, but instead treats (homosexual) subjectivity as arising from within the Soviet discourses and inseparable from them.

Čičelis' work further shows the difficulty of conceptualizing the homosexual "experience" in the Soviet context. Emphasizing the lack of any positive sources of information and self-identification in Soviet Lithuanian society and culture, the lack of a discursive

62 Ibidem, p. 53.

63 See Scott, *The Evidence of Experience* (see note 11).

64 Notably, the thesis was written not in Lithuania, but at the Central European University (CEU) in Budapest. See Čičelis, *Reading Between the Lines* (see note 56).

65 Ibidem, p. 12.

framework, which would normalize their sexuality, Čičelis' respondents stress that sexual attraction to people of the same sex for them was largely a bodily, corporeal, emotional experience, hard to define discursively, to express in words.⁶⁶ While the medicalizing and criminalizing texts in Soviet Lithuania indeed produced the notion of a homosexual (or rather – a “pederast”⁶⁷), they did so in an exclusively negative manner, thus providing LGBT people with a shared stigma, rather than a positive identity.⁶⁸ Discursively, aside from medical and criminological texts, homosexuality was present in Soviet jokes and curses. It featured as a topic in gossip, bullying, and harassment, but was no topic of conversation for “educated” discussions. This led to self-loathing on the part of many of Čičelis' respondents, who acknowledged to him having felt like “scum” in this environment. Čičelis however chooses to interpret Soviet discourses in a value-neutral way, as productive, in the Foucauldian sense, of homosexual subjectivities, without the separation between inner, “authentic” feelings and imposed, “artificial” discourses. His approach leaves him, however, with a dilemma of how to interpret the testimonies of his respondents, who drew a strict boundary between their own “inner feelings” and the imposed homophobic discourses, and attested to living not only “double” but also “triple, quadruple and quintuple” lives.⁶⁹

I would argue that the notion of multiple lives and multiple “selves”, as elaborated by one of Čičelis' respondents above, is instructive for a more sophisticated historical understanding of the Soviet experience. Instead of postulating the existence of a binary reality divided into the “artificial” Soviet ideology and the “authentic” pre-ideological personal realm, the queer example allows us to theorize the clash of multiple ideologies, which operated across the public-private binary. The (very limited) research into queer subjectivities under socialism, as described above, shows that the repression of non-normative genders and sexualities was based not only on the Soviet ideological norms, but also on traditionalist and Catholic moral frameworks that continued operating in socialist society, and, most likely, also on the modern Western psychiatric understandings of sexual deviance. At the same time, queer subjectivities were not only repressed, but also constructed and made intelligible (even if only in the most elemental way) only through those same discursive frameworks which made them abject, loathsome, abnormal. These same discursive frameworks that defined the heteronormative sexual norm potentially continued into the post-Soviet era, similar to the idea of the “normal family” and the accompanying gender asymmetry as described by Maslauskaitė, and even presumably as a part of this idea. Allowing for the multilayered picture of Soviet reality could contribute also to seeing the history of sexuality in twentieth-century Lithuania as a history of continuous modernization (without seeing it necessarily as a positive development), instead of divided into neat historiographical brackets of pre- and post-socialism.

The independent grass-roots LGBTQ+ initiatives at archiving and historicizing deviant sexualities are indeed already going in this direction. They aim to overcome the illusion

66 Ibidem, p. 20.

67 Vaišeta, Vasarnamis (see note 57).

68 As Čičelis' respondents remark, there was no name, no slang term to refer to gay men in a positive or neutral way up until 1990, when the word “gėjus”, a Lithuanian translation of the English “gay”, started being used. See Čičelis, *Reading Between the Lines* (see note 56), p. 57.

69 Ibidem, p. 19.

of “non-existence” created both by the Soviet official ideological erasure and by the post-socialist traditionalism, which strongly shaped research agendas in state universities. One such initiative at reclaiming queer agency in Soviet times is the Facebook page “Žmonės, kurių nebuvo” (People Who Did Not Exist), which collects the stories of individuals who lived in Soviet times and various cultural representations of same-sex desire. Journalistic research has also enriched the history of LGBTQ+ Lithuanians, by documenting the clandestine meeting strategies of Soviet gay men⁷⁰ and stories of prominent homosexual individuals, such as the photographer Virgilijus Šonta.⁷¹ Some stories of non-heteronormative artists, such as Veronika Šleivyte, have already attracted the attention of art historians who provide a glance at her work and private life.⁷² Recently in Lithuania also a new initiative at archiving queer history has been launched by the association “In Corpore” which, similarly to the above-mentioned Facebook page, aims to “listen to silence” about Soviet queerness.⁷³ These and other grass-roots initiatives will hopefully contribute to a less black-and-white historical understanding of the Soviet period.

Conclusion

In this article I have argued that the language of “authenticity” has been employed by historians and other researchers of Soviet Lithuania not so much to reference the supposed freedom from ideological constraints of historical actors, but often to express a value judgment inherent in a certain positionality of the post-socialist researcher. Namely, authenticity has been assigned to nationalist sentiments, to Catholic beliefs, or, as in the cases analyzed in detail here, to romantic love or homosexual identity. This has encumbered researchers in a number of ways: first, it has stopped them from seeing any positive and/or productive aspects of the Soviet ideology and policy for individuals; second, it has prevented them from analyzing the negative aspects of other, non-Soviet discourses, moralities, and ideologies, which remain present in socialist society; and third, it has obscured the continuities of the systems of gendered and sexualized oppression before, during and after the Soviet period. This article therefore argues against the usage of the notion of “authenticity”, understood as a pre-discursive, pre-ideological, inner, personal, sincere realm, and opposed to the allegedly “artificial”, meaning Soviet, state-imposed, Communist, ideological, etc. realm.

70 See Mindaugas Jackevičius: Homoseksualai Sovietmečiu Prieglobstį Rasdavo Vyrų Pliažuose Ir Slaptose Kavinėse [In the Soviet Times, Homosexuals Found Shelter at Men’s Beaches and Secret Cafes], Delfi.Lt, May 11, 2013, <https://www.delfi.lt/news/daily/lithuania/homoseksualai-sovietmečiu-prieglobsti-rasdavo-vyru-pliazuose-ir-slaptose-kavinese.d?id=61351401> [last accessed: 12.10.2021].

71 See Mindaugas Klusas: Homoseksualumą Ilgai Neigęs Fotografas Šonta Su Savimi Susitaikė Tik Prieš Kraupią Baigtį [After Long Denial, the Photographer Šonta Accepted His Homosexuality Just before the Cruel End], Delfi.Lt, December 6, 2020, <https://www.lrt.lt/naujienos/kultura/12/1290350/homoseksualuma-ilgai-neiges-fotografas-sona-su-savimi-susitaikė-tik-pries-kraupia-baigti> [last accessed: 12.10.2021].

72 See Agnė Narušytė: Veronikos Šleivyte’s Fotofikcija: Apie Meną, Moteris Ir Meilę [Photo-Fiction of Veronika Šleivyte: On Art, Women, and Love], Vilnius 2021.

73 See Kolbešnikova, Kaip Išgirsti Tylą (see note 58).

Instead, following insights from post-structuralist gender history and queer studies, I have suggested seeing intimate experiences and gendered identities as having the possibility of being simultaneously “Soviet” and “authentic”.

Drawing on the existing research on gender and sexuality I suggest that the biggest challenge for future queer historical research on Soviet Lithuania will be to avoid interpreting LGBTQ+ experience as a form of personal dissidence to the Soviet regime and ideology, as a sphere of “authentic”, “sincere”, inner, etc. desire and selfhood. Instead, I argue, historians should aim to read the experiences of oppression on the basis of gendered and sexual identity in the Lithuanian SSR within the broader geographical and historical context of the marginalization of LGBTQ+ people and the gender struggle both before, during, and after socialism. The very silence of Lithuanian historiography, not to mention the political and legal realities of post-socialism, speaks to the fact that it was not merely “Soviet ideology” which repressed LGBTQ+ people, but also other discursive frameworks, such as nationalist traditionalism, Western scientific norms, and Catholic morality. Similarly, further research into gender oppression and inequality under socialism should complicate the now predominant view in Lithuanian historiography that the Soviet ideology of women’s emancipation through labor was merely “foreign” and artificially imposed on women, not related to their authentic inner selves and, eventually, did not contribute to the goal of gender equality, as it is now reconceptualized in the post-socialist neoliberal context. Employing post-structuralist insights to the analysis of women’s and men’s gender experiences, desires, and subjectivities in Soviet Lithuania could, I believe, contribute to a serious reconsideration of the notion of “authentic” and ahistorical gender and sexuality. Understanding subjectivity as necessarily embedded within discursive frameworks could contribute to a history of everyday life under socialism, which avoids the “othering” of the Soviet system, as much as it could foster the kind of emancipatory politics in post-socialism, which do not need a recourse to a pre-existing “natural” self to justify the goals of equality and justice.

Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel ist eine kritische Betrachtung der aktuellen historischen Forschung zur Geschichte des Alltagslebens im sowjetischen Litauen und richtet ein besonderes Augenmerk auf die Arbeiten, die sich mit den Themen Geschlechtlichkeit und Sexualität befassen. In ihm wird erörtert, dass die sowjetische Historiografie dazu neigt, eine binäre Unterscheidung zu reproduzieren – zwischen „authentisch“, also den inneren persönlichen Erfahrungen, Gefühlen und Gedanken verschiedener Akteure einerseits und den „künstlichen“ oder ideologischen Normen und Idealen andererseits, die der sowjetische Staat dem Einzelnen von außen aufzwingt. Der Artikel kritisiert die Unterscheidung zwischen „authentischen“ und „künstlichen“ Aspekten persönlicher Erfahrungen, da sie ein Image einer geteilten sowjetischen Persönlichkeit schafft und im Endeffekt die sowjetische Zeit als nicht wirklich litauisch und das sowjetische Regime für die Litauer als fremdartig abstempelt. Er analysiert die neuesten Arbeiten zur Geschichte der Frauen und LGBTQ+-Sexualität im sowjetischen Litauen und hat vor allem im Fokus, wie der Begriff „Glaubwürdigkeit“ im Hinblick auf Geschlechtlichkeit und Sexualität artikuliert wird. Der Artikel warnt vor der Romantisierung einer bestimmten Vorstellung von Liebe, Begehren und Intimität sowie

geschlechtlicher Identität und Ausdruckskraft als „Außenseiter“-Ideologie, die deshalb dem repressiven Sowjet-Regime überlegen ist. Er zeigt auf, wie eine historische Analyse von Geschlecht und Sexualität im sowjetischen Litauen dazu beitragen könnte, die Vorstellung der authentischen persönlichen Erfahrung zu überdenken. Auf der Basis post-strukturalistischer theoretischer Erkenntnisse schlägt der Artikel vor, jede sexuelle Subjektivität, geschlechtliche Identität und intime Erfahrung im sowjetischen Litauen als gleichzeitig „authentisch“ und „sowjetisch“ zu betrachten, so wie sie sich aus der Vielzahl der Diskurse und Machtkämpfe ergab, die das sowjetische Litauen prägten und von dem sie sich nicht trennen lässt.

**(Sich) Selbst schreiben –
Zuschriften männerliebender Männer aus der Volksrepublik Polen an
die Wiener Organisation „Homosexuelle Initiative“*
in den 1980er Jahren**

von Magda Wlostowska

1. Einleitung

Zu Beginn der 1980er Jahre waren gleichgeschlechtliche Liebe und Lebensweisen als soziale Realität in der Öffentlichkeit der Volksrepublik Polen kaum präsent. Zwar hatte Polen seit der Novellierung des Strafgesetzbuches im Jahre 1932 eine vergleichsweise liberale Gesetzgebung¹ in Bezug auf Homosexualität, gemeint als homosexuelle Handlung – eine weitreichende soziale Akzeptanz und öffentliche Präsenz von Homosexuellen hatte die rechtliche Situation jedoch nicht zur Folge. In den 1980er Jahren existierten vielerorts Räume wie etwa halböffentliche Orte oder private Netzwerke, in denen Schwule und Lesben offen zueinander in Kontakt treten konnten. Offizielle Gruppen oder Zeitschriften, in denen sich ein schwul-lesbisches Milieu öffentlich hätte manifestieren können, gab es jedoch nicht.

Dieser Mangel an Sichtbarkeit bei einem gleichzeitigen Defizit an öffentlich zugänglichen Informationen zu den Lebensumständen Schwuler und Lesben in der Volksrepublik Polen sowie anderen Staaten des östlichen Europas waren Gründe, die die international tätige Nicht-Regierungsorganisation International Gay Association (ILGA)² im Jahr 1981 zur Initiierung des Projektes Eastern Europe Information Pool (EEIP) bewog.³ Wenige Jahre zuvor hatte im westlichen Europa mit der Gründung der ILGA die Institutionalisierung der internationalen schwul-lesbischen Bewegung begonnen. Die ILGA setzt sich seit ihrer Gründung für die rechtliche und soziale Gleichstellung zunächst nur homosexueller, später aller Personen ein, die nicht-heteronormativen Rollen entsprechen, und fungiert heute weltweit als Dachorganisation vieler LGBTQIA-Gruppen. Auf ihrer Gründungsversammlung 1978 in Coventry in Großbritannien erklärte die Organisation ihre politische Zielsetzung

* Ich möchte Verena Triesethau sowie den Herausgeber*innen, insbesondere Claudia Kraft, und den anonymen Gutachter*innen für wichtige Anmerkungen im Entstehungsprozess des Textes danken.

1 Gleichgeschlechtliche sexuelle Akte wurden 1932 im Zuge der Novellierung des „Kodex Karny“ der Zweiten Polnischen Republik entkriminalisiert. Die Volksrepublik Polen behielt die relevanten Paragraphen im neuen Strafgesetzbuch bei und hatte damit eine der liberalsten Gesetzgebungen bezüglich gleichgeschlechtlicher sexueller Akte weltweit. Das Schutzalter wurde sowohl für homosexuelle als auch für heterosexuelle Handlungen auf 15 Jahre festgelegt. Wie die Paragraphen 168, 169 und 170 besagten, waren homo- und heterosexuelle Handlungen nur in Fällen von Gewalt, Ausbeutung oder wenn die Person, mit der die Handlung begangen wurde, nicht in der Lage war, die Bedeutung ihrer Handlungen zu erfassen, strafbar. Gesetzestext siehe: URL: <http://prawo.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19690130094/U/D19690094Lj.pdf> [letzter Zugriff: 3.6.2021].

2 1986 wurde die Organisation in International Lesbian and Gay Association umbenannt, weshalb ich im Folgenden die Abkürzung ILGA verwende.

3 Vgl. HOSI Wien: Eastern Europe Information Pool. Preliminary Report 1982, HOSI-Archiv, Wien.

so: „To maximize the effectiveness of gay organizations by coordinating political action on an international level in pursuit of gay rights and in particular to apply concerted political pressure on governments and international institutions“.⁴ Als zentral wurde ferner angesehen: „To set up an information center to distribute information on gay matters between gay organizations to promote a wider knowledge of gay oppression and identify areas where international political pressure is appropriate“.⁵

Zum einen verfolgte die ILGA also eine Strategie, mit der sie gezielt auf politische Entscheidungsträger*innen und -prozesse Einfluss nehmen wollte, zum anderen wurde die Wissensbildung innerhalb der Bewegung, auch bezüglich der eigenen Diskriminierung, als zentral für ihre politische Schlagkraft ausgemacht. Das 1981 im italienischen Turin bei einem Vernetzungstreffen schwul-lesbischer Organisationen ins Leben gerufene Projekt EEIP, mit dem Kontakte zu Schwulen und Lesben im östlichen Europa etabliert werden sollten, kann als direktes Instrument zur Beseitigung des Informationsdefizites angesehen werden.⁶

Mit der Umsetzung des Projekts wurde die im Jahr 1979 gegründete Organisation Homosexuelle Initiative (HOSI) in Wien betraut.⁷ Das EEIP-Projekt verfolgte das Ziel, Informationen aus der DDR, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Albanien, Bulgarien, Rumänien und der Sowjetunion zu sammeln und diese zu bündeln, um sie dann international wie national einer breiteren Öffentlichkeit in Form von jährlichen Berichten zugänglich zu machen. Zur Informationsgewinnung und -verbreitung wurden in den Jahren 1981 bis 1990 verschiedene Formate ausprobiert. Es wurden unter anderem Botschaften der jeweiligen Staaten in Österreich mit der Bitte um Auskünfte zu rechtlichen Bedingungen angeschrieben, es wurden offizielle Presseerzeugnisse aus den jeweiligen Staaten ausgewertet oder auch Lesben und Schwule in den jeweiligen Ländern gezielt angesprochen und befragt. Die so gesammelten Informationen wurden in Jahresberichten zur rechtlichen und sozialen Lage von Schwulen und Lesben im östlichen Europa von der HOSI veröffentlicht. 1985 publizierte das EEIP-Team in einem Hamburger Verlag auch das 150-seitige Buch „Rosa Liebe unterm Roten Stern“,⁸ das diese detaillierten Informationen zusammenfasste. Ab 1987 begann die Gruppe auch gezielt schwul-lesbischen Aktivismus zu unterstützen, indem sie Konferenzen direkt in den Zielländern des EEIP organisierte und so auch eine transnationale Vernetzung der Akteur*innen beförderte. Das erste dieser Treffen fand im November 1987, klandestin als private Zusammenkunft getarnt, in einem Budapest

4 Zit. nach: „ILGA 1978–2007. A Chronology“, URL: <https://ilga.org/ilga-history> [letzter Zugriff: 3.6.2021].

5 Ebenda.

6 Siehe zur Geschichte des EEIP: Agata Fiedotow: Początki ruchu gejowskiego w Polsce 1981–1990 [Anfänge der Schwulenbewegung in Polen 1981–1990], in: Marcin Kula (Hrsg.): Kłopoty z seksem w PRL. Rodzenie nie całkiem po ludzku, aborcja, choroby, odmienności [Probleme mit dem Sex in der Volksrepublik Polen. Inhumanes Gebären, Abtreibung, Krankheiten, Andersartigkeiten], Warszawa 2012, S. 241–358 sowie Łukasz Szulc: Transnational Homosexuals in Communist Poland. Cross-Border Flows in Gay and Lesbian Magazines, London 2018, insbesondere S. 61–90.

7 Auch in Österreich war die rechtliche Situation für Schwule und Lesben zur damaligen Zeit prekär. Es galt das sogenannte Vereinsverbot für Gruppen, die als „Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Unzucht“ (§ 221 öStGB) angesehen werden konnten. Erst wenige Jahre zuvor, 1971, war Homosexualität in Österreich entkriminalisiert worden.

8 HOSI Wien (Hrsg.): Rosa Liebe unterm roten Stern. Zur Lage von Lesben und Schwulen in Osteuropa, Hamburg 1984.

Restaurant mit etwa 20 Teilnehmenden aus Jugoslawien, Polen, Ungarn, der DDR und der Tschechoslowakei statt. Im Jahresbericht des EEIP aus dem Jahr 1988 ist zu lesen, dass sich die Teilnehmenden über die gesellschaftlichen und rechtlichen Bedingungen für Homosexuelle in den jeweiligen Staaten ausgetauscht und dann Gemeinsamkeiten und Unterschiede diskutiert hätten.⁹ Es folgten weitere Treffen: 1988 in Warschau, 1989 erneut in Budapest und 1990 schließlich in Leipzig. Nach dem Ende des EEIP-Projekts fanden die jährlichen Zusammenkünfte noch bis 1996 als ILGA-Regionalkonferenzen für das östliche Europa, etwa in Prag, Bratislava, Wien und im litauischen Palanga, statt.

Im Hinblick auf die Interaktion zwischen dem EEIP und männerliebenden sowie beglehrenden Männern in Polen ist besonders ein Projekt hervorzuheben: Ein vierteljährlich erscheinender Newsletter,¹⁰ der in Wien von dem polnischsprachigen Aktivist Andrzej Selerowicz zusammen mit der HOSI produziert wurde und zur Weiterverbreitung in die Volksrepublik Polen gebracht, an interessierte Einzelpersonen in Polen verteilt und auch als Kettenbrief vervielfältigt weitergegeben wurde. In den Jahren zwischen 1983 und 1987 erschienen und zirkulierten insgesamt 18 Newsletter, die jeweils mehrere Hundert Leser erreichten.¹¹ Der Newsletter war in polnischer Sprache, maschinengeschrieben und in der Form eines persönlichen Briefs verfasst, der stets mit der direkten Anrede an den Adressaten „Lieber Freund“ (*Drogi Przyjacielu*) oder „Mein Lieber“ (*Mój Drogi*) begann. Der Verfasser „Marek“ – das Pseudonym, unter dem Selerowicz und die HOSI die Briefe verfassten – informierte die Leser in kurzen, meist nur zwei bis vier DIN A4 Seiten langen Newslettern über die Arbeit der HOSI sowie über internationale schwul-lesbische Bewegungen, aber auch über Kulturelles, wie Film- und Literaturtipps. Jeder Brief enthielt darüber hinaus stets den Aufruf, mit der HOSI in Kontakt zu treten: „Alle, die Informationen [zur Lage von Homosexuellen in sozialistischen Ländern] teilen wollen oder Briefkontakt suchen, sind gebeten, mit der HOSI in Kontakt zu treten.“¹² Mehrere schwule Männer folgten diesen Aufrufen und sandten Briefe aus Polen. Die meisten dieser in Form und Inhalt sehr vielfältigen Zuschriften waren handschriftlich verfasst, teilweise sogar verziert. Im Archiv der HOSI in Wien sind zahlreiche dieser Schriftstücke aufbewahrt, von denen ein großer Teil kurze, eindeutige Kontaktanzeigen sind. Es finden sich aber auch sehr persönliche Briefe, in denen die Schreibenden von ihrer individuellen Lebenslage als schwuler Mann berichten

9 Vgl. HOSI Wien: Eastern Europe Information Pool. Annual Report 1988, Wien, S. 3.

10 Das Periodikum nannte sich „Biuletyn“, also dt. „Bulletin“. Ich verwende im Weiteren die Bezeichnung „Newsletter“.

11 So lautet eine Hochrechnung des HOSI-Aktivist Andrzej Selerowicz. Quelle: Gespräch der Autorin mit Andrzej Selerowicz, geführt am 1. Dezember 2016 in Wien. Selerowicz gilt als eine der Schlüsselfiguren bei der Entstehung einer schwul-lesbischer Bewegung in Polen. Als junger Mann migrierte er Ende der 1970er Jahre von Polen nach Österreich und stieß zu der Wiener Gruppe Homosexuelle Initiative. Da er als Handelsreisender eines österreichischen Unternehmens häufig auf Dienstreisen im östlichen Europa war, konnte er so zahlreiche Kontakte, etwa in Polen oder Ungarn, knüpfen. Für das EEIP-Projekt sammelte er während dieser unverfänglichen Aufenthalte Informationen und verbreitete die in Wien produzierten Newsletter weiter. Auch nach 1990 engagierte er sich aktiv als Publizist, Autor und Übersetzer in Polen.

12 „Wszyscy, którzy chcieliby się podzielić swymi informacjami [sytuacją homoseksualistów w krajach socjalistycznych] lub nawiązać korespondencję, proszeni są o kontakt z HOSI.“ Biuletyn 1/1983, S. 2, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur. Diese und alle weiteren Übersetzungen aus dem Quellenmaterial stammen von M. W.

wollten und somit einen tieferen Einblick in Lebensweisen männerliebender Männer im damaligen Polen gewährten.

Auch wenn die Lebenswelten von Schwulen in der Volksrepublik Polen in den vergangenen Jahren allmählich durch die Geschichtswissenschaft beleuchtet werden, konzentriert sich die Dokumentation vielfach auf die Tätigkeiten führender, politischer Figuren jener Zeit, etwa des Danziger Netzwerkers und Herausgebers des schwulen Undergroundmagazins „Filo“ Ryszard Kisiel¹³ aus Gdańsk oder des HOSI-Aktivisten Andrzej Selerowicz.¹⁴ Ein breiterer Blick auf die subjektiven Erfahrungen und individuellen Situationen von schwulen Männern fehlt indes – waren Kisiel und Selerowicz doch nicht die einzigen, die zu einer Herausbildung schwuler Sphären in Polen beitrugen, aus denen heraus sich Ende der 1980er Jahre erste organisierte schwule Gruppen in Polen bilden konnten, die politische Forderungen stellten.

In diesem Sinne sind die Antwortbriefe im HOSI-Archiv ein wichtiges Zeugnis polnischer LGBTQIA-Geschichte, denn sie erlauben facettenreiche Perspektiven auf schwule Lebensweisen nicht-organisierter schwuler Männer zu werfen, die häufig in kleineren Städten abseits urbaner Zentren lebten. Ausgehend von einigen ausgewählten Zuschriften an die HOSI soll skizziert werden, wie sich die Leser der EEIP-Newsletter, gewöhnliche schwule Männer, zu ihrem Selbstbild, zu ihren Sehnsüchten, zur ihrer gesellschaftlichen Diskriminierung und Akzeptanz, ihren Einstellungen zu Institutionen wie der katholischen Kirche oder dem damaligen politischen Regime und zu ihren politischen Visionen äußerten. Dabei soll der Analysefokus das Verfassen von Leserbriefen an die in Wien ansässige Gruppe Homosexuelle Initiative als Teil eines Subjektivierungsprozess dieser Männer in den Blick nehmen. Was berichteten sie der HOSI über sich und ihr Leben? Wie verorteten sie sich selbst? Ein besonderes Augenmerk gilt dem Prozess des Sichtbarwerdens. Wie die Leser in Polen vielfach aus den Newslettern der HOSI erfuhren, unterschieden sich die soziale, politische und rechtliche Situation für Schwule im westlichen Europa von jener in der Volksrepublik Polen. Facetten schwuler Lebensweisen waren im westlichen Europa öffentlich sichtbar, wurden in Kulturproduktionen dargestellt und auch politisch repräsentiert – etwa durch die HOSI selbst. Im Polen der späten 1980er Jahre gab es diese öffentliche Sichtbarkeit kaum, zumindest war sie stark codiert. Vor diesem Hintergrund sollen daher Strategien der Selbstverortung durch die Schreibenden angesichts dieser Rahmenbedingungen analysiert werden. Auch die Rolle der HOSI bei diesem Prozess soll eingehend untersucht werden. Insbesondere ihre politische Agenda, mit der sie die Sichtbarkeit einer bestimmten gesellschaftlichen

13 Vgl. Karol Radziszewski, Paweł Kubara: How to create a gay zine during Polish Communism: Filo. Interview with Ryszard Kisiel, in: DIK Fagzine 11 (2017), S. 42-55; Agnieszka Szyk: Mają państwo w domu zboka. Z Ryszardem Kisielem – rozmowa z wieloletnim działaczem na rzecz osób LGBT i redaktorem legendarnego ‚Filo‘ [Sie haben da einen Perversen zuhause. Gespräch mit Ryszard Kisiel, dem langjährigen LGBT-Aktivisten und Redakteur des legendären ‚Filo‘], in: Replika 30 (2011), S. 8 f.

14 Vgl. Radiosendung: „Lepiej Późno Niż Wcale” [Besser spät als nie], URL: <https://audycje.tokfm.pl/podcast/28954,Andrzej-Selerowicz-legendarny-dzialacz-LGBT-byl-gosciem-Krzysztofa-Tomasika> [letzter Zugriff: 3.6.2021]; Lambda Warszawa: Wspomnienia Andrzej Selerowicz. Początki organizowania się ruchu LGBT w Polsce [Erinnerungen von Andrzej Selerowicz. Die Anfänge der LGBT-Bewegung in Polen], in: Queerstoria. Czasopismo społeczno-historyczne Archiwum Lambdy 1 (2019), S. 24-33.

Gruppe einforderte, zum Teil selbst herstellte und somit gesellschaftliche Handlungsräume beeinflusste, soll berücksichtigt werden

Der Beitrag möchte zum einen untersuchen, wie durch Zeitschriften geschaffene Resonanzräume zur Entstehung eines schwul-lesbischen Umfelds in Polen beigetragen haben, zum anderen soll der Fokus dabei auf nicht-organisierten Akteur*innen abseits großer Städte liegen, die in der bisherigen Forschung zur polnischen queeren Geschichte wenig berücksichtigt wurden.

2. Korrespondenzen: Briefe aus Wien und Antworten aus Polen

Als Quellenmaterial für diesen Beitrag dienen knapp 20 Zuschriften von unterschiedlichen Männern aus der Volksrepublik Polen, die im Zeitraum von 1984 bis 1988 als Reaktionen auf die Newsletter bei der Wiener HOSI eingingen. Alle Schreibenden bezogen sich auf die Newsletter, die sie von Bekannten oder direkt von der Organisation erhalten und gelesen hatten. Sofern die Schreibenden ein Alter angaben, lag es zwischen Anfang zwanzig und Anfang dreißig, es finden sich auch wenige Briefe von sehr jungen Männern, die ihr Alter mit 20 angaben. Einige nannten in ihrem Brief ihren Beruf bzw. ihren sozialen Status, u.a. waren die Männer Künstler, Pharmazeuten, Lebensmittelingenieure, Landschaftsgärtner, Schüler, Studenten, Mitarbeiter im Gesundheitswesen und Lehrer. Einige von ihnen lebten in größeren Städten wie Warschau, Łódź, Katowice und Wrocław. Die meisten schrieben aber aus Kleinstädten wie Kalisz, Częstochowa, Łęborg, Słupsk, Bydgoszcz, Żary, Września, Rzeszów, Lubawa und Wołomin. Allen Autoren gemeinsam ist, dass sie Männer lieben und begehren, auch wenn auffällig ist, dass sie für ihr Begehren oder ihre Selbstidentifikation als schwuler Mann unterschiedliche Worte wählten. Durch ihre Antwortbriefe verliehen sie, häufig zum ersten Mal in ihrem Leben, diesem Empfinden einen Ausdruck und positionierten sich als zugehörig zu der Gruppe, die in den Newslettern der Homosexuellen Initiative Wien als „schwul“ beschrieben und angesprochen wurde. Diese Selbstverortung und Sichtbarwerdung vermittelt selbstverfasster Briefe blieb jedoch auf einer sprachlich-textuellen Ebene und hatte zudem die außerhalb Polens ansässige Organisation HOSI als einzige Adressatin, so dass ihr Sichtbarwerden auf zweifache Weise prekär erscheint. Ihr Schwulsein war zwar ein deklariertes Empfinden, aber selten manifestierte es sich sichtbar und erkennbar für ihr soziales Umfeld und die Gesellschaft, in der sie lebten.¹⁵ Warum und auf welche Weise die Männer dennoch diese durch die HOSI gebotene Möglichkeit zum Sichtbarwerden aufgriffen und nutzten, soll im Folgenden näher betrachtet werden.

2.1 Sichtbar werden als schwuler Mann

Die erste breit rezipierte, öffentliche Erwähnung der Lebenslage von Schwulen und Lesben in der Volksrepublik Polen erschien 1981 in der Wochenzeitschrift „Polityka“. Barbara Pietkiewicz's Artikel „Gorzki fiolet“¹⁶ schilderte aus der Perspektive einer empathischen

15 Vgl. Linda Martín Alcoff: *Visible Identities. Race, Gender and the Self*, Oxford u.a. 2006, S. 8 f.

16 Vgl. Barbara Pietkiewicz: *Gorzki fiolet* [Bitteres Lila], in: *Polityka* 21 (1981), S. 8.

Unterstützerin die prekäre Lage von Homosexuellen in Polen und appellierte für mehr gesellschaftliche Toleranz. Im Laufe der 1980er Jahre folgten noch einige weitere publizistische Beiträge¹⁷ in der offiziellen Presse, die jedoch den Mangel an öffentlicher Sichtbarkeit von Homosexuellen – und Homosexualität überhaupt – nicht beseitigen konnten.¹⁸ Diese konfrontierte auch die HOSI mit dem Problem, wie sie Männer liebende Männer in Polen aufspüren, befragen und sich mit ihnen und sie untereinander vernetzen sollte. Wie aus den Briefen der polnischen Männer an die HOSI deutlich wird, kann eine kaum vorhandene gesellschaftliche Sichtbarkeit auch zu einem Fehlen der Sprache führen. An der unterschiedlichen und zum Teil sehr individuellen Wortwahl in den Briefen lässt sich eine Suche der Männer erkennen, die für das, was sie empfanden und mit dem sie sich identifizierten, nach Worten rangen, die ihre Situation hätten beschreiben können. Nur sehr wenige Männer bezeichneten sich selbst offen und direkt als „homosexueller Mann“¹⁹ oder „Homosexueller“²⁰. Die meisten Männer wählten Umschreibungen, in denen sie sich „unserem Milieu“²¹ zuordneten oder davon berichteten, dass ihre Familie die „Wahrheit“²² über sie kenne – ein Schreibender erkundigte sich sogar danach, was das Wort „gej“²³ bedeute, das die HOSI in ihren Newslettern benutzte. Einige leiteten ihre Selbstverortung als schwuler Mann aus ihrem Begehren ab, indem sie berichteten, sie seien „in homoerotische Kontakte involviert“²⁴ oder pflegten „schwule Kontakte“²⁵. Genauere Selbstbenennungen nahmen sie nicht vor. Viele Zuschriften enthielten gar keine Bezeichnungen oder Umschreibungen, anhand derer sich der Autor dem Kreis männerliebender Männer zuordnen ließe, sondern beschränkten sich auf interpretationsoffene Formulierungen wie etwa „[Ich bin ein] einsamer Mensch, der

- 17 Siehe detaillierter dazu: Paweł Krupios: Poszukiwani, poszukiwane. Geje i lesbijki a rzeczywistość w PRL [Gesucht. Schwule und Lesben und die Realität in der Volksrepublik Polen], in: Magdalena Parus-Jaskułowska, Anna Stabrowska (Hrsg.): *Kultura i Społeczeństwo PRL. Materiały ze studenckiej sesji naukowej* [Kultur und Gesellschaft der Volksrepublik Polen. Materialien aus einem studentischen Workshop], Wrocław 2001, S. 27-34, hier S. 31 f.
- 18 Siehe zur Darstellung von Homosexualität und Nicht-Heterosexuellen in der Volksrepublik Polen, vor allem in der Kulturproduktion: Krzysztof Tomasik: *Gejerel. Mniejszości seksualne w PRL-u* [Gejerel. Sexuelle Minderheiten in der Volksrepublik Polen], Warszawa 2012. Basiku und Burszta kritisieren, dass sich Forschungen zur Sichtbarkeit und Öffentlichkeit des Nicht-Heteronormativen insbesondere auf die 1980er Jahre fokussieren, als erste von Schwulen selbst produzierte Zeitschriften entstanden, verschiedene Räume aber bereits vor dieser Zeit existierten. Vgl. Tomasz Basiuk, Jędrzej Burszta: Introduction, in: Dies. (Hrsg.): *Queers in State Socialism. Cruising 1970s Poland*, London 2021, S. 1-8.
- 19 Deutsch im Original – Ch.D. aus Łębork, Brief vom 24.01.1991, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.
- 20 „jestem homoseksualistą“ – A.G. aus Słupsk, Brief im Juli 1987, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.
- 21 „nasze środowisko“ – C.N. aus Warszawa, Brief vom 14.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.
- 22 „prawda o mnie“ – R.J. aus Żary, Brief vom 03.09.1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.
- 23 „co oznacza słowo ‚gej‘?“ – Ebenda; dabei handelt es sich um die polonisierte Form des Englischen „gay“.
- 24 „Jestem zaangażowany bardzo [...] w kontaktach homoerotycznych ...“ – S.S. aus Katowice, Brief vom 22.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.
- 25 „gejowskie kontakty“ – P.P. aus Warszawa, Brief vom 04.03.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

eine Person kennenlernen möchte, die ihm nah ist.“²⁶ Gleichwohl bleibt zu beachten, dass das Adressieren dieser Antwort an eine sich offen als Homosexuelle Initiative bezeichnende Gruppe eine wenigstens indirekte Selbstidentifikation des Autors mit dieser Bezeichnung war.

Die Gründe für eine solche nur indirekte Zugehörigkeitsbekundung sind aber nicht nur im Mangel an richtigen Worten für das eigene Empfinden zu suchen, sondern vielmehr in der Angst vor gesellschaftlicher Diskriminierung im Zusammenhang mit der Identifikation als Schwuler, wie sie etwa A. aus Słupsk nach seinem Outing erfuhrt: „Ich bin ein Homosexueller und habe aus diesem Grund verschiedene familiäre Schwierigkeiten. [...] Manchmal werfe ich mir sogar selber vor, dass ich so bin, aber andererseits würde ich es nie ändern wollen, es ist ganz tief in mir drin.“²⁷

Viele Schreibende baten daher mit Nachdruck um Diskretion, wünschten aber weiterhin Kontakt und Austausch mit der HOSI. Falls Informationen und Zeitschriften aus Wien geschickt werden sollten, dann nur „im Umschlag, am besten in zwei Umschlägen, gut zugleibt“²⁸. Notwendigerweise jahrelang eingeübte Anonymität und chiffrierte Camouflage standen hier im deutlichen Spannungsverhältnis zu einem nun notwendigen Sichtbarwerden, um Kontakt mit einer Homosexuellen-Organisation aufzunehmen. Gleichzeitig waren (Selbst-)Identifikation und eine gewisse Sichtbarkeit auch Voraussetzungen für persönliche Kontakte zu anderen Schwulen, somit auch für Begegnungen und körperliche sowie sexuelle Kontakte.

Gesellschaftliche Unsichtbarkeit lässt sich aber auch als ein Freiraum interpretieren. Wie in der Volksrepublik Polen, so war auch in der Tschechoslowakei Homosexualität, verstanden als homosexuelle Handlung, nicht strafbar, da sie 1961 entkriminalisiert worden war. Kateřina Lišková berichtet in ihrer Studie zur Wechselwirkung der tschechoslowakischen Sexualwissenschaft mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, dass Homosexualität trotz ihrer Entkriminalisierung keinen Platz in der Öffentlichkeit und in den Medien hatte und kaum Informationen über oder für Homosexuelle bereitstanden. Diese Nicht-Sichtbarkeit habe, so argumentiert Lišková mit Bezug auf ein Zeitzeuginnen-Gespräch, Freiräume entstehen lassen, in denen etwa ein lesbisches Paar samt eigenem Kind von gesellschaftlicher Diskriminierung unbehelligt leben konnte, weil sie schlicht nicht als lesbisch erkannt wurden.²⁹ Lišková beurteilt den Zustand der Unsichtbarkeit von Homosexualität daher als positiv, schließlich gab es so auch keinen Anlass für Diskriminierungen:

„The ‚information vacuum as illiberal‘ vs. ‚lives lived fully without a label‘ conundrum mirrors the Western vs. state-socialist path to liberation (of women, of

26 „[...] człowiek samotny pragnący poznać osobę bliską sercu“ – J.G. aus Bydgoszcz, Brief vom 06.11.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

27 „Jestem homoseksualistą i mam z tego powodu różne kłopoty rodzinne. [...] Czasami nawet wyrzucam sobie to, dlaczego taki jestem, a z drugiej strony nigdy bym nie chciał tego zmienić, to tkwi bardzo głęboko we mnie.“ – A.G. aus Słupsk, Brief im Juli 1987, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

28 „[...] ale musi być koperta, nawet dwie, dobrze zaklejone.“ – H.B. aus Rzeszów, Brief im Juni 1986, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

29 Vgl. Kateřina Lišková: *Sexual Liberation, Socialist Style. Communist Czechoslovakia and the Science of Desire, 1945–1989*, Cambridge u.a. 2018, S. 232.

homosexuals). One could only claim that the state socialist way ‚does not mean liberation‘ and ‚did not improve living conditions‘ if one adheres to the western path to liberalization as the only and true way of advancing people’s lives.“³⁰

Dieser Einwand Lišková lässt sich auch als Kritik an der für viele LGBTQIA-Bewegungen so wichtigen Praxis des *coming out*, der öffentlichen Positionierung als zum Beispiel schwul oder lesbisch, verstehen. Das *coming out* ist dabei zentral für die Sichtbarkeit von LGBTQIA-Personen in öffentlichen Diskursen und soll so etwa Homophobie oder Transphobie entgegenwirken.³¹ Die von Lišková beschriebenen, subversiven Nischen, in denen Individuen ohne Labels leben können, ersetzen jedoch keine grundlegende Kritik der Verhältnisse. Außerdem verhinderte die Unsichtbarkeit von Homosexualität sowohl in der Tschechoslowakei als auch in Polen, dass sich betroffene Personen vernetzen, austauschen und so eine Gegenöffentlichkeit schaffen konnten. Gerade in politischen Regimen mit einer eingeschränkten Presse- oder Versammlungsfreiheit belässt dieser marginale Zustand Homosexuelle in einer prekären Lage, die durch staatliche Akteur*innen etwa dazu genutzt werden kann, unliebsame Zusammenkünfte zu unterbinden und vermeintliche Freiräume einzuschränken. So berichtete zum Beispiel S. aus Katowice 1984 in einem Brief an die HOSI von vermehrten Kontrollen der Polizei an schwulen Begegnungsorten und auch davon, dass sogar Kontaktversuche per Zeitungsanzeigen zensiert wurden:

„In letzter Zeit gab es vermehrt Bemühungen, diese Art von Bekanntschaften, M. W.] und Freundschaften zu erschweren. Im Sommer wurde der FKK-Strand geschlossen. [...] Die Strände waren von Polizei umzingelt. An traditionellen Treffpunkten unserer Kreise tauchten häufig Polizei-Patrouillen auf und nahmen die Anwesenden mit aufs Kommissariat. Solche Szenen beobachte ich häufig, wenn ich abends zur Arbeit gehe. Seit Juli erscheinen keine Anzeigen mehr in der Zeitschrift ‚Relaks‘, die eine gute Gelegenheit boten, Freunde kennenzulernen [...].“³²

30 Ebenda, S. 233 f.

31 Diese Herangehensweise wird implizit auch von der HOSI vertreten. Im heutigen Polen plädiert beispielsweise die auflagenstärkste LGBTQIA-Zeitschrift „Replika“ dafür. In zahlreichen Ausgaben werden *coming out*-Interviews mit Prominenten geführt. Ein großes Medienecho erzeugte die Zeitschrift 2020 durch ein Interview mit der bekannten Schriftstellerin Sylwia Chutnik, die sich nach einer langjährigen Beziehung zu einem Mann öffentlich als lesbisch outete. Gerade aus queertheoretischer Perspektive wurde der Ansatz von „Replika“ schon früh als essenzialisierend kritisiert. Siehe zu dieser Debatte auch: Anna Laszuk: Nowoczesny closet czyli queer po polsku? [Moderner Schrank oder queer auf Polnisch?], in: Furia. Nieregularnik lesbijsko-feministyczny 12 (2009), S. 64-74; Joanna Mizielińska: Ideas for a workshop: Transnational perspectives on queer theory in the UK and Poland – challenging Anglo-American perspectives in queer theory, in: InterAlia 4 (2009), unpag., URL: <http://cejsh.icm.edu.pl/cejsh/element/bwmeta1.element.desklight-b566b278-4c2b-48b0-8751-e5bd0063f8e9?q=bwmeta1.element.cejsh-4abbabb2-3b7a-4f9b-978d-a313b2b82fb9;4&qt=CHILDREN-STATELESS> [letzter Zugriff: 17.12.2021]; Mariusz Kurc: Praktyka queer, in: Replika 23 (2010), S. 2.

32 „W ostatnim czasie nasiliły się działania w kierunku utrudnienia tego typu znajomości i przyjaźni. Latem zamknięto plaże dla naturystów. [...] Plaże były otoczone milicją. W tradycyjnych miejscach spotkań osób naszego kręgu często pojawiały się patrole milicji, zabierają zebranych na komisariat. Często obserwuję takie sceny idąc wieczorem do pracy. Od lipca nie ukazują się ogłoszenia

In derartigen Aussagen wird deutlich, dass nicht nur Einschränkung von Sichtbarkeit bzw. stark codierte Sichtbarkeit im öffentlichen Raum im Hinblick auf die Bildung einer schwulen Gemeinschaft/Subjektivität zum Problem wurden, sondern auch die sich aus den Umständen notwendigerweise ergebende Anonymität. Die Ambiguität dieser Anonymität bestand einerseits darin, dass sie Schutz vor den Zugriffen der Gesellschaft bot, andererseits aber auch Vereinzelung und Isolation bedeuten konnte. Wie für S. aus Katowice, so war auch für alle Schreibenden die Kontaktaufnahme zu anderen schwulen Männern eine Hauptmotivation. Dabei bezogen sich einige, wie S. aus Katowice, auf Zeitungsannoncen in „Relaks“, einer Beilage der überregionalen Tageszeitung „Kurier Polski“, die ihre bisherig einzige Möglichkeit zum Knüpfen von Kontakten war. Allerdings stellte die Zeitung die Veröffentlichung von Kontaktanzeigen im Sommer 1984 ein und nahm sie erst 1987 wieder auf.³³

Und so wurde die HOSI aufgrund der eingeschränkten Möglichkeiten für persönliche Begegnungen und Kontakte häufig als Plattform für Kontaktgesuche wahrgenommen. Dabei trat aber möglicherweise das Interesse für die Arbeit der HOSI sowie ihre politische Dimension in den Hintergrund, zumindest aber schien es weniger wichtig als das primäre Bedürfnis, persönliche Kontakte zu anderen Männern zu initiieren und zu pflegen. Einen solchen Eindruck erweckt zum Beispiel die Zuschrift von L. aus Bydgoszcz, der als sein Pseudonym das anspielende *Lesex* wählte und seine Interessensbekundung für die Arbeit der HOSI in eine Kontaktanzeige münden ließ:

„Ich bin sehr an Eurer Bewegung interessiert, in der es um so eine wichtige Sache geht, wie das Alltagsleben von Homosexuellen und ihre Probleme. Ich würde gerne engeren Kontakt mit Menschen aufnehmen, denen es um das Wohl der Menschheit geht und würde ihnen gerne durch schwere Zeiten helfen. [...] Ich bin 33 Jahre alt, 175 cm groß, 61 kg schwer, blaue Augen, blond, bin ausgebildeter Lebensmitteltechniker – ein Homosexueller, der Naturalismus, die Schönheit des menschlichen Körpers, Musik, Film, Blumen und Bücher mag.“³⁴

Aus den Zuschriften an die HOSI wird ferner deutlich, dass viele Männer aus derselben Region oder sogar aus derselben Kleinstadt – offenbar ohne voneinander zu wissen – von Isolation und Einsamkeit berichteten und Kontakt suchten. Allerdings muss hier betont werden, dass der „Vertriebsweg“ des nicht offiziell publizierten Newsletters zumindest einen

w Relaksie, które były dobrą okazją do poznania przyjaciół ...“ – S.S. aus Katowice, Brief vom 22.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

33 Vgl. zur Bedeutung schwuler Kontaktanzeigen in der Zeitschrift „Relaks“ sowie zur Analyse ihrer speziellen Sprache: Karolina Morawska: „Którego serdeczna, uczciwa przyjaźń będzie motorem mojego życia ...“ – anonse towarzyskie w „Relaksie“ z lat 1984–1988 [„Desen herzliche, aufrichtige Freundschaft mein Lebensantrieb sein wird ...“]. Kontaktanzeigen in der Zeitschrift Relaks in den Jahren 1984–1988], in: InterAlia 14 (2019), S.51-72, URL: https://interalia.queerstudies.pl/issues/14_2019/Morawska.pdf [letzter Zugriff: 3.6.2021].

34 „Bardzo zainteresowałem się Waszym ruchem o tak ważnej sprawie jak życie codzienne homoseksualistów i ich problemy. Chciałbym nawiązać bliższy kontakt z ludźmi których nurtuje troska o dobro ludzkości i wspomagać w trudnych chwilach. [...] Mam 33 lata wys. 175 cm., 61 kg., oczy niebieskie, blondyn, wykształcenie technik technolog żywienia zbiorowego – homoseksualista lubiący naturalizm[,] piękno ludzkiego ciała, muzykę, film, kwiaty i książki.“ – L.P. aus Bydgoszcz, Brief vom 17.05.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

Erstkontakt mit einem anderen Leser und somit vermutlich einem anderen männerliebenden Mann zur Voraussetzung hatte, denn der Newsletter wurde von Leser zu Leser weitergereicht oder in einigen Fällen als Fotokopie oder abgeschrieben Manuskript weiterverbreitet. Hatte man ein erstes Exemplar, konnte man den Newsletter direkt bei der HOSI in Wien abonnieren. So schrieb auch A. aus Lubawa, er habe den Newsletter von seinem Freund S. aus Łódź erhalten und zudem über seinen Freund C. aus Słupsk erfahren, dass er die Newsletter auch selbst direkt aus Wien beziehen könne, wenn er der HOSI seine Adresse mitteile.³⁵

Ein reges Interesse antizipierend, wiesen die HOSI-Aktivist*innen bereits im ersten Newsletter vorsorglich darauf hin, dass sie nicht beabsichtigten, eine reine Plattform für die Vermittlung persönlicher Kontakte zu sein, sondern eine politische Mission verfolgten: „Diejenigen, die auf der Suche nach Kontakten in Polen sind, weise ich auf die Warschauer Zeitschrift ‚Relaks‘ hin. [...] Die HOSI will sich ausschließlich auf die Vermittlung von Arbeitskontakten (und nicht rein privaten Kontakten) zwischen Aktivisten innerhalb Polens und im Ausland beschränken.“³⁶ Schon ein Jahr später verwarf die Redaktion jedoch ihre rigorose Position und nahm die Rolle einer Mittlerin an, da „Relaks“ den Abdruck von Kontaktanzeigen eingestellt hatte: „Solange ‚unsere‘ Anzeigen in der Zeitschrift ‚Relaks‘ erschienen, habe ich es für sinnlos gehalten, via Wien Kontakte in Polen zu vermitteln. Nun ändere ich meine Meinung dazu.“³⁷

Dieser Wandel scheint keine bloße Reaktion auf die Einschränkungen der öffentlichen Sphären für Schwule in Polen gewesen zu sein. Die HOSI hatte möglicherweise aufgrund der Menge an Zuschriften das politische Potenzial erkannt, das in dem vermehrten Hinaustreten von Individuen als offen Schwule aus ihrer gesellschaftlichen Nicht-Sichtbarkeit liegen würde. In derselben Ausgabe Nummer 2 des Newsletters im Jahr 1985 stellten die HOSI-Aktivist*innen Überlegungen zu einer längerfristigen Vernetzung Homosexueller in Polen an:

„Ich weiß genau, dass die aktuelle politische Situation im Land nicht gerade zur Gründung einer offiziellen Organisation von Homosexuellen einlädt. Aber ist es wirklich so unwahrscheinlich? Hat es schon mal jemand versucht und kann von vornerein sagen, dass die Unternehmung ein Fiasko werden würde? [...] Ehrlich gesagt, muss ja nicht gleich eine legale Organisation existieren! Eine kleine Gruppe von engagierten Aktivisten, die das langsam erwachende Bewusstsein der anderen lenkt, kann viel erreichen.“³⁸

35 Vgl. A. M. aus Lubawa, Brief vom 27.08.1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

36 „Szukających kontaktów w kraju odsyłam do warszawskiej gazety Relaks [...] HOSI chce się ograniczyć wyłącznie do pośrednictwa kontaktów roboczych (a nie tylko towarzyskich) w kraju i za granicą wśród aktywistów!“ – Biuletyn 1/1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

37 „Dopóki w ‚Relaksie‘ ukazywały się ‚nasze‘ ogłoszenia uważałem, że pośrednictwo via Wiedeń przy nawiązaniu znajomości krajowych pozbawione jest sensu. Obecnie zmieniam zdanie.“ – Biuletyn 2/1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

38 „Doskonale wiem, że obecna sytuacja polityczna w kraju nie sprzyja, delikatnie mówiąc, tworzeniu oficjalnej organizacji homoseksualistów. Ale czy jest to znowu tak nieprawdopodobne? Czy ktoś próbował, że z góry zakłada fiasko przedsięwzięcia? [...] Szczerze mówiąc, nie musi od razu istnieć legalna organizacja! Mała grupa ofiarnych działaczy, kierująca dyskretnie budzącą

Und tatsächlich gelang es der HOSI ab 1987, also wenige Jahre später, neben den in Wien publizierten Jahresberichten und den dort produzierten Newslettern ein weiteres Format innerhalb des EEIP zu etablieren: Sie begann, in Zusammenarbeit mit lokalem Akteur*innen, internationale jährliche Vernetzungstreffen in östlichen Metropolen wie etwa Budapest oder Warschau zu organisieren, um verschiedene Möglichkeiten der politischen Zusammenarbeit zu diskutieren.

In der Volksrepublik Polen des Jahres 1985 erschienen einigen Lesern des Newsletters Vorschläge zur politisch motivierten Vernetzung jedoch mit Blick auf die politischen Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Gegebenheiten vollkommen ausgeschlossen. Nach der Gründung der freien Gewerkschaft *Solidarność* im August 1980 und anhaltenden Streiks kam es angesichts der sich zuspitzenden politischen Lage am 13. Dezember 1981 zur Ausrufung des Kriegsrechts durch den Regierungschef General Wojciech Jaruzelski. Damit verbunden war eine Einschränkung der Bewegungs- und Versammlungsfreiheit, so etwa eine Ausgangssperre, die Unterbrechung der Telekommunikation und die Zensur des Postverkehrs. Die *Solidarność* wurde verboten und führende Figuren der Bewegung interniert. Aktivitäten der Opposition fanden nunmehr illegal statt – zum Beispiel die Herstellung von Untergrundzeitungen. Es kam zu zahlreichen Massenprotesten und Streiks. Auch nach Aufhebung des Kriegsrechts im Sommer 1983 hielt der Widerstand der Opposition an. Staatliche Repressionen nahmen erst in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, auch aufgrund der Entwicklungen in der Sowjetunion, ab. Darüber hinaus waren die 1980er Jahre auch geprägt von einer desolaten ökonomischen Situation, einer zunehmenden Auslandsverschuldung, einem absinkenden Lebensstandard und der massenhaften Migration vieler junger Menschen ins Ausland, so dass der Historiker Włodzimierz Borodziej von den „grauen 1980er Jahren“³⁹ spricht.

Vor diesem Hintergrund wandte K. aus Częstochowa gegen die Mobilisierungsversuche des EEIP ein:

„Ich denke, dass Du nicht mehr ganz in polnischen Kategorien denkst, zudem sind die Umstände im Land ganz anders als vor 1980. Die Menschen werden immer verschlossener. Das ist ein beunruhigendes Phänomen [...]. Misstrauen und Angst komm[en] ganz häufig in unseren Kreisen vor. Traurig, aber wahr. Es ist aktuell nicht möglich, irgendeine Organisation zu gründen, ganz zu schweigen von anderen Formen der Selbstfindung. Auf die Schwulen in westlichen Ländern kann man wegen ihrer Freiheiten und der humanen Behandlung durch das Umfeld derzeit nur neidisch sein.“⁴⁰

się świadomością innych, może działać wiele.“ – Biuletyn 2/1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

39 Włodzimierz Borodziej: *Geschichte Polens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 372. Siehe für eine detaillierte Darstellung der sozioökonomischen Lage Polens in den 1980er Jahren: Ebenda, S. 360-382.

40 „Myślę, że trochę już nie myślisz polskimi kategoriami, do tego realia w kraju są zupełnie inne niż przed rokiem 1980. Ludzie coraz bardziej zamknięci w sobie. To niepokojące zjawisko [...] podejrzliwość i lęk bardzo mocno w ostatnim czasie objawia się także w naszym środowisku. Smutne to, ale jednak. O stworzeniu jakiejś legalnej organizacji aktualnie nie ma mowy, nie mówiąc już o innych formach dochodzenia swego. Gejom w krajach zachodu wypada tylko na razie

Aus diesem Dialog zwischen der HOSI und einem Newsletter-Leser lassen sich nicht nur vordergründig die unterschiedlichen Bedingungen für politische Repräsentation in den jeweiligen politischen Kontexten herauslesen, sondern auch eine sich daraus ergebende grundsätzlich unterschiedliche Situiertheit der HOSI einerseits und der Newsletter-Leser andererseits. Daher konnten sich die Erfahrungen der Männer in Polen nur bedingt im Newsletter widerspiegeln. Nichtsdestotrotz wurde das Newsletter-Projekt von vielen Rezipienten als Möglichkeit zum Hervortreten aus der gesellschaftlichen Nicht-Sichtbarkeit in eine zumindest textuelle, individuelle Sichtbarkeit in Korrespondenz mit der Wiener Organisation genutzt und auch zunehmend als Quelle für Darstellungen von und Informationen über schwule Lebenswelten verstanden. Somit kam der Organisation HOSI eine wichtige Position zu – als Informationsquelle und auch als bereits erwähnte Adressatin, der gegenüber sich die schreibenden Männer als schwul sichtbar machen konnten. Nicht außer Acht zu lassen ist hierbei die politische Absicht der Wiener HOSI, die sie mit der Herstellung von Sichtbarkeit polnischer Schwuler verfolgte. Die Zuschriften belegen nachweislich eine anwachsende Gruppe von sich als schwul identifizierenden Individuen, die mehrheitlich Erfahrungen mit gesellschaftlicher Ausgrenzung und staatlicher Schikane schilderten. Die HOSI empfahl den Betroffenen im Newsletter, sich politisch zu organisieren und eine Interessenvertretung einzufordern. Bemerkenswert in diesem Kontext ist auch die Frage nach der Deutungshoheit⁴¹ der HOSI und danach, wer durch das Newsletter-Projekt nicht angesprochen wurde – und in diesem Sinne unsichtbar blieb: zum Beispiel sozial marginalisierte, nicht gut ausgebildete schwule Männer, nicht-heteronormative Männer, die sich jedoch nicht als schwul identifizierten oder frauenliebende/lesbische Frauen, an die sich die HOSI nicht etwa mit einem ähnlichen Projekt wandte, obwohl auch sie mit ähnlichen Erfahrungen gesellschaftlicher Ausgrenzung konfrontiert waren.

Sichtbarwerden kann also nicht nur als eine Art der Selbstverortung und der Subjektivierung der Schreibenden verstanden werden, sondern auch als ein Prozess der Einforderung, Herstellung und Nutzbarmachung von Sichtbarkeit und somit als komplexes und ambivalentes Zusammenspiel zwischen der HOSI, die mit ihrem Projekt einen Resonanzraum bot, und den angesprochenen Schreibenden aus Polen, die diesen Raum nutzten.

Im Folgenden sollen nun die Bedeutungen und Funktionen von Darstellungen schwuler Lebens- und Erfahrungswelten für die Subjektivierungs- und Selbstverortungsprozesse dieser Schreibenden untersucht werden.

2.2 *Dargestellt werden als schwuler Mann*

Im gesamten Zeitraum seines Erscheinens in den Jahren 1983 bis 1987 blieb die Form des produzierten Newsletters im Wesentlichen unverändert. Die Antwortbriefe aus Polen wiesen hingegen viele individuelle Formen auf. Sie waren vornehmlich handschriftlich verfasst, oft auf ausgesuchtem, bedrucktem Briefpapier, einige Männer legten auch ihre Porträtfotos bei.

pozazdrościć ich swobody i ludzkiego traktowania przez środowisko.“ – K.T. aus Częstochowa, Brief vom 02.07.1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

41 Vgl. Antke Engel: *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*, Bielefeld 2009, S. 182 f.

Angesichts nur begrenzter Möglichkeiten öffentlicher, schwuler – vor allem auch körperlicher – Sichtbarkeit verlagerte sich diese und trat so hauptsächlich als durch Text, Stil und Bild vermittelte Sichtbarkeit hervor. Es ging allerdings nicht nur um Selbstpräsentationen – dem überwiegenden Teil der Zuschriften konnte man auch eine Suche nach Darstellungen der eigenen Empfindungen und Erfahrungen entnehmen. So erwähnten die Schreibenden etwa literarische Texte. Gleich zwei Briefe⁴² nannten zum Beispiel Werke des amerikanischen Schriftstellers James Baldwin, der in seinen gesellschaftskritischen Romanen offen männliche Bi- und Homosexualität thematisiert.

Um die Bedeutung solcher Darstellungen schwuler Identitäten, die nicht als festgeschriebene Abbilder, sondern vielmehr als Referenzen für eigene Lebens- und Erfahrungswelten⁴³ zu verstehen sind, wusste auch die HOSI und erwähnte einige Romane polnischsprachiger Autoren wie etwa Witold Gombrowicz oder Jarosław Iwaszkiewicz⁴⁴ in ihrem Newsletter mit dem Hinweis: „Die Lektüre bestimmter Bücher ist ein wichtiger Schritt hin zu einem ‚homosexuellen Bewusstsein‘. Sie hilft so dabei, viele persönliche psychische Belastungen zu überwinden.“⁴⁵ Aber nicht nur die im Newsletter erwähnten Kulturproduktionen wie Romane oder Filme boten diese gesuchten Bilder – auch der Newsletter selbst wurde von den Lesern als Resonanzraum wahr- – und entsprechend gut angenommen. M. aus Łódź schrieb begeistert: „Bravo Marek [Pseudonym von Andrzej Selerowicz, M. W.] – das ist es! Genaue Informationen, interessant und sogar schockierend. Eine sehr gute Sache!“⁴⁶

42 Siehe dazu: C.N. aus Warszawa, Brief vom 14.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur; W. und K. aus Łódź, Brief vom 07.08.1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

43 Vgl. Alcoff, *Visible Identities* (wie Anm. 15), S. 134-151, insbesondere S. 149.

44 Beide Autoren haben kanonischen Rang in der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts und sind auch aufgrund der homoerotischen Motive in ihren Werken wichtige Referenzautoren für Figurendarstellungen jenseits von Heteronormativität. Der seit 1939 im argentinischen und französischen Exil lebende Witold Gombrowicz setzte sich in seinem Schaffen kritisch mit polnischen Traditionen und der polnischen Geschichte auseinander. In seinen Werken finden sich zahlreiche homoerotische Anspielungen und unkonventionelle Figuren. Der Autor, der kurz vor seinem Tod seine Lebensgefährtin heiratete, lebte bisexuell und thematisierte seine „homosexuellen Neigungen“ (Gombrowicz) in einem seiner zentralen Werke, den „Tagebüchern“. Nach einem langjährigen Veröffentlichungsverbot wurden die Bücher des international renommierten Schriftstellers erst wieder seit 1986 einem breiten Publikum in Polen zugänglich. Bücher des in der Volksrepublik Polen anerkannten Schriftstellers Jarosław Iwaszkiewicz wurden hingegen uneingeschränkt publiziert. Der Zugang zu den Büchern des in der Volksrepublik Polen anerkannten Schriftstellers Jarosław Iwaszkiewicz war hingegen uneingeschränkt. In seinem vielfältigen, umfangreichen Werk finden sich ebenfalls homoerotische Anspielungen. Ähnlich wie Gombrowicz hatte auch Iwaszkiewicz Beziehungen zu Männern, er heiratete allerdings bereits als junger Mann eine Frau und hatte zwei Kinder. Der Publizist Krzysztof Tomasiak würdigt die Bedeutung beider Autoren und die anderer polnischer nicht-heterosexueller Schriftsteller*innen in seinem Buch „Homobiografie“: Krzysztof Tomasiak: *Homobiografie. Pisarki i pisarze polscy w XIX i XX wieku* [Homobiografien. Polnische Schriftstellerinnen und Schriftsteller des 19. und 20. Jahrhunderts], Warszawa 2008.

45 „Lektura odpowiednich książek jest ważnym krokiem do rozbudzenia ‚homoseksualnej świadomości‘, pozwalającej pokonać wiele indywidualnych problemów psychicznych.“ – *Biuletyn* 2-3/1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

46 „Brawo Marku – to jest to! Konkretnie informacje, ciekawe i wręcz szokujące. Bardzo dobra rzecz!“ – M.J. aus Łódź, Brief vom 01.02.1986, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

Für den Leser A. aus Kalisz war die offene Thematisierung schwuler Lebensrealitäten in solcher Form sogar etwas sehr Neuartiges:

„Ich habe euer Bulletin 4/83 von meinem Freund bekommen. Dieses Bulletin wurde auf Polnisch übersetzt. Ich habe zum ersten Mal solche Informationen gelesen. Und für mich sind sie toll! [...] Bei uns in Polen gibt es große Schwierigkeiten mit solcher Presse und damit verbunden sind Probleme, Kontakt [mit anderen, M. W.] aufzunehmen. Einige Monate lang konnte man Anzeigen in der Zeitschrift ‚Relaks‘ [...] aufgeben. Aber jetzt ist es schon verboten. Bei uns in Polen gibt es sehr wenig Toleranz. Und ich finde, dass das sehr schlecht ist.“⁴⁷

Auch A. aus Słupsk las den Newsletter regelmäßig und schrieb, er fände sonst nur „manchmal durch Zufall“⁴⁸ Informationen zu Homosexualität in der öffentlichen Presse. Eben jenem Zufall wollte die HOSI den Zugang zu Informationen über Lebensrealitäten von Schwulen nicht überlassen, beziehungsweise diesem Zustand als eben nicht zufälliger, sondern einer gesellschaftlich gemachten, diskriminierenden Positionierung entgegenwirken. Dabei handelten die Aktivist*innen planvoll und versuchten gezielt, die Grundlagen für einen politischen Aktivismus der Männer in Polen als Schwule zu befördern, indem sie ihnen Informationen zu sozialen Bewegungen, etwa in Nordamerika, oder Informationen über homosexuelle Belange und Lebensweisen in den Newslettern bereitstellten. Bei seiner Untersuchung zur Herausbildung homosexueller Identitäten und Subjektivierungen betont auch Didier Eribon die Bedeutung solchen Wissens: „Für die Schwulen und die Lesben ist es absolut notwendig, vital, sich selbst darzustellen, um den Klischees zu entkommen [...]. Es geht darum, eigene Darstellungen von sich selbst und damit sich selbst als Subjekt(e) des Diskurses zu produzieren und nicht hinzunehmen, lediglich Objekte des Diskurses Anderer zu sein.“⁴⁹ Damit macht Eribon insbesondere eine Voraussetzung für schwule politische Zusammenschlüsse und die Entstehung eines politischen Subjekts des Schwulen aus: (vielfältige) Bilder von sich selbst zu erstellen. Und tatsächlich wurde der Newsletter aus Wien auch von vielen Lesern als eine (Informations-)Plattform perzipiert: Der junge C. aus Warschau wünschte zum Beispiel mehr über ein Thema zu erfahren, das ihn umtrieb:

„Ihr thematisiert viele wichtige Probleme, die unser Umfeld betreffen. Eine der wichtigeren Fragen, die ihr anspricht, ist die Vereinbarkeit unserer sexuellen Orientierung mit der Moral der christlichen Religion. Mich persönlich beschäftigt die Vereinbar-

47 Deutsch im Original, sprachlich leicht angepasst durch M.W.: „Ich habe eures Bulletin 4/83 von meinem Freund bekommen. Dieses Bulletin wurde polnisch übersetzt. Ich habe erstmalig solche Informationen gelesen. Und für mich sind sie prima! [...] Bei uns in Polen sind auch die großen Schwierigkeiten mit dieser Presse und die Probleme, damit die Kontakte aufzunehmen. Einige Monate konnte man die Anzeigen in einer Zeitschrift ‚Relax‘ [...] aufgeben. Aber schon jetzt ist es verboten. Bei uns in Polen ist sehr kleine Toleranz. Und ich meine, daß es sehr schlecht ist.“ – A.F. aus Kalisz, Brief vom 05.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

48 A.G. aus Słupsk, Brief im Juli 1987, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

49 Didier Eribon: Betrachtungen zur Schwulenfrage, Berlin 2019 [Französische Originalausgabe: 1999. Die Übersetzung folgte der korrigierten und überarbeiteten Neuauflage von 2012], S. 117.

keit meiner Neigungen mit den Theorien der römisch-katholischen Kirche. Ich würde sehr gerne Eure Meinung in dieser Sache hören.“⁵⁰

In Bezug auf ihre Religiosität sowie den Stellenwert von Religion und Glauben äußerten sich die schreibenden Männer gegenüber der HOSI durchaus unterschiedlich. R. aus Wrocław erwähnte in einem seitenlangen Brief nur beiläufig und ohne weiter darauf einzugehen, dass er „aus einer traditionellen, polnischen katholischen Familie“⁵¹ stamme. Die Position des Lesers R. aus Warschau zur Kirche hingegen war gleichgültig, denn „[...] als Homosexuelle wählen wir einen Weg, der nicht mit den Lehren der Kirche übereinstimmt, was kümmert es uns also, was die Kirche von uns hält?“⁵² Ganz anders hielten es W. und K. aus Łódź. Sie teilten in einem Brief mit, dass sie unter anderem wegen der „anti-päpstlichen Einstellungen“⁵³ der HOSI keine weiteren Newsletter wünschten.

Aber nicht nur in Bezug auf Religion, auch im Hinblick auf ihre soziale Stellung, materielle und emotionale Abhängigkeiten sowie ihre sozialen Beziehungen waren die Positionierungen der Männer vielfältig. Der zuhause wohnende C. aus Warschau berichtete beispielsweise: „Aufgrund meines Alters bin ich von meinen Eltern abhängig, die, obwohl sie von meinen Neigungen wissen und diese nicht verurteilen, diesen Sachen mit großer Distanz begegnen.“⁵⁴ Der Künstler M. aus Łódź hingegen äußerte sich erfreut über seine Freiheiten, sein Leben als Nachtmensch, seine zahlreichen Bekanntschaften und seine gut positionierten Freunde, die ihm „beim Lebensunterhalt helfen“⁵⁵. Geordneter schien der Pharmazeut R. aus Żary zu leben, dessen Familie keine Probleme mit seiner Orientierung habe. Er berichtete zudem von seinem Leben in einer Wohngemeinschaft mit einem (heterosexuellen) Freund: „[...] er gehört nicht unseren Kreisen an, aber er kennt die ganze Wahrheit über mich, und es stört ihn nicht, er unterstützt mich sogar und hilft mir in zahlreichen Angelegenheiten so gut er kann, wir haben eine eher geistige Verbindung und es ist auch eine große Freundschaft.“⁵⁶ Auch wenn einige Männer, wie in diesen Beispielen, davon berichteten,

50 „Poruszacie wiele istotnych problemów, które nurtują nasze środowisko. Jedną z ważniejszych kwestii którą poruszacie jest pogodzenie naszej orientacji seksualnej z moralnością religii chrześcijańskiej, mnie osobiście nurtuje zgodność moich zainteresowań z teoriami kościoła rzymskokatolickiego. Bardzo chętnie usłyszałbym wasze zdanie w tej materii.“ – C.N. aus Warszawa, Brief vom 14.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

51 „Pochodzę z prastarej polskiej katolickiej rodziny. Staram się pomagać wielu osobom raczej duchowo w miarę moich skromnych możliwości“ – R.D. aus Wrocław, Brief vom 25.01.1988, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

52 „[...] będąc homoseksualistami, wybieramy drogę niezgodną z założeniami kościoła. W związku z tym, cóż obchodzi nas, jaki jest stosunek kościoła do nas.“ – R.S. aus Warszawa, Brief vom 13.06.1987, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

53 „Od dawna – to chyba zauważyłeś, stała się nam obca działalność HOSI ze względu na charakter tej placówki, a przede wszystkim jej antypapieskie nastawienie.“ – W. und K. aus Łódź, vom 07.08.1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

54 „[...] z racji mojego wieku jestem uzależniony od rodziców, którzy mimo iż wiedzą o moich zainteresowaniach i nie potępiają ich, odnoszą się do tych spraw z dużym dystansem.“ – C.N. aus Warszawa, Brief im 14.09.1984, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

55 „pomogają mi w życiu“ – M.J. aus Łódź, Brief vom 01.02.1986, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

56 „[...] nie należy do naszego środowiska, ale zna całą prawdę o mnie, to mu nie przeszkadza, a nawet dodaje mi otuchy i w wielu sprawach pomaga mi jak tylko może, jest to raczej więź

in ihrem näheren Umfeld auf keine Probleme mit ihrer Lebensweise zu stoßen, so ist zum einen allein die Betonung, keine Diskriminierung zu erfahren, ein möglicher Hinweis darauf, dass die gesellschaftlichen Gegebenheiten sie eigentlich erwarten ließen. Zum anderen berichtete das Gros der Schreibenden von Ausgrenzung und Isolation. Solche Diskriminierungserfahrungen in einer mehrheitlich heterosexuellen Gesellschaft macht Eribon als das verbindende Moment von Schwulen aus.⁵⁷ Die Gemeinschaft der Homosexuellen, schreibt er, sei weder homogen noch miteinander identisch; die Individuen unterschieden sich nach gesellschaftlicher Stellung und den damit verbundenen Privilegien, hätten aber alle homophobe Erfahrungen als Gemeinsamkeit.⁵⁸ Mit Blick auf das Polen der 1980er Jahre stellte sich also für die HOSI die Frage, wie ein solches politisches Bewusstsein zu evozieren war.

Soziale Isolation und Verzweiflung klangen zum Beispiel deutlich in der Zuschrift von J. aus Bydgoszcz aus dem Jahr 1985 an: „Ihr Lieben, ich flehe Euch an, helft mir. Ich will so nicht mehr leben.“⁵⁹ Das Newsletter-Projekt der HOSI bot dem Schreibenden vermutlich die Möglichkeit, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben aus seiner Anonymität als schwuler Mann zumindest in Briefform herauszutreten und nicht länger mit seinem Empfinden im Verborgenen zu bleiben. Möglicherweise konnte die HOSI ihm sogar einen individuellen, persönlichen Kontakt in Polen vermitteln – die Vorstellung von seiner Zugehörigkeit zu einer größeren Gruppe von Menschen mit ähnlichen Erfahrungen sowie Darstellungen dieser Lebensrealitäten konnte ihm die in Wien ansässige HOSI mit ihrem Newsletter-Projekt zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht vermitteln. Das Projekt stieß hier an seine Grenzen, was den HOSI-Aktivist*innen sicher auch bewusst war. Wenige Jahre später konnte eine ebenso von Isoliertheit geprägte Zuschrift jedoch eine vermutlich hilfreichere Antwort erhalten. Ch. aus Łęborg wandte sich 1991 an die HOSI, deren Adresse er dem „Spartacus“, einem Reiseführer für schwule Männer, entnommen hatte:

„Ich habe mich entschlossen[,] Ihnen zu schreiben, weil es in Polen ein Tabu ist. Ich muss mit meinem Problem alleine leben. Homosexualität in Polen wird mit Missbrauch gleichgesetzt, darum habe ich mit vielen Menschen Probleme. [...] ich will nicht weiter allein sein. [...] Schreiben Sie nicht Ihre Adresse auf den Briefumschlag an mich, ich will in meinem Umfeld unerkannt bleiben.“⁶⁰

Die HOSI antwortete⁶¹ ihm umgehend und verwies auf neu entstandene Zeitschriften in Polen wie etwa „Filo“, „Kabaret“, „Inaczej“, „Okay“, „Nie Tak“ und „Warsaw Gay News“,

duchowa, no i wielka przyjaźń.“ – R.J. aus Żary, Brief vom 03.09.1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

57 Vgl. Eribon, Betrachtungen (wie Anm. 49), S. 199.

58 Vgl. ebenda, S. 192 f. und S. 199.

59 „Kochani, błagam pomóżcie mi. Nie chcę dalej tak żyć.“ – J.P. aus Bydgoszcz, Brief im Juni 1985, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

60 Deutsch im Original, sprachlich leicht angepasst durch M.W.: „Ich beschließe zu Ihnen schreiben, weil in Polen das ist unmöglich. Ich muß mit meinem Problem alleine leben. Homosexualismus in Polen ist mißhandeln und darum habe ich mit vielen Sorgen. [...] ich will nicht weiter allein sein. [...] schreiben Sie nicht Euere Adresse auf den Briefumschlag zu mir, ich will in meinem Umwelt [sic!] unbekannt sein.“ – Ch.D. aus Łęborg, Brief vom 24.01.1991, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

61 Vgl. HOSI, Brief vom 03.02.1991, HOSI-Archiv Wien, keine Signatur.

einige von diesen auch im regulärem Zeitschriftenhandel erhältlich, außerdem erhielt Ch. eine Adresse zur neu gegründeten, sich als Homosexuellen-Gruppe bezeichnenden Pink Service in Warschau – zahlreiche Möglichkeiten also zum Kontakt und Austausch sowie Einblicke in Darstellungen vielfältiger schwuler Identitäten in Räumen und auf Plattformen. Das waren Möglichkeiten, die das außerhalb Polens ansässige Newsletter-Projekt in seiner Erscheinungszeit 1983 bis 1987 den schreibenden Männern kaum bieten konnte.

Die Diversität einer „Gemeinschaft der Homosexuellen“ zeigte sich in den Zuschriften an die HOSI. Im Newsletter jedoch konnte sich diese außerordentliche Vielfalt nur bedingt widerspiegeln. Zugleich war die Darstellung von Vielfalt aber vermutlich auch gar nicht das Ziel der HOSI, schließlich war der Newsletter nicht als Zeitschrift mit unterschiedlichen Formaten und einer nach journalistischen Maßgaben arbeitenden Redaktion konzipiert. Die Gruppe verfolgte mit dem Newsletter eine bestimmte politische Agenda, die sich in den Inhalten des Periodikums wiederfand. In erster Linie beabsichtigten die Aktivist*innen, die Leser der Newsletter für deren Lebenslage als Schwule zu sensibilisieren und sie davon ausgehend zu politischem Aktivismus zu motivieren. Die meisten derjenigen Leser, die auf die Newsletter reagierten, waren jedoch primär auf der Suche nach einer Möglichkeit, ihr schwules Empfinden auszudrücken, es offen zu zeigen und mit den Erfahrungen anderer Gleichgesinnter abzugleichen. An diesem Punkt liefen die Zuschriften der Leser daher bis zu einem gewissen Grad ins Leere. Die HOSI blieb Adressatin und Gatekeeperin. Die Schreibenden erfuhren im Rahmen des Newsletters weder direkt noch indirekt etwas voneinander, da der Kontakt bilateral zwischen der Organisation und den einzelnen, manchmal vereinzelt Schreibenden stattfand, die keine Vorstellung davon haben konnten, wie groß die Gruppe derer war, mit denen sie ein ähnliches Begehren, ähnliche Erfahrungen und eine ähnliche gesellschaftliche Situation verbanden.

3. Zusammenfassung

In den archivierten Newslettern des Projektes EEIP der Gruppe Homosexuelle Initiative aus Wien und den archivierten Antwortbriefen der Leser aus der Volksrepublik Polen zeigt sich eine zweifache Suchbewegung: Auf der einen Seite die Suche der Wiener HOSI nach Homosexuellen in Polen mit dem Ziel, sie zu vernetzen und zu politisieren. Und auf der anderen Seite die Suche der männerliebenden und -begehrenden Schreibenden nach Kontakt zu Gleichgesinnten, um aus ihrer Anonymität und Isolation herauszutreten. In ihren Zuschriften aus dem Zeitraum zwischen 1984 und 1988 berichteten sie von ihren Leben, von ihren familiären Situationen, von der Akzeptanz und Diskriminierung, die sie aufgrund ihres Schwulseins erfuhren, von ihren Positionen zur katholischen Religion und Kirche – insgesamt schrieben sie, zum Teil beiläufig, von ihren subjektiven Erfahrungen als Schwule in einer gesellschaftlichen Situation, in der sie nicht öffentlich sichtbar waren.

Wie im Beitrag gezeigt werden konnte, ist aber gerade das Sichtbarwerden ein zentrales Moment schwuler Subjektivierung. Anhand des Quellenmaterials konnten die Interaktionen zwischen der HOSI und den Newsletter-Lesern im Hinblick auf die Bedeutung und Funktion von Sichtbarkeit einerseits und Darstellungen von schwulen Lebenswelten andererseits untersucht werden. In den Leserbriefen lassen sich Subjektivierungsprozesse der Schreibenden, ihre Selbstverortung und Identifikation mit einer Gruppe von Männern, die als „schwul“

attribuiert werden, erkennen. Sie traten so aus ihrer gesellschaftlichen Nicht-Sichtbarkeit heraus, nicht wenige von ihnen mussten erst Worte für ihr Empfinden und ihr Begehren suchen. Oft manifestierte sich ihre in den Briefen deklarierte Zugehörigkeit nicht offen in ihrem Alltag in Polen, sondern war in Schriftform gehalten und an die in Wien ansässige Organisation adressiert. Aber selbst die eingeschränkte, textuelle Sichtbarkeit bereitete manchen Verfassern bereits Sorge vor dem Entdecktwerden, schließlich bot ihre bisherige gesellschaftliche Nicht-Sichtbarkeit oder stark codierte Sichtbarkeit vielen auch Schutz. Diese sicherheitsversprechende Verborgenheit wiederum erschwerte die Kontaktaufnahme zu anderen schwulen Männern, die unter ähnlichen gesellschaftlichen Bedingungen lebten und ähnliche Erfahrungen teilten. Anonymität und Vereinzelung, die so entstehen konnten, machten Schwule und männerliebende Männer vulnerabel für gesellschaftliche Ausgrenzung sowie staatliche Willkür. An diesem Punkt versuchte die Homosexuelle Initiative aus Wien anzusetzen, indem sie die Leser der Newsletter zu politischem Aktivismus und zu Zusammenschlüssen zu motivieren versuchte, ihnen etwa Informationen zu politischen Bewegungen oder Darstellungen von Schwulen in Kulturproduktionen bot. Allerdings konnte das Projekt nur bedingt die benötigte Sichtbarkeit und Verständigung zwischen den Individuen befördern, da die HOSI alleinige Adressatin ihrer Zuschriften blieb und diese im Format des Newsletters kaum integrieren konnte. Die wenig später in Polen selbst entstandenen Plattformen und Räume, wie etwa Zeitschriften und politische Gruppen, boten eine geeignetere Möglichkeit zur Herausbildung eines vielfältigen schwulen Umfelds. Die zahlreichen Zuschriften zeugen dennoch davon, welche große Bedeutung der Korrespondenz zwischen der HOSI und den einzelnen Schreibenden in ihren persönlichen Subjektivierungsprozessen als schwule oder männerliebende Männer zukam. Aus diesen im Archiv der HOSI aufbewahrten und heute öffentlich zugänglichen Briefen lassen sich vielfältige schwule Lebensrealitäten in der Volksrepublik Polen der späten 1980er Jahre freilegen.

Summary

At the start of the 1980ies same-gender love and lifestyle as a social reality were hardly present in the general public of the People's Republic of Poland. In order to confront this lack of visibility and simultaneously the lack of information gay and lesbian activists initiated the "Projekt Eastern Europe Information Pool" (EEIP) which was subsequently put into action by the organisation "Homosexual Initiative Vienna". Within the framework of the project and amongst other things a regular newsletter was published in the mid 1980ies; it was written as a personal letter, distributed to interested individuals in Poland and then passed on as a chain letter. In addition to information about the work of the EEIP and international gay-lesbian movements the newsletters always included the appeal to contact the HOSI in order to, for example, talk about the personal life situation as a homosexual male in Poland. Several readers followed these calls and posted letters to Vienna. This article focuses on these letters which are kept on record in the archive of the HOSI today. A large number of them are very brief, obvious contact ads. Nevertheless one can also find very elaborated personal letters which provide insights into the multifaceted reality of gay life in Poland at that time.

REZENSIONEN

Dagmar Herzog: Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA, Göttingen: Wallstein 2018, 283 S., ISBN: 978-3-8353-3204-1.

Was war die sexuelle Revolution? Welche Zusammenhänge gibt es zwischen der Geschichte der Sexualität, der Vergangenheitsbewältigung und den Rechten von Menschen mit Behinderungen? Diesen Fragen geht der Aufsatzband „Lust und Verwundbarkeit: Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA“ der New Yorker Historikerin Dagmar Herzog nach.

Der Band besteht aus Wiederveröffentlichungen von sieben Aufsätzen zur Geschichte der Sexualität und der Psychoanalyse, die ursprünglich zwischen 2005 und 2016 als Zeitschriften- oder Sammelbandaufsätze erschienen sind. Die Aufsätze sind teilweise auf deutsch, teilweise auf englisch verfasst. Sie beruhen auf Herzogs Monografien „Cold War Freud. Psychoanalysis in the Age of Catastrophes“ (2017) und „Sexuality in Europe. A Twentieth Century History“ (2011). Abgerundet wird der Band, der aus Anlass von Dagmar Herzogs Gastaufenthalt am Center Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Universität Jena veröffentlicht wurde, mit einem lesenswerten biografischen Interview und einem Nachwort des Jenaer Historikers Norbert Frei.

Die ersten Aufsätze befassen sich mit der Geschichte der Sexualität in Westeuropa im Zeitraum von 1945 bis 1990. Die Folgenden konzentrieren sich auf die Entwicklung der Psychoanalyse in den USA, sowie auf deren Adaption in der Bundesrepublik Deutschland. Ziel des Aufsatzbandes ist es, so der Klappentext, zu fragen, was die Geschichte der Sexualität zum besseren Verständnis der europäischen Zeitgeschichte beitragen kann. Das Ergebnis ist vielschichtig. So gehen die Aufsätze den Fragen nach, wie die Geschichte der Sexualität und die Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik Deutschland miteinander verknüpft sind, wie Debatten um die Legalisierung der Abtreibung mit Behindertenrechten und christlichem Glauben zusammenhängen, was die eigentliche sexuelle Revolution war und wie ein Unbehagen über die Kommerzialisierung der Sexualität zu einem Rückschritt der Freizügigkeit führen konnte. Auch untersucht Herzog, in welchem Verhältnis der Aufstieg der Psychoanalyse und das Christentum in den USA zueinanderstehen, wie in der amerikanischen Psychoanalyse Homosexualität diskutiert wurde und wie amerikanische Expertise von marxistischen Sexualwissenschaftlern in der Bundesrepublik neu gedeutet wurde. Die Analysen reichen von der direkten Nachkriegszeit bis in die Gegenwart. Der geografische Fokus der Mehrzahl der Beiträge liegt auf der Bundesrepublik Deutschland und weiteren westeuropäischen Nationen. Gelegentlich werden Vergleiche mit der DDR und Osteuropa unternommen. Zwei Aufsätze konzentrieren sich auf die USA.

Der Band stellt eine Reihe an grundlegenden Thesen auf, die in den einzelnen Aufsätzen immer wieder auftauchen. Die erste These lautet, dass sich die Debatten um Sexualität und Moral in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945 immer auch auf den Nationalsozialismus bezogen und damit integraler Bestandteil der deutschen Vergangenheitsbewältigung wurden. Der erste Aufsatz „Sexuality, Memory, Morality“ diskutiert zunächst den ambivalenten Umgang mit Sexualität im Nationalsozialismus, der darin bestand, dass unerwünschte Sexualität (etwa männliche Homosexualität, Sexualität von Menschen mit Behinderungen oder Ehen zwischen Juden/Jüdinnen und Nichtjüdinnen/Nichtjuden) hart sanktioniert wur-

de, aber gleichzeitig heteronormative Sexualität auch außerhalb der Ehe ermutigt wurde. Christliche und konservative Kräfte konzentrierten sich zunächst auf eine Kritik an dem sexualitätsfördernden Element des Nationalsozialismus, um sich so von dem NS-Staat abzugrenzen und ihre eigene Unterstützung in den Anfangsjahren des Regimes zu verschleiern. Dies führte zu einer strikten Sexualmoral in der frühen Bundesrepublik, die sich unter anderem in dem Jugendschutzgesetz und in keuscher Ratgeberliteratur ausdrückte. Im Jahre 1963 übte eine Reihe namhafter Intellektueller, unter ihnen Theodor W. Adorno und Wolfgang Hochheimer, Kritik an dem ersten Entwurf der Strafrechtsreform, in dem der § 175 zum Verbot homosexueller Handlungen beibehalten und der § 218 zum Schwangerschaftsabbruch nur geringfügig verändert werden sollte. Sie vertraten die These, das repressive Element der nationalsozialistischen Sexualpolitik habe zur Verrohung der Gesellschaft und letztendlich zum Massenmord an den Juden geführt. Diese Interpretation wurde von populären Zeitschriften, Schülerzeitungen und der Studentenbewegung um 1968 dankend aufgenommen und verbreitete sich auch über diese Milieus hinaus, so dass um 1970 die Mehrheit der deutschen Gesellschaft (fälschlicherweise, so Herzog) annahm, die Unterdrückung sexueller Freiheiten habe zu Faschismus und Massenmord geführt. So konnte laut Herzog eine fiktive Erinnerungskultur an den Nationalsozialismus die Bedingungen für sozialen Wandel und die Abschaffung des § 175 und die Reform von § 218 schaffen.

Die zweite zentrale These besagt, dass der widersprüchliche Umgang mit Behinderung innerhalb linker und liberaler Milieus zum Einfallstor christlich-konservativer Abtreibungsgegnerinnen und -gegner wurde, die sich selbst als Verteidiger der Rechte von Menschen mit Behinderungen präsentieren konnten. Der Aufsatz „Abtreibung, Behinderung, Christentum“ erläutert, dass der Umgang der neuen sozialen Bewegungen der 1960er Jahre mit Menschen mit Behinderung ambivalent war und Abtreibungsgegnerinnen und -gegner diese Schwachstelle ausnutzten, um Behinderten- und Frauenrechte gegeneinander auszuspielen. So hielten in den 1960er Jahren sowohl Gegnerinnen und Gegner als auch Befürworterinnen und Befürworter der legalen Abtreibung das Leben mit Kindern mit Behinderungen für eine Zumutung. Da es für Befürworterinnen und Befürworter der Legalisierung zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagbar war, sich für das sexuelle Selbstbestimmungsrecht der Frau einzusetzen, stützten sie sich auf eine Reihe pragmatischer und eugenischer Argumente. Im laizistischen Frankreich begannen Abtreibungsgegnerinnen und -gegner schon um 1968, Abtreibung nicht nur mit dem Holocaust, sondern auch dem Behindertenmord im Nationalsozialismus zu vergleichen. Seit Historikerinnen und Historiker in den 1980er Jahren die Beteiligung der medizinischen Profession an der nationalsozialistischen Eugenik und Euthanasie und deren rassistische Grundlage aufdeckten, stimmten auch linke Parteien dafür, den Zugang zu Pränataldiagnostik und zur legalen Abtreibung zum Schutze von Behindertenrechten einzugrenzen. Auch in Osteuropa, vor allem in Polen und Ungarn, behaupten Abtreibungsgegnerinnen und -gegner heute weiterhin, Behindertenrechte auf diese Weise stärken zu wollen, sodass die Debatte bis in die Gegenwart hineinwirkt. Jedoch sind, so Herzog, tatsächlich die Rechte von Menschen mit Behinderungen in den Ländern am besten geschützt, in denen es die liberalsten Einstellungen zur Pränataldiagnostik gibt, da eine hohe Anzahl von Menschen mit Behinderungen in einer Gesellschaft nicht automatisch bedeutet, dass sie auch mehr Rechte haben.

Als dritte zentrale These argumentiert Herzog, dass die Popularisierung der Psychoanalyse in den USA nach 1945 auf einem Kompromiss mit den christlichen Autoritäten

beruhte, die progressiven sexuellen Elemente der Psychoanalyse auszusparen. Im Gegensatz dazu wurde im Europa der 1960er und 1970er Jahre die Ausbreitung der Psychoanalyse von progressiven Analytikerinnen und Analytikern vorangetrieben, so dass sie ihre liberalisierende Kraft entfalten konnte. Der Aufsatz „Freud’s Cold War“ geht den Verflechtungen zwischen Psychoanalyse und Religion in den USA nach und legt dar, wie die Psychoanalyse zunächst aufgrund ihrer sexuellen Elemente vor allem von katholischen Würdenträgern abgelehnt wurde, aber es auch Interesse unter katholischen Geistlichen gab, therapeutische Praktiken in ihre Seelsorge miteinzubeziehen. Zeitgleich gab es unter Psychoanalytikerinnen und -analytikern einen Richtungsstreit darüber, ob der Sexualtrieb Grundlage aller Verhaltensweisen sei, oder nichtsexuelle Ereignisse ursächlich für sexuelle Veranlagungen seien. In diesem Kontext begannen die amerikanischen protestantischen Psychoanalytiker Karl und William Menninger, die in der Veteranenversorgung tätig waren, eine Psychoanalyse zu fördern, die sich nicht auf den Sexualtrieb konzentrierte und so auch die Anerkennung der katholischen Kirche erhielt. Dieser Ansatz, so legt Herzog es in dem Aufsatz „Von Ödipus zu Narziss“ dar, führte jedoch zu einer Pathologisierung der Homosexualität, da von nun an jegliche Form der Sexualität, die nicht mit heteroerotischer Liebe einherging, als Ausdruck einer Neurose gedeutet und, ähnlich wie Narzissmus, als Resultat einer Bindungsstörung in der frühen Kindheit angesehen wurde.

Erst mit dem Aufkommen der sexuellen Revolution der 1960er Jahre, die Herzog an einer Kombination aus der Verfügbarkeit sicherer Verhütungsmittel, legaler Pornografie und einem Wandel des öffentlichen Sprechens über Sex in den Jahren 1964 bis 1968 festmacht, glichen sich hetero- und homosexuelle Paarbeziehungen an. Da für heterosexuelle Paare die Angst vor Schwangerschaft verschwand, hatten sie vermehrt sexuelle Beziehungen und anonymen Sex außerhalb der Ehe. Auch integrierten sie Sexualpraktiken wie Oral- und Analverkehr in ihr Liebespiel. Diese Erfahrungen brachten Sexualwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler auf beiden Seiten des Atlantiks dazu, die Annahmen zur Homosexualität und zum Wesen des sexuellen Verlangens im Allgemeinen zu hinterfragen. Sexuelle Erregung an sich erfuhr so eine Umdeutung und wurde nicht mehr als biologischer Trieb, sondern als emotionales Phänomen verstanden. Mit dieser Umdeutung ging auch die Streichung der Homosexualität aus dem Diagnosekatalog der amerikanischen Psychologischen Gesellschaft und, so Herzog, die Ausdehnung von LGBTQ-Rechten in den USA und Westeuropa einher, jedoch nicht in Osteuropa.

Herzogs Analyse der Geschichte der Sexualität durch die Linse der Psychoanalyse zeigt zum einen, dass die Periodisierung von Phasen der Liberalisierung und konservativen Rückschritten in den USA, Ost- und Westeuropa unterschiedlichen Rhythmen folgt. Auch demonstriert ihr Ansatz, wie man in einer Geschichte der Sexualität gleichgeschlechtliche Liebe zentral behandeln kann, ohne sich auf die Geschichte männlicher homosexueller Aktivisten zu beschränken, sondern wie man daraus Erkenntnisse über das zeitgenössische zum Verständnis von Sexualität und Paarbeziehungen allgemein ableiten und in eine Geschichte der Emotion integrieren kann. Das zeigt, dass die Beschäftigung mit der Geschichte der Homosexualität nicht allein eine identitätspolitische Maßnahme ist, sondern grundlegend für das Verständnis von Sexualität in unterschiedlichen Epochen und deren Wandel beiträgt. Der Aufsatzband beweist damit, dass Sexualität zentral ist, um die großen Paradigmen der Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts zu verfeinern: die Ausbreitung der Konsumgesellschaft, das Liberalisierungs- und das Säkularisierungsparadigma und die Ver-

gangenheitsbewältigung. Der Ansatz hilft, Brüche in einem linearen Liberalisierungsnarrativ zu identifizieren und deren Rückschritte zu erklären.

Der Aufsatzband stellt einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Sexualität, sondern zur transnationalen Gesellschaftsgeschichte in Europa und den USA dar. Kleine Minuspunkte sind, dass man als Leser eine Einleitung vermisst, die die wichtigsten Ziele und Fragestellungen skizziert und die Auswahl der Aufsätze erklärt. Auch wäre es hilfreich gewesen, die Aufsätze schon in der Überschrift zu datieren, da sie sich auf aktuelle Ereignisse aus den Jahren 2010 bis 2016 beziehen. Inhaltlich hätte man sich in den ersten Aufsätzen zur Geschichte der Sexualität in Europa noch mehr Verweise auf Entwicklungen in den USA gewünscht, etwa wie die amerikanische Antiabtreibungsbewegung transnational agierte und Einfluss in Europa erlangte. Im zweiten Teil des Bandes stellt sich die Frage, inwiefern die Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehen in den meisten Ländern Westeuropas und den USA eine weitere Annäherung zwischen hetero- und homosexuellen Partnerschaften darstellte, aber gleichzeitig auch eine Übernahme konservativer heterosexueller Partnerschaftsnormen durch LGBTQ Communities. Dies sind aber nur kleinere Gesichtspunkte, die zeigen, dass die Sexualitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts bei Weitem nicht ausgeforscht ist.

Der Band bietet einen zentralen Überblick über Thesen aus Dagmar Herzogs beeindruckendem Forschungswerk, der überzeugend darlegt, dass die Geschichte der Sexualität nicht nur maßgeblich für ein besseres Verständnis der kontroversen Debatten der Gegenwart ist. Er zeigt auch, dass die Beschäftigung mit der Geschichte der Rechte von Homosexuellen, Frauen oder Menschen mit Behinderungen kein Nischenthema ist, sondern zentral für das Verständnis der großen Paradigmen der Zeitgeschichte. Daher sei dieser Band allen wärmstens empfohlen, die sich für die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse im 20. Jahrhundert und deren Implikationen für unsere Gegenwart interessieren.

Claudia Roesch, Washington, DC

Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew (Hrsg.): Verflechtungen in Politik, Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa. Transnationalität als Forschungsproblem, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2018, 211 S., ISBN: 978-3-447-10991-8.

Konzipiert als Konferenzbericht, gehen die Einzelbeiträge des vorliegenden Bandes auf Vorträge zurück, die auf der gemeinsam mit dem Deutschen Polen-Institut 2012 in Chemnitz abgehaltenen Jahrestagung des Johann Gottfried Herder-Forschungsrats gehalten wurden. Mit Blick auf die Konzepte „Transnationalität“ bzw. „Transkulturalität“ sollten Problemfelder und Forschungsansätze identifiziert werden, die geeignet sind, Konstruktionen geografischer, nationaler oder kultureller „Container“ aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen aufzubrechen.

In diesem Sinne kritisieren Jörg Hackmann und Peter Oliver Loew in ihrem einleitenden Beitrag zur Forschungsgeschichte und den sich daraus ergebenden Perspektiven die „früheren Auffassungen eines einseitigen Rezeptionsprozesses“ (S. 16) und wenden sich gegen alle Formen einer Hierarchisierung, wie sie sich aus dem immer noch verbreiteten Verständnis kultureller Überlegenheit gegenüber Osteuropa ergeben. Die intensive Beschäftigung mit Verflechtungsgeschichte und dem daraus erwachsenen Konzept der Transnationalität habe

auf andere Disziplinen ausgestrahlt. Dies zu zeigen, ist das Anliegen des von den beiden Herausgebern hier vorgelegten Bandes.

Daran anknüpfend skizzieren Frank Hadler und Matthias Middell das sich daraus ergebende Forschungsfeld in den Geschichtswissenschaften. Zunächst werden die bereits vorhandenen Ansätze zur Überwindung einer national fixierten Geschichtsschreibung analysiert, wobei das Fazit lautet, „dass bisher lediglich Geschichten einzelner Staaten in transnationaler Perspektive vorliegen“ (S. 26). Darüber hinaus gelte es, Formen von Territorialisierung, den Technologie-, Waren- und Kulturtransfer mit den dazu gehörenden Konsumpraktiken sowie Prozesse der Migration und Integration von Regionen und Territorien in die neue Weltordnung mit Hilfe internationaler Organisationen und zivilgesellschaftlicher Netzwerke zu erfassen und zu beschreiben. Verwiesen wird auf den grenzüberschreitenden Austausch von Kapital und Ideen, aber auch von „Krankheitserregern“, was zeige, dass die „Europäisierung Ostmitteleuropas nicht getrennt von der Globalisierung Europas behandelt werden kann“ (S. 37). Damit wird der zeitliche Rahmen, in dem die in Frage stehenden Konzepte sinnvoll anzuwenden seien, auf das späte 18. und vor allem das 19. Jahrhundert eingegrenzt, was implizit auf die Gebundenheit einer transnationalen Betrachtungsweise an die langsame Herausbildung und Konsolidierung von Nationen verweist.

Stefan Garsztecki nimmt diesen Faden auf, indem er auf „globale Politiknetzwerke“ hinweist, deren Ziel es sei, „Vertreter der Nationalstaaten, von Unternehmen und der Zivilgesellschaft an einen Tisch zu bringen und einen ergebnisoffenen Dialog zu starten“ (S. 50). Benannt wird das Spannungsverhältnis zwischen „Global Governance“ einerseits, womit die Internationalisierung von Problemlösungen im Sinne einer Politikverflechtung gemeint ist, und „kosmopolitischer Demokratie“, die nach David Held und Anthony Giddens eine umfassende Demokratisierung und Einbindung der Zivilgesellschaft erfordere. Nach Garszteckis Ansicht ist es lohnend, sich im Bereich der Politikwissenschaften vor allem mit grenzüberschreitenden Strategien in den sogenannten Euroregionen (S. 58) zu befassen.

Theoretisch hochgradig reflektiert verweist Andreas Langenohl auf Probleme des neuen Konzepts, das aus seiner Sicht „in erster Linie ein *zeitdiagnostisches*“ (S. 60, Herv. im Orig.) ist. Er unterscheidet dabei „Transnationalität“ von „Transnationalismus“, weil er im Bereich der Soziologie und Anthropologie die den Nationalcontainer überschreitenden Prozesse von ihrer „normative(n) Seite“ (ebenda) geschieden sehen möchte. Das wird anhand der verschiedenen Modelle (Assimilation vs. Diaspora) illustriert, mit deren Hilfe Migration mit Blick auf Herkunfts- wie Aufnahmeländer untersucht und beschrieben wird. Für die Anthropologie werde das zu einer echten Herausforderung, weil hier die Lokalität als überkommenes Paradigma der Forschung in Frage stehe. Beide Disziplinen könnten jedoch profitieren, wenn sie danach fragen würden, „wie angesichts der Deterritorialisierung des Sozialen Lokalisierungsprozesse neue Formen annehmen“. Freilich seien diese Formen nicht *per se* transnational, weil staatliches Handeln Grenzen setze, die man nicht ohne die „ausgesprochen gebieterische Imagination (Nation)“ (S. 75) begreifen könne. Daher sei es wichtig, jede Euphorie zu vermeiden und überkommene, auf Nation und Staat bezogene Arbeiten nicht pauschal abzuwerten.

Während bisher die Produktivität der neuen Ansätze herausgestellt bzw. nicht grundsätzlich bestritten wurde, sieht Piotr Kocyba für die Sprachwissenschaften keinen Mehrwert, denn Sprachen seien *per se* miteinander verflochten. In der historischen Sprachforschung konkurrierten bis heute das auf August Schleicher zurückgehende und Sprachen voneinander

abgrenzende Stammbaummodell mit dem von Hugo Schuchardt, das Sprachwandel als Ergebnis wechselseitiger Verflechtung und genetischer Verwandtschaft auffasst. Für das Scheitern „terminologische(r) Kompromissvorschläge“ sei bisher der die Debatten „begleitende ideologische Impetus“ verantwortlich, wie am Streit um Kreolsprachen bzw. den Charakter des Ukrainischen als Mischsprache gezeigt wird. Bei der Bewertung und Hierarchisierung von Sprachen trafen sich immer noch „kolonialistische Abwertungs- auf postkoloniale Aufwertungsstrategien“ (S. 91). Von daher sei also Vorsicht geboten, wenn – wie im Falle von Philipp Ther – sprachhistorische Vermischungskonzepte einer „Transnationalisierung“ etwa der „deutschen Geschichtsschreibung“ (S. 93) dienstbar gemacht werden sollen.

Alfred Gall führt aus, dass auch die Literaturwissenschaften wenig vom Konzept Transnationalität profitieren könnten, da hier bestenfalls die „Beobachterperspektive“ (S. 96) in Frage komme. Anders sei das im Falle von Transkulturalität, denn damit könne die „Hybridität jeder Kultur“ aufgezeigt und das „monokulturale Design des Kulturbegriffs“ (S. 97) überschritten werden. Das zeigt Gall am Fallbeispiel des „polnischen Messianismus“, einem Konzept, das von Adam Mickiewicz in Auseinandersetzung mit Hegels abwertender Haltung gegenüber Polen entwickelt wurde. Leider verbleibt Gall jedoch auf der historischen Ebene, womit die wirkungsgeschichtliche Dimension zum Nachteil der hier sehr wohl möglichen theoretischen Verallgemeinerung ausgespart bleibt.

Dagmara Jajeśniak-Quast stellt für die Wirtschaftswissenschaften fest, dass diese in der Wirtschaftsgeschichte zwar transnationale Forschungsfragen bearbeiten, sonst aber Impulse anderer Disziplinen benötigen. Beispiele seien Untersuchungen zu Produktionsfaktoren wie den mit „Humankapital“ verbundenen Standortvor- oder nachteilen (Demografie, Migration, soziale Bewegungen, Transfer von Ideen und Organisationsformen) bzw. dem „technologischen Wandel“ (S. 118). Freilich werden diese Themenbereiche nur benannt. Die Darstellung von Standardisierungsprozessen in der Agrarwirtschaft bzw. im europäischen Handel mit Agrarprodukten ist aber insofern originell, als hier Langenohls Hinweis aufgenommen und auf die Rolle der Staaten bzw. Blocksysteme im Kalten Krieg hingewiesen wird. Im transnationalen Forschungsansatz sieht Jajeśniak-Quast überdies die künftige Rückkehr der „Politischen Ökonomie“ (S. 130), da diese aus Krisen wie den gegenwärtigen hervorgegangen sei und in der Tat nicht national begrenzt ist. Das wird jedoch nicht weiter ausgeführt.

Für Beata Hock besteht sowohl das Ziel als auch die Produktivität transnational ausgerichteter historischer Denkansätze darin, „einen alternativen Interpretationsrahmen zu schaffen, in dem das westliche, dominante Narrativ nicht den ständigen und ausschließlichen Bezugspunkt darstellt“ (S. 134). Damit grenzt sie die neue Methodik im Bereich der Kunstwissenschaften von der Einflussforschung ab, die ja nationale „Container“ gedanklich voraussetzt. Problematisiert wird auch das Konzept des „Transfers“, denn die Realität zeige nicht nur parallele Entwicklungen – explizit hingewiesen wird auf die von westlichen Vorbildern unabhängige „Stimmungsmalerei“ (S. 145) –, sondern habe auch mit der Kunst von Völkern ohne eigene Staatlichkeit zu rechnen. Sinnvoll sei es deshalb, nach der „transnationalen Kulturgeschichte der Region“ zu fragen, da diese durch „transregionale, translokale und transkulturelle Austauschprozesse“ (S. 138) konstituiert werde. Wichtig ist der Hinweis auf den Kunstmarkt, der, weil er globalen Kapitalbewegungen folge, (nicht nur) die Kunst und Kultur Osteuropas in den Hintergrund dränge. Dabei seien gerade hier nach der politischen Wende Merkmale künstlerischer Eigenständigkeit unübersehbar geworden,

was Hock am Beispiel der *new public art* erläutert, deren künstlerische Formen mit entschieden „politischer Attitüde“ und dem Anspruch aufträten, „die Gesellschaft zu gestalten“ (S. 147). Transkulturelle und transnationale Kunstbetrachtung sei also im Sinne der *post-colonial studies* aufgefordert, das „west-zentrierte Forschungsparadigma“ (S. 150) endlich aufzugeben.

Interessant ist, dass Transnationalität und Transkulturalität auch ein Wissenschaftsgebiet tangieren, das in dieser Hinsicht bisher nicht im Fokus stand. Wojciech Dajczak widmet sich in seinem Beitrag der Vereinheitlichung des Schuldrechts bei der Wiedererhebung des polnischen Staates, da damals verschiedene Rechtstraditionen und Gesetzesvorgaben zusammenzuführen waren. Darin sieht er ein Modell für internationale Aushandlungsprozesse im Bereich des Privat- und Handelsrechts überhaupt, die mit fortschreitender Globalisierung und Bestrebungen zur Vereinheitlichung des Rechts im Rahmen der EU unabwendbar sind. In diesem Zusammenhang wird allerdings konstatiert, „dass wir kein einfaches Rezept für ein Verständnis von Transnationalität in der Rechtswissenschaft gefunden haben“ (S. 154). Die Gründe dafür lägen vor allem in der nationalen wie kulturellen Verankerung von Rechtsinstitutionen und in den daraus folgenden nationalen Egoismen. Für die Rechtswissenschaft gelte außerdem, dass sie, in dem Bestreben herauszuarbeiten, „was in den Entwicklungstendenzen der einzelnen nationalen Rechtssysteme gemeinsam und spezifisch ist“ (S. 170), an sprachliche Grenzen stoße.

Dieses Problem haben religionswissenschaftliche Forschungskonzeptionen in ähnlicher Weise sogar dann, wenn sie – wie Riho Altnurme in seinem Beitrag zeigt – nur das Christentum betrachten. Altnurme stellt am Beispiel des Baltikums heraus, inwieweit die seit der Reformationszeit zu beobachtende Nationalisierung der Kirchen die vergleichende Untersuchung des Wirkens von Predigern, das heute in Lettland und Estland im transnationalen Kontext wahrgenommen werden müsste, an den nicht vorhandenen „Kenntnissen der kleinen Nationalsprachen“ (S. 180) scheitert. Hinzu komme die komplizierte Geschichte des *nation building* in der Region, da Transferprozesse nur dann transnational genannt werden könnten, „wenn die an der Übertragung beteiligten Gruppen identifizierbar sind“ (S. 172). Dieser Hinweis gilt in gleicher Weise sicher auch für andere mittelosteuropäische Regionen.

Im letzten hier zu besprechenden Beitrag geben Corine Defrance, Roman Faure und Thomas Strobel Auskunft über Gemeinsamkeiten und Unterschiede im deutsch-französischen und deutsch-polnischen Schulbuchdialog. Dabei wird nicht ganz klar, was die notwendig im „bipolaren Kontext“ (S. 186) stattfindenden Gespräche mit Transnationalität zu tun haben sollen. Zwar kann an diversen Beispielen aus dem Europa der Zwischenkriegszeit gezeigt werden, wie zivilgesellschaftliche Akteure im Namen der Versöhnung und des Pazifismus den Aufbau eines Netzwerkes vorantrieben, in dem deutsche und französische Geschichtsbilder angeglichen werden sollten. Im Resultat entstand jedoch viele Jahre später nur „ein echtes binationales Schulbuch“ (S. 188). In Hinblick auf die deutsch-polnischen Historikergespräche kommt die lange Zeit der staatlichen Einflussnahme hinzu, so dass von einem eigenständigen Netzwerk nicht gesprochen werden kann; das deutsch-französische Projekt steht ebenfalls durch einen staatlichen Eingriff auf der Kippe, denn die „neuen [französischen, F.S.] Lehrpläne nehmen keine Rücksicht auf die für das Deutsch-Französische Schulbuch definierten Themen“ (S. 193). Man sieht, wie berechtigt Langenohls Hinweis ist, die aktive (ermöglichende oder behindernde) Rolle des Staates nicht zu unterschätzen. Angesichts der von ihm ebenfalls apostrophierten ungebrochenen Attraktivität der nationalen

Imagination wäre wirklich transnational ausgerichteten Lehrbüchern, die Geschichte aus der Perspektive bestimmter mittelosteuropäischer Regionen wie des Baltikums oder Siebenbürgens erzählen, wohl noch lange kein Erfolg beschieden. Deswegen verweist der Beitrag zu den Schulbuchgesprächen als Ausblick zu Recht auf die einzig realistische Möglichkeit, mit Hilfe solcher Projekte den „stark national orientierten Geschichtsunterricht zu öffnen und um Deutungen und Traditionen der Nachbarländer zu bereichern“ (S. 202).

Der vorliegende Sammelband leistet – wie der kursorische Überblick zeigen sollte – alles in allem einen beachtlichen Beitrag zur Schärfung des Problembewusstseins in Hinblick auf Fragen der Konzeptualisierung von Transnationalität und Transkulturalität in Mitteleuropa in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen. Obwohl die einzelnen Beiträge jeweils eng umrissene Gegenstände in den Fokus nehmen, eröffnen sie insgesamt einen frischen Blick auf ein ganzes Forschungsfeld. Dessen Bearbeitung kann nur interdisziplinär erfolgen und muss, was die Herkunft der daran Beteiligten anbelangt, die transnational ausgerichtete Forschungsperspektive um ein die nationalen Grenzen übergreifendes Forscher*innen-Netzwerk ergänzt werden. In dieser Hinsicht ist der Konferenzinitiative des interdisziplinär und multinational ausgerichteten Johann Gottfried Herder-Forschungsrats, deren Ergebnis die hier besprochenen Beiträge von Autor*innen aus verschiedenen Ländern sind, eine produktive Fortsetzung zu wünschen.

Frank Steffen, Leipzig

Klaus Latzel, Elissa Mailänder, Franka Maubach (Hrsg.): Geschlechterbeziehungen und „Volksgemeinschaft“, Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Göttingen: Wallstein 2018, 287 S., ISBN: 978-3-8353-3299-7.

Was war das Spezifische der Geschlechterbeziehungen und der Geschlechterpolitik im Nationalsozialismus? Dies ist eine der Kernfragen, denen sich der von Klaus Latzel, Elissa Mailänder und Franka Maubach herausgegebene Sammelband unter dem Titel „Geschlechterbeziehungen und ‚Volksgemeinschaft‘“ widmet. Ziel ist es, das „dynamische Verhältnis von Geschlechterbeziehungen und rassistischer NS-Politik zu begreifen“. Dabei wird die Geschichte des Nationalsozialismus als Beziehungsgeschichte untersucht, um eine „integrierte und relationale Geschlechtergeschichte zu schreiben“. Mit diesem Ziel setzt der Sammelband an einer Schnittstelle zwischen NS-Gesellschaftsgeschichte, Beziehungsgeschichte und einer auf den Nationalsozialismus bezogenen Geschlechtergeschichte an – eine wichtige Verortung zwischen Bereichen, die in den letzten Jahren zwar einzeln erforscht worden sind, hier jedoch zusammen gedacht werden sollen. In der Einleitung wird außerdem explizit darauf hingewiesen, Geschlecht als ein konstitutives Element in sozialen Beziehungen zu betrachten (Joan W. Scott) und Geschlechterrelationen in den Vordergrund zu rücken: „Eine Geschichte der Geschlechterbeziehungen im Nationalsozialismus zu schreiben, bedeutet mithin, über den ‚Relationsbegriff‘ Geschlecht Männer und Frauen systematisch zueinander ins Verhältnis zu setzen.“ (S. 13) Das Konzept der „Volksgemeinschaft“ ist hierfür zentral, da es zu den im Nationalsozialismus entworfenen Geschlechterordnungen immer einen Bezugspunkt darstellte. So gehen die acht Beiträge vor diesem Hintergrund vor allem auf die Wechselwirkungen von Inklusions- und Exklusionsprozessen im NS-Staat ein, der über die Idee der „Volksgemeinschaft“ auch das Private politisierte.

Die Beiträge lassen sich dabei in drei verschiedene Kategorien aufteilen. Begonnen wird mit der Untersuchung von Geschlechterverhältnissen in der Ideologie der „Volksgemeinschaft“. In seinem Beitrag widmet sich Bernd Kleinhans dem NS-Spielfilm und analysiert die Geschlechterrollen der jeweiligen Hauptfiguren und das Narrativ der Filme. Die Filme, die von der Reichsfilmkammer genehmigt wurden, eignen sich für die Untersuchung der „ideologischen Intention der NS-Führung“ (S. 31) – auch im Hinblick auf Geschlechterrollen. Sehr anschaulich stellt der Verfasser dar, dass es sich bei den weiblichen Figuren vielfach nicht um solche handelt, die allein als Hausfrau und Mutter vorkommen. Vielmehr wird „[d]ie Volksgemeinschaft in diesen Filmen als eine geschlechterintegrierende Opfergemeinschaft konzeptionalisiert“ (S. 28). Dabei folgen die vorgestellten Filme einem ähnlichen Narrativ, das sich in den Paarbeziehungen der Protagonisten verdeutlicht: Während in diesen die Protagonisten nicht zueinander finden, da ihre Interessen eng an ihr Geschlecht geknüpft sind, wird dieser Konflikt mit dem Eintritt in die „Volksgemeinschaft“ aufgehoben. Männer und Frauen bilden so „in zweierlei Hinsicht eine Opfergemeinschaft“ (S. 39): indem sie „ihre individuellen Wünsche dem Kollektiv opfern“ und indem sich „männliche und weibliche Opferbereitschaft“ (S. 39) aufeinander beziehen und sich bedingen. Kontrastierend zu dieser Darstellung stellt Gudrun Brockhaus in ihrem Beitrag die Ratgeber der Nationalsozialistin und Lungenfachärztin Johanna Haarer vor. Auch diese geben Aufschluss über Geschlechterverhältnisse in der Ideologie der „Volksgemeinschaft“: „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ gehörte zu den auflagenstärksten Ratgebern für Mütter in der NS-Zeit. Haarer vertritt darin die Position einer eindeutigen Polarität und Hierarchie im Geschlechterverhältnis“ (S. 51). „Das Kindergebären und -aufziehen wird [darin] zu einem heldenhaften Kampf für das ‚Sein oder Nichtsein ihres Volkes‘“ (S. 51) und gehört somit nicht mehr in den Raum des Privaten, sondern wird zu einem politischen Anliegen. Gudrun Brockhaus zeigt jedoch, dass auch Haarers Verständnis von der Rolle und Sphäre der Frau mit dem von Hitler propagierten Bild kontrastiert: „Haarer nutzt die vermeintlich natürliche Geschlechterpolarität und -segregation, um Haushalt und Familie als Herrschaftsgebiet der Frau zu proklamieren. Aber sie folgt nicht der Zuschreibung einer Hilfsfunktion der Frau für den Mann“ (S. 59). Vielmehr beschreibe Haarer Geburt, Erziehung und Familie als eigene Kampfsphäre der Frau und Mutter, die eigenständig und parallel zu den Männern zugeschriebenen Bereichen existiert.

In den nächsten Beiträgen wird die Makroebene der von Institutionen und führenden Personen gestalteten NS-Ideologie verlassen und der Fokus wird, anhand von Untersuchungen über das Scheidungsrecht, Auslandsehen, Prostitution und Umsiedlungspolitik, auf politisch-institutionelle Praktiken gerichtet. In ihrer Untersuchung über die NS-Scheidungs politik analysiert Annemone Christians Beispiele von Ehescheidungen vor und nach 1938 in München. Nachdem die Nationalsozialisten 1938 das Scheidungsrecht novellierten, kam es in dem darauffolgenden Jahr zu einem Anstieg an Scheidungen. Mit der Einführung des Zerüttungsprinzips wurde die Scheidung zwar allgemein einfacher – die Autorin hebt aber hervor, dass dies insbesondere auch für vom NS-Staat unerwünschte Ehen galt, „denn mit der Gesetzesreform erhielt ein dritter, ungleich abstrakter Interessenvertreter deutlich mehr Handlungsmacht im Scheidungsverfahren: die ‚Volksgemeinschaft‘“ (S. 73). An deren Nutzen mussten sich die Ehen messen lassen. Zudem wird geschlussfolgert, dass das neue Gesetz Gewaltakte in der Ehe bagatellisierte: Gewalt in der Ehe galt nicht mehr als absoluter Scheidungsgrund, womit „das Recht der ‚Volksgemeinschaft‘ [...] keinen legitimen

Schutz vor Gewalt und Missbrauch in der Ehe [bot]“ (S. 81) und somit vor allem Frauen benachteiligte. Mit der Institution der Ehe beschäftigt sich auch Maren Röger in ihrem Beitrag über „Deutsch-ausländische Eheschließungen 1933–1945“. Als zentraler Quellenkorpus zur Analyse der Ehen zwischen einem reichsdeutschen und einem ausländischen Partner dienen hier Akten aus dem politischen Archiv des Auswärtigen Amtes. Neben den vielen anschaulichen Fallbeispielen wäre für diesen Bestand auch eine empirische Auswertung interessant gewesen – vor allem um die hintergründigen diplomatischen Interessen des Auswärtigen Amtes differenzierter einordnen zu können. Das im Artikel oft benannte Argument, das Amt habe das Herkunftsland der jeweiligen Ehepartner „nicht verstimmen“ wollen, kann sich nach 1939 bspw. kaum auf Ehen mit Personen polnischer Herkunft beziehen. Für das Anfang 1943 ergangene „komplette Verbot von Ausländerehen“ (S. 99), welches die widersprüchliche Vorgehensweise der Behörden bezüglich solcher Eheschließungen andeutet, fehlt ein Beleg. Dennoch macht der Beitrag auf ein bisher wenig erforschtes Thema aufmerksam: „[Es] kam zu einer sehr widersprüchlichen Politik bei der Bewilligung von Ausländerehen, die mit der fehlenden Gleichbehandlung von Personen ein zentrales Element bürgerlichen Rechts aushebelte“ (S. 107) und der Kultur der Einzelfallentscheidungen im nationalsozialistischen Staat entsprach. Um die Rolle von Prostituierten und Zuhältern im Kontext der „Asozialenverfolgung“ und ihre Einordnung in das System der „Volksgemeinschaft“ geht es in dem Beitrag von Mirjam Schnorr. Zeitgenössische Quellen wie Prozessakten, Artikel aus dem kriminologischen, psychiatrischen und wohlfahrtspflegerischen Bereich und Dokumente zum Prostitutions- und Zuhälterwesen auf der Reichsebene ermöglichen in der Analyse eine umfassende Darstellung der Thematik. Laut Schnorr lässt sich die „Prostitutionspolitik der Nationalsozialisten [...] in zwei Phasen einteilen“: zunächst die Frühphase ab 1933, in der Straßenprostitution verhindert werden sollte. Mit Kriegsbeginn startete die zweite, radikalisierte Phase: Die Kontrolle der Prostitution wurde zentraler und intensiver, während zeitgleich Bordelle im Kriegsgebiet und in Konzentrationslagern eingerichtet wurden (S. 115). Die Prostitution sollte demnach nicht abgeschafft werden, „vielmehr sollten Frauen, die in diesem System arbeiteten, beaufsichtigt, kontrolliert und bei Bedarf gemaßregelt werden.“ Schnorr pointiert: „Solange [die Prostitution] unauffällig ablief, blieb sie straffrei“ (S. 125). Vor dem Hintergrund der Kategorie der politisch-institutionellen Praxis schlussfolgert Schnorr, dass es sich bei der Prostitution eigentlich um ein Gegenbild der „Volksgemeinschaft“ handle, jedoch ebenso wie jene durch ein heteronormatives und binäres Geschlechterverhältnis unter männlicher Vormachtstellung geprägt war (S. 132). Anhand der „Familie als Relais“ untersucht Isabel Heinemann die NS-Umsiedlungspolitik in den besetzten Ostgebieten. Dabei verwendet sie die Familie als Kategorie, um darzustellen, dass diese in der Umsiedlungspolitik als „effektives Erfassungs- und Ausschließungsinstrument“ (S. 144) wirkte. Dieser Ansatz überzeugt, da Heinemann anhand der Auswertung verschiedener Quellen, wie bspw. Berichten über die Umsiedlungsaktionen und Publikationen von SS und Reichsnährstand verdeutlicht, dass „[e]rst die Familieneinheit [...] den umfassenden Zugriff auf die Menschen – in positiver wie in negativer Hinsicht“ (S. 143) ermöglichte. Anschaulich wird dies besonders für das untersuchte Fallbeispiel des Generalkommissariats Shitomir in der besetzten Ukraine. Dies integriert die Perspektive der Akteure und Betroffenen und verdeutlicht, dass bestimmte Familien im Sinne der „Volksgemeinschaft“ erhalten wurden, während andere Familien aus rassistischen Gründen als solche ausgeschlossen wurden. Auf die Perspektive einer anderen

Akteurin in derselben Region um Shitomir geht der anschließende Beitrag von Julia Paulus ein. Am Beispiel des Briefwechsels zwischen der Juristin Annette Schücking mit ihrer Familie gibt sie einen faszinierenden Einblick in das Leben der jungen Frau, die sich für einen Dienst als Soldatenheimschwester in der besetzten Ukraine entschied. Es ist gerade der Hintergrund Schückings, die aus dem „guten Hause“ einer anti-nationalsozialistischen Familie stammte und bereits ihr Jurastudium abgeschlossen hatte, der den Einblick in den Alltag in den Soldatenheimen so besonders macht. In der Beschreibung ihrer täglichen Arbeit in der Betreuung der Truppe und der Organisation und Leitung des Soldatenheimes, verhandelt Schücking auch immer wieder ihre Rolle als (deutsche) Frau und den zwischen-geschlechtlichen Umgang mit den Soldaten, der sie ihrer „nach Unabhängigkeit strebenden [...] Geschlechtsidentität beraubt“ (S. 169). Hier deutet sich bereits der dritte Schwerpunkt des Sammelbandes an, der Geschlechterverhältnisse in der Praxis von Paarbeziehungen untersucht. Darauf geht auch der abschließende Beitrag von Frank Werner ein. Das bezeichnende Zitat „Es ist alles verkehrt in der Welt“ im Titel des Aufsatzes deutet bereits auf den Inhalt hin: das sich verändernde Verhältnis von „männlichen“ und „weiblichen“ Sphären im Krieg. Auch hier dient ein überlieferter Briefwechsel als Hauptquelle: Das Ehepaar Neuhaus betrieb ein Feinkostgeschäft in Münster, das von der Ehefrau Agnes allein geführt wurde, während ihr Mann Albert an unterschiedlichen Fronten des Krieges eingesetzt war. Eng am Text analysiert Werner die Entwicklung beider Persönlichkeiten, die Relevanz der Arbeit und die Verhandlung der Rollen in ihrer Paarbeziehung. Das Resultat unterscheidet sich von der verbreiteten Annahme, die Geschlechterordnung habe sich mit der Erweiterung weiblicher Handlungsräume an der Heimatfront während des Krieges geändert. Vielmehr wird herausgestellt, dass die Ehe immer dann „besonders harmonisch war [...] [,] wenn es darum ging, die traditionelle Hierarchie der Geschlechter neu zu arrangieren, aber im Kern zu reproduzieren“ (S. 176). Das Handeln der Ehefrau blieb weiterhin auf ihren Mann bezogen, „die althergebrachte Hierarchie“ überdauerte in „neuer arbeitsteiliger Harmonie“ (S. 196).

Die Stärke des Sammelbandes liegt in der Anlage der drei Schwerpunkte, anhand derer heterosexuelle Paarbeziehungen in unterschiedlichen Kontexten untersucht werden. So wird neben einer facettenreichen Betrachtung auch deutlich, dass sich ideologische, politisch-institutionelle und Praxis-Ebene gegenseitig bedingten und beeinflussten. Auch dem Anspruch einer relationalen Geschlechtergeschichte wird der Band gerecht. Die neuen Perspektiven und Ansätze, aber auch neue Quellen erweitern den Blick auf in der NS-Forschung bereits oft bearbeitete und untersuchte Themen. Denkt man dies weiter, lässt sich gerade der Ansatz der relationalen Geschlechtergeschichte für den Nationalsozialismus auch auf andere Bereiche ausweiten, bspw. in der Frage nach Paarbeziehungen zwischen Tatbeteiligten nationalsozialistischer Verbrechen, nach der Rolle von Geschlechterbeziehungen im Kontext von Ermittlungsverfahren und Strafprozessen gegen Täterinnen und Täter nach 1945 und allgemein in einer Untersuchung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Transformationsprozesse um das Jahr 1945. Letzteres würde auch mehr eine Untersuchung in Richtung der eingangs gestellten Forschungsfrage nach dem Spezifischen der Geschlechterbeziehungen und -politik im Nationalsozialismus sein, die der Band am Ende doch offenlässt. Die Frage nach den Besonderheiten des NS-Staates benötigt den Einbezug einer vergleichenden Perspektive, die in diesem Band lediglich in der Einleitung kurz angedeutet wird (S. 15). Das Ausbleiben dieser Vergleichsebene tut den Beiträgen jedoch keinen Abbruch, die viel-

mehr den Auftakt für weitere gewinnbringende Untersuchungen in der Schnittmenge von Gesellschafts-, Beziehungs- und Geschlechtergeschichte für die Zeit des Nationalsozialismus bilden können.

Kathrin Janzen, Wien

Stefan Wunsch: Das erkrankte Geschlecht. Medizin und Prostitution im Berlin des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Würzburg: Königshausen & Neumann 2020, 328 S., ISBN: 978-3-8260-6973-4.

Wie wurden Frauen, die Sex gegen Geld tauschten (oder dessen verdächtigt wurden) zum „erkrankten Geschlecht“? Wie wurden Prostitution und Geschlechtskrankheiten auf eine Weise miteinander verschränkt, dass die Idee eines „infizierten wie infizierenden Gefahrenkörpers“ (S. 227) bis heute anhält? Stefan Wunsch beantwortet diese Fragen in der anzuzeigenden Studie. Aus einer kombinierten medizin- und mikrohistorischen Perspektive untersucht der Verfasser das System der Reglementierung und das „Netz aus Institution“ im Berlin des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Durch eine „mikrohistorische Perspektivierung des Systems der Reglementierung“ (S. 227) erweitert Wunsch auf eine kluge Art und Weise die deutschsprachige historische Forschung zur staatlichen Reglementierung der Prostitution.

Wie in vielen sozialkonstruktivistisch angelegten Studien über Prostitution geht es auch in der vorliegenden Arbeit, einer an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten Dissertation, nicht um „Prostitution“, sondern um Produktion und Konstitution von Prostitution in einem komplexen Netz von Institutionen und Akteuren. Es ist eine „Geschichte, die von der „Obsession des Westens mit der Prostitution erzählt“ (S. 230) und deshalb „keine neuen Wahrheiten über das Wesen der Prostitution“ formuliert. Es wäre nahezu „absurd“, so Wunsch, „ein zwanghaftes Verhalten zu problematisieren und gleichzeitig die unablässig gemusterten Frauen ins Zentrum der Untersuchung zu stellen und den diese entkleidenden und sezierenden Blick selbst zu praktizieren“ (S. 230).

Die Struktur und das Narrativ der Studie resultieren aus einem etwas gewöhnungsbedürftigen „nomadischen Vorgehen“ (S. 226) bzw. „nomadischen Nachspüren der verschlungenen Pfade“ (S. 231), das die „verwickelten Pfade der medizinischen Auseinandersetzung mit der Prostitution“ nachzeichnet (S. 226). In den neun Kapiteln des Buches folgt Wunsch daher keiner linearen Erzählung, sondern rekonstruiert „Verdichtungen“ innerhalb des „die Prostitution umspannenden diskursiven Netzes“ (S. 32). Die Kapitel sind, gleichwohl thematisch strukturiert, chronologisch angeordnet. Der Rekonstruktion eines Netzes folgend, überschneiden sich die Kapitel teilweise inhaltlich und zeitlich. Im Vordergrund stehen die Knotenpunkte des Netzes, die Praktiken und die Objekte.

Fragen von Zwang und Freiwilligkeit durchziehen die Studie, wenn auch nicht explizit und systematisch. Anders als in früheren Untersuchungen geht es nicht primär um die Frage der erzwungenen oder freiwilligen Ausübung der Prostitution, sondern um den Zwangscharakter der Überwachung im Kontext der Reglementierung der Prostitution sowie um die Zwangsmaßnahmen im Kontext der Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten und – etwas allgemeiner – um die Interaktion mit Ärzten, der Sittenpolizei, Fürsorgerinnen und Psychiatern. All diesen Akteuren war das Ziel gemein, die Interaktionen mit den Prostituierten

möglichst „freiwillig“ erscheinen zu lassen, um die Anwendung von körperlichem Zwang zu vermeiden.

Im ersten Kapitel „Das Parthenon oder wie man die Prostituierte mache“ rekonstruiert Wünsch Vorstellungen räumlicher Einhegung von Prostituierten, die sich als Modell im 19. Jahrhundert mit der Verbreitung der Reglementierung durchsetzten – sei es in Bordellen oder in baulich abgeschlossenen Straßenzügen. Der Verfasser sieht in den „Bauwerken des Einschluss[es]“ ein „Ineinandergreifen eines räumlichen Ausschlusses [der „Prostituierten“] bei gleichzeitiger Hervorbringung einer anormalen Identität kraft der Durchsetzung des Raumes mit Disziplinartechniken“ (S. 55). Wünsch zeichnet nach, wie sehr die Vorstellung einer räumlichen Segregation der Prostitution sowohl in den Folgejahren in der lokalen Raumpolitik wie beispielsweise in Bremen (Helenenstrasse) als auch in polemischen Beiträgen von Anti-Prostitutionsaktivistinnen und -aktivisten wie Anna Pappritz verankert war. Am Beginn seiner Rekonstruktion steht der heute in Vergessenheit geratene Nicolas Edmonde Rétif, ein Franzose, der 1769 einen detaillierten Entwurf zu einem „klosterähnlichen“ Parthenion veröffentlichte, in den Frauen, die Sex gegen Geld anboten, interniert und überwacht werden sollten. Auch der weitaus bekanntere Alexandre Jean-Baptiste Parent du Châtelet und seine Vorstellung einer umfassenden Überwachung der Prostituierten, wie sie in Frankreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch eingeführt wurde, findet hier Erwähnung. Aus wissenshistorischer Perspektive relevant ist die Beobachtung, dass dieses im 19. Jahrhunderts „umspannende Netz von Institution“ sich in einer „Verschiebung in der Betrachtung der Prostitution“ manifestierte. Wünsch zeichnet einen Prozess nach, in dem die Prostituierte als „eigenständige Persönlichkeit“, als „negative Weiblichkeit“, „die als Kehrseite des Weiblichen sämtliche Verfehlungen des eigenen Geschlechts angelastet bekam“ (S. 49). Prostituierte wurden in diesem Überwachungssystem in Polizeiakten erfasst, die wiederum die Grundlage für die Wissensproduktion über Prostitution wurden. Wünsch hebt hervor, wie sich sowohl Parent du Châtelet als auch der deutsche Autor Wilhelm Stieber in einer 1846 veröffentlichten Studie auf Polizei- und Archivakten als Grundlage für die Beschäftigung mit Prostitution stützten. Beide gingen davon aus, in den Unterlagen „einen Zugang zur Realität der Prostitution“ gefunden zu haben und betrachteten somit das Wissen der Polizei als objektiv (S. 47).

Im vergleichsweise kurzen zweiten Kapitel befasst sich Wünsch mit der kartografischen Erfassung der Prostitution in Berlin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese deutet er als „Versuch der Kontrolle“ vor dem Hintergrund einer wahrgenommenen „Omnipräsenz der Prostitution im städtischen Raum“, wie sie vor allem nach dem Bordellverbot von 1846 existiert habe. Erst mit dem Verbot verteilte sich die Sexarbeit auf das gesamte städtische Gebiet. Es entstand die sogenannte Straßenprostitution mit „Winkelhuren“, „Straßenmägden“ und „Strassendirnen“, die von verschiedenen Beobachtern kategorisiert und klassifiziert wurden. Die als Prostituierte wahrgenommene Frau galt in den auf die Stadt fokussierten Diskursen ausschließlich als Belästigung und Gefahr für die öffentliche Ordnung und die Sittlichkeit. Die kartografische Erfassung ihrer Aufenthaltsorte versprach zumindest eine gewisse „innere Sinnstiftung“ in einer Phase der Orientierungslosigkeit, welche die Auflösung der Bordellstraßen verursachte. Interessant ist die Beobachtung einer Gleichzeitigkeit des Verschwindens städtischer Mauern und Bordelle, die der nun verlorenen „ordnungsstiftende[n] Funktion der Mauern“ die neuen Kategorien der „Asozialen“ und „Außenseiter“ entgegensetzte (S. 72).

Nach dem Verschwinden der „Mauern der Verwahrung“ der Bordelle in Berlin widmet sich der Verfasser im dritten Kapitel den Mechanismen und Institutionen der Internierung und Verwahrung: den Krankenhäusern. In den Blick gerät damit die „fortgesetzte Pathologisierung des Körpers der promiskuitiven Frau“ (S. 96). Drei Aspekte dieser neuen „Orte der Verwahrung“ werden in den Blick genommen. Die Krankenhäuser bzw. die seit dem 18. Jahrhundert existierenden „Verwahrhospitäler“, in denen Prostituierte zwangsinterniert wurden, lagen auf einer Kontinuitätslinie zur Internierung in Bordellen. Etwas unerwartet geht es dabei nicht nur um das „Entweichen“ der Frauen, sondern auch um die Verhinderung nächtlicher Männerbesuche. Im Prozess der Sicherung mithilfe von Zäunen und Mauern sieht Wunsch ein „Spiel ohne Ende“, ein „Wechselspiel zwischen der Eigensinnigkeit der zu Verwahrenden und dem steten Nachjustieren der Ausführenden“ (S. 78). Als zweiten Aspekt nimmt Wunsch die „medizinische Baracke“ in der Charité und ihre Architektur und Deutung in den Blick. Die konstante Luftzirkulation und die direkte Abwasserentsorgung führte dazu, dass sie vor allem für die Behandlung von Geschlechtskrankheiten geeignet erschien, da die Gerüche von Wunden und Geschwüren in den gut durchlüfteten Baracken schnell verschwinden würden – so die zeitgenössische Meinung. Doch warum waren Gerüche so wichtig? Wunsch leitet mit dieser Frage auf den dritten Aspekt über: den Sunamitismus. Dieser Theorie zufolge besaßen „jungfräuliche“ weibliche Körper bzw. ihre „Ausdunstungen“ eine heilende Wirkung. Aus diesem Verständnis heraus, so Wunsch, wurden „die dem Körper der Prostituierten anhaftenden morbiden Gerüche“ als „Verfehlung des Weiblichen“ (S. 95) gedacht und somit die Frauen räumlich separiert.

Die Praktiken und Techniken der Ärzte auf der Sanitätsstation der Sittenpolizei in den „Rixdorfer Baracken“ werden im vierten Abschnitt untersucht. Im Vordergrund steht dabei der detaillierte Ablauf der Zwangsuntersuchungen, so wie er durch den entsprechenden Ministerialerlass von 1897 und den Ausführungen der Berliner Ärzte Dr. Hugo Kollm und Georg Güth beschrieben wurde. Der Zeitdruck, unter dem die Untersuchungen stattfanden und die gleichzeitigen Anforderungen an Reinigung und Desinfektion der benutzten Geräte werden hervorgehoben. Wunsch rekonstruiert hier minutiös die Abläufe der eng getaktet aufeinander folgenden Untersuchungen. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der überaus schleppenden Einführung und der geringen Nutzung des Mikroskops. In seiner Analyse der Texte betont Wunsch „Momente der Männlichkeitskonstruktion“ (S. 111). Zwar bringe die Zwangsuntersuchung und das dabei angewandte medizinisch-kriminalistische Wissen ein „hierarchisches Geschlechterverhältnis“ hervor, wonach die Frau das „Geschlecht und Kontrolle“ und der Arzt das „Subjekt der Kontrolle“ ist. Dieses Männlichkeitskonstrukt erscheint Wunsch jedoch als brüchig. Der Verfasser konzentriert sich auf jene Schilderungen, aus denen die „Furcht, die Kontrolle über die Kontrolle zu verlieren“ zum Ausdruck kommt als eine Gefahr, die durch Zeitmangel, die zeitintensiven Anforderungen der Geräte, und den „Massenbetrieb der Prostituiertenkontrolle“ (S. 114) verschärft wurde.

Im fünften Kapitel wird das Untersuchungszimmer der Polizeiärzte und die „moderne Art der Prostituiertenkontrolle“ thematisiert. Hier analysiert und rekonstruiert Wunsch die Einrichtung und Abläufe einer „Mustereinrichtung des polizeilichen Untersuchungs-zimmers“ wie sie 1911 auf der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden vorgestellt wurden. Entwickelt wurde diese Mustereinrichtung durch den zwischen 1910 und 1914 bei der Berliner Sittenpolizei tätigen Arzt Heinrich Dreuw. Wunsch hebt auch hier die durch Einrichtung und Geräte hervorgebrachte Asymmetrie zwischen dem (männlichen)

Kontrollierenden und der kontrollierten Prostituierten hervor, widmet aber den Hauptteil des Kapitels der „Dramaturgie der Gefahren“ und der „Choreographie der Kontrolle“, die durch die prototypische Einrichtung des Untersuchungszimmers sichtbar werde. Dreuw hoffte darauf, „daß die Zwangsuntersuchung mit moderner Auffassung mit größtmöglicher [!] Schonung und Humanität durchgeführt wird“ (S. 123). Zugleich sollten die modernen Geräte und die Einrichtung des Zimmers die Ansteckungsgefahr durch Prostituierte verhindern. Interessant ist die Parallele, die Wünsch zwischen der Art und Weise, wie sich Dreuw mit infektiösen Flüssigkeiten aus dem Körper der Prostituierten auseinandersetzte und den Vorstellungen über menschliche Abfälle (Kot, Urin) in den aufkommenden Diskursen über Kanalisation, zieht. Beides konnte und sollte durch Belüftung und vor allem Wasser zum Schutz der Bevölkerung vor Krankheiten in Bewegung gehalten werden. Gleichzeitig, so Wünsch, prägte auch die Angst des Arztes vor Ansteckung und vor einer unwissentlichen Verbreitung von Krankheiten die intensive Beschäftigung mit den Geräten und der Einrichtung des Untersuchungszimmers. Der Verfasser folgert daraus die „Angst einer versagenden Männlichkeit“ (S. 142).

Der Entwicklung und dem medizinischen Einsatz des Handschuhs zum Schutz der Ärzte und Patientinnen widmet sich das sechste, analytisch wohl schwächste Kapitel. Spannend ist die Verschiebung der Wahrnehmung, die mit der Entwicklung und Nutzung des Gummihandschuhs nach 1900 einherging: Nur die vollständig durch eine „zweite Haut“ geschützte Hand beugte Krankheitsübertragungen vor. Eine ähnliche Entwicklung lässt sich für das Kondom konstatieren, das seit dem späten 18. Jahrhundert ebenfalls als zweite Haut zum Schutz vor Geschlechtskrankheiten genutzt wurde.

Im siebten Kapitel verlässt Wünsch „das Untersuchungszimmer der Sittenpolizeistation am Alexanderplatz“ und widmet sich den Praktiken, Techniken und Objekten, die zur Vorbeugung von Geschlechtskrankheiten ab dem Ersten Weltkrieg zum Einsatz kamen. Ziel war es jetzt, die Prostituierten nicht mehr nur zu überwachen, sondern sie für „Schutzvorkehrungen um den Geschlechtsverkehr“ zu gewinnen (S. 157). In diesem neuen „gynäkologischen-venerologischen Regime“ verloren die „Mauern der Verwahrung zunehmend an Bedeutung“ (S. 182). Mit dieser Entwicklung verschob sich die Wahrnehmung und Stellung der Prostituierten. Einerseits avancierte die Prostitution zu einer „pädagogischen Institution“, die mit der Zuhilfenahme von Merkblättern und Gebrauchsanweisungen für Salben und Tinkturen mit der Vorbeugung der Geschlechtskrankheiten betraut wurde. Gleichzeitig geriet nun der ganze Körper der Frau in den Blick der Kontrolle; die Prostitution wurde nun „auf einen Gefahrenstoffe bergenden Kanal, den es zu reinigen und kontrollieren galt“ (S. 174), reduziert. Auch in diesem Kapitel widmet Wünsch der zeitgenössischen Analogie zwischen Prostitution und Kanalisation, der „Verschränkung zwischen dem Körper der Prostituierten und der Kanalisation als architektonisches Artefakt“, einen Abschnitt.

Das achte Kapitel handelt „[v]om Nachteil ein Kaninchen zu sein“ und der „Überführung der menschlichen Diagnostik auf das Tier“ (S. 202), also jenem Prozess, der dazu führte, dass das Tier im Allgemeinen und das Kaninchen im Besonderen zum „neuartigen Versuchsobjekt“ in der medizinischen (Syphilis-)Forschung wurden. Dabei knüpft Wünsch an Ansätze der *Animal Studies* an. In der experimentierten Venerologie, die Albert Neisser noch in den 1890er Jahren an Menschen (in diesem Fall unwissenden Prostituierten) angewendet hatte, wurden jetzt andere Versuchsobjekte gesucht: zuerst Menschenaffen, dann Kaninchen.

Im letzten Kapitel wird die „Frauenhilfestelle“ vorgestellt, die im Juli 1921 in der Sittenpolizeistation am Alexanderplatz eingerichtet wurde. Zielte das medizinische Labor noch auf die „akribische Überwachung des Körpers“ ab, ging es in der neuen Abteilung um die „Regulierung des Lebens“. Aufgabe der sogenannten Gefährdetenfürsorge und der neu eingestellten Fürsorgerinnen war es, „eine Rückkehr“ der Prostituierten „ins bürgerliche Leben“ zu erreichen und sie zu „nützlichen Mitgliedern der menschlichen Arbeitsgemeinschaft“ zu machen, so der Arzt und Sozialhygieniker Hans Haustein (S. 205). Heute würde das Projekt „Ausstieg aus der Prostitution“ heißen. In der Analyse hebt Wünsch erstens den Widerspruch hervor, in dem sich die Fürsorgerinnen verstrickten. Einerseits kritisierten einige von ihnen, darunter die Abolitionistin Annie Blumenfeld, das System der Reglementierung. Gleichzeitig aber war ihre eigene Tätigkeit eng mit der Praxis der Reglementierung und „dem Zeitregime der Zwangsuntersuchung“ (S. 212) bei der Sittenpolizei verzahnt. Wünsch kommt zu dem Fazit, dass die „von den Fürsorgerinnen stets hochgehaltene Zwanglosigkeit der Hilfsangebote [...] nicht darüber hinwegtäuschen [darf], dass ihre Arbeit einen integralen Arbeitsablauf der Polizeistation bildete“ (S. 212). Das zweite Argument des Verfassers zielt auf die Pathologisierung und Psychiatrisierung der Prostitution ab, die durch die Verzahnung der Fürsorgestellen mit der aufkommenden Psychiatrie in Gang gesetzt wurden. Um den Ausstieg aus der Prostitution zu fördern, sollten die Fürsorgerinnen das ganze Leben der Prostituierten in den Blick nehmen und dabei den Grad der „sittlichen Erkrankung“ (nicht aber den der körperlichen Erkrankung) feststellen (S. 212). Die dabei vorgenommene Unterscheidung zwischen „verdorbenen“ und „unverdorbenen“ Frauen ordnet Wünsch in die Tradition eugenischen Denkens ein. Die dichotome Kategorisierung der Prostituierten wurde durch die Integration der Psychiatrie „in das die Prostitution überwachende städtische Netzwerk“ (2015) verstärkt. Die Ursache der Prostitution wurde nun in psychischen Mängeln gesucht; die Prostituierte, ihr Leben und Handeln grundsätzlich als pathologisch und „soziales Versagen“ betrachtet. Und dies, obwohl die Psychiatrie durchaus verschiedene Erklärungen für die pathologische Verfasstheit von Prostituierten anbot. Zuletzt identifiziert der Verfasser in der Hinwendung zum Leben der Prostituierten in und durch Gespräche die Entstehung eines „Netz[es] des Schreibens und der Schrift“, von Akten und Gutachten, die eine „beständige Dokumentation“ der Frauen schafften und engmaschig mit dem Netz der Institutionen verwoben war. Seinem Befund, dass die Untersuchung der psychiatrischen Betrachtung der Prostitution ein weiterhin vernachlässigtes Forschungsfeld sei, kann nur zugestimmt werden.

Die Studie stellt einen interessanten und originellen Beitrag zur historischen Prostitutionsforschung dar. Sie bietet darüber hinaus zahlreiche Verweise auf die Historiografie zum Thema Prostitution im 19. und frühen 20. Jahrhundert sowie Anknüpfungspunkte zu verschiedenen Bereichen und Debatten in der Geschichtswissenschaft. Wünsch rezipiert dabei nicht nur neuere Studien, sondern die inzwischen oft vernachlässigte Frauen- und Geschlechtergeschichte der 1980er und 1990er Jahre. In ausführlich gehaltenen Fußnoten weist der Autor auf weiterführende Forschungen, offene Untersuchungsfelder und Fragestellungen hin. Darüber hinaus sind im Anhang einige zentrale Quellen abgedruckt, die eine eigenständige Interpretation von Gesetzen und Verordnungen ermöglichen. Dass Wünsch transnationale bzw. globalgeschichtliche Perspektiven auf die Prostitutionsforschung sowie historische Forschungen zu früheren und späteren Epochen nur bedingt rezipiert, ist dem Rahmen der Untersuchung geschuldet und kann dem Autor nicht angelastet werden. Auch

ist dem Verfasser das Fehlen der Stimmen der Prostituierten selbst kaum vorzuwerfen. Das Erkenntnisinteresse liegt in der Hervorbringung der Prostituierten als Kategorie durch eine Reihe von historischen Akteuren in den mit „Prostitution“ betrauten Institutionen. Würden die als „Prostituierte“ kategorisierten Personen nun in dieser Studie als Prostituierte eine Stimme haben, hätte sich Wünsch in einem performativen Widerspruch verwickelt.

Kritische Anmerkungen betreffen vor allem den Aufbau des historischen Narrativs und die nicht immer ausreichend tiefe Analyse des untersuchten Materials. Zeichnen sich einige Kapitel durch scharfe Analysen aus, bleiben andere Kapitel oft eher deskriptiv. Thesen, Analysen und Konzepte sind oft ungünstig in der Mitte eines Kapitels oder Absatzes platziert, wo sie für die (strategischen) Leserinnen und Leser schlecht zu finden sind. Eine auf Schärfung der Analyse und Argumentation fokussierte Überarbeitung der Dissertation hätte dieser klugen Studie sicherlich gutgetan.

„Bedarf es einer weiteren Geschichte der Prostitution und zudem noch einer über das 19. und frühe 20. Jahrhundert?“, fragt Wünsch in der allerersten Zeile der Einleitung. Die Antwort der Rezensentin ist nach der Lektüre des Buches eindeutig: Die Geschichte von „Prostitution“, ihrer gesellschaftlichen Konstruktion und Produktion sowie die der Akteure, Institutionen, Organisationen und Rahmenwerke, die in irgendeiner Form mit ihr betraut sind, ist weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein. Wünsch bietet eine neue, originelle Perspektive auf ein Thema, das zumindest in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft wenig Aufmerksamkeit erfährt. Doch auch mit diesem Buch bleibt noch vieles offen. Zwar reicht Annette Vowinckel zufolge eine Forschungslücke nicht aus, um ein Forschungsprojekt zu begründen, gleichwohl könnte die Untersuchung der Prostitution mit ihrer komplexen institutionellen Verankerung auch für andere Zeiträume, wie z.B. für die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, neue Erkenntnisse bieten. Die englischsprachige historische Prostitutionsforschung ist hier wegweisend. Es gibt also noch viel zu erforschen – nicht zuletzt, weil Prostitution als „Obsession des Westens“ auch im 21. Jahrhundert in einem komplexen „Netz“ an Institutionen eingebettet ist und durch sie hervorgebracht wird.

Sonja Dolinsek, Erfurt

Almut Bues (Hrsg.): Die Aufzeichnungen des Dominikaners Martin Gruneweg (1562–ca. 1618) über seine Familie in Danzig, seine Handelsreisen in Osteuropa und sein Klosterleben in Polen, Bde. 1-4, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2008, 1888 S., ISBN: 978-3-44705-269-6.

Anders als im Falle der aus Polen-Litauen zahlreich überlieferten Ego-Dokumente von Angehörigen herausgehobener Magnaten-Familien, bei denen das „Selbst“ des Verfassers meist hinter die Darstellung dynastischer Verbindungen, der politischen Rolle im Land und damit hinter das Legitimationsbedürfnis zurücktritt,¹ liegt mit der von Almut Bues besorgten Edition der „Aufzeichnungen“ des Dominikaners Martin Gruneweg ein Quellentext vor, in dem Elemente traditioneller Chronistik und Predigtliteratur mit Selbsterlebtem so verbunden

1 Vgl. Karin Friedrich: Life-Writing in the Polish-Lithuanian Commonwealth: Reflections on Magistrate Ego-Documents, in: Jürgen Heyde, Karsten Holste u.a. (Hrsg.): Dekonstruieren und doch erzählen. Polnische und andere Geschichten, Göttingen 2015, S. 83-88.

sind, dass von einem frühen Zeugnis einer Autobiografie gesprochen werden kann. Deren Wert liegt – so die Herausgeberin – in den „allgemeineuropäischen und kulturellen Betrachtungen“, die Aufschluss geben über die „Geisteswelt dieses Menschen von der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert“ (S. 1508). Besonders interessant sind die Betrachtungen über Sitten und religiöse Bekenntnisse, die Beschreibungen der Kleidung und Architektur sowie der Reisewege, Dörfer und Städte, weil Gruneweg neugierig und mit der Akribie des gelehrten, zumal mehrsprachigen Schreibers überaus anschaulich Reisen durch Nordost- und Südosteuropa, von Danzig über Warschau und Lemberg bis nach Kiew, Moskau und über die Moldau/Walachei bis nach Istanbul beschreibt (Band II). Als Dominikaner im Dienste deutschsprachiger und armenischer Handelsherren führte ihn sein Weg von Lemberg über Krakau und Schlesien quer durch Österreich und Teile Italiens (Padua, Venedig) bis nach Rom, ehe er in Plock an der Weichsel zur Ruhe kam (Band III).

Dabei sind in der Handschrift größere (Warschau, Lemberg) und vor allem viele kleinere Städte, Dörfer und Klöster erstmals beschrieben, wie beispielsweise die „singuläre Notiz über das Kloster Aroneanu in der Moldau“ (S. 1609) belegt. Ihre Auswertung ist also unter anderem lokalgeschichtlich interessant, was auch für die Beschreibung von Kirchenausstattungen und heute verlorenen Gemälden, zum Beispiel des „1605 in Lemberg gestorbenen Malers Pawel Bohusz“, oder für die Ersterwähnung des russischen Musikinstruments „Domra“ (S. 1609) durch einen Ausländer gilt. Für Polen liegen überdies keine weiteren zeitgenössischen Aufzeichnungen über den Klosteralltag am Ende des 16. Jahrhunderts vor, was Grunewegs Dokumentation von Streitigkeiten unter den Dominikanern besonders wertvoll macht, denn die Epoche „der nachtridentinischen Reformen und des Umschwungs“ (S. 1508) war hochbrisant.

Darüber hinaus geben die wesentlich in Band I versammelten Episoden aus der Kindheit in Danzig Auskunft über den Alltag einer hanseatischen Kaufmannsfamilie, die auch deswegen von besonderem Interesse sind, weil Gruneweg sie als Rechtfertigung seines Übertritts zum Katholizismus konzipiert hat. Predigthafte Ermahnungen zu einem gottgefälligen Leben finden sich freilich über das ganze Manuskript hinweg; sie liefern seltene Einblicke in individuelle Motive im Spannungsfeld von Reformation und Gegenreformation. Bereits im Eingang werden Grunewegs Schwager Friedrich Kobis und dessen Sohn Friedrich direkt angesprochen und Gruneweg äußert die Hoffnung, dem „frischen Studenten“ möge gelingen fortzusetzen, was des Verfassers ausgesprochenes Anliegen war: „vergangene geschichte in lebendiger gedechtnusse zu behalten und kunfftigen zeitten lieuern“ (S. 4). Authentisch sind Grunewegs Schilderungen der kriegerischen Auseinandersetzungen Danzigs mit Stefan Bathory, des Hoflebens in Warschau, der Machtkämpfe am Moskauer Hof oder der öffentlichen Zeremonien während der Königskrönung Sigismunds III. in Krakau. Sie geben eigenes Erleben wieder und waren nicht auf größere politische Zusammenhänge oder die repräsentative Mitteilung von Großereignissen der Zeit gerichtet. Solche, aus der Sicht eines Schülers oder Handelsgesellen bzw. eines nicht studierten Dominikaners vorgenommenen Beschreibungen sind für Osteuropa selten. Die Wiedergabe von Intrigen und Auseinandersetzungen im Kloster zu Lemberg und im Anschluss an diverse Konzilien der Dominikaner können ihrer subjektiven Färbung wegen als unmittelbar gelten, denn sie zeigen die jeweiligen Befindlichkeiten des Schreibers und spiegeln so die Aufnahme verordneter Reformen durch einfache Klosterbrüder wider. Gruneweg hat darüber hinaus aufgeschrieben, was er auf den Straßen und Plätzen sah bzw. als Gehilfe eines Hofflieferanten oder später eines an-

gesehenen Fernhandelskaufmanns und endlich als Ordensbruder erlebte oder hörte. Damit hat Almut Bues einen schon ob dieser seltenen Perspektive wichtigen und inhaltsreichen Text der weiteren Forschung zugänglich gemacht.

Die im Frühjahr 2008 nach mehr als zehnjähriger Arbeit abgeschlossene, vom Deutschen Historischen Institut in Warschau geförderte historisch-kritische Edition ist das Ergebnis internationaler Zusammenarbeit. Mitgewirkt haben Regionalspezialist*innen aus Polen, Russland, Deutschland und der Ukraine, wobei der Herausgeberin neben der Koordinierung der Arbeiten und der redaktionellen Vereinheitlichung des Textes die Erstellung des überaus umfangreichen Apparates oblag (Band IV). Dabei folgen die Beschreibung des Manuskripts, die Erläuterungen zu den mitgedruckten (von Gruneweg erstellten) Zeichnungen, die Ausführungen zu den Materialien sowie zur Schrift- und Sprachform den „Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte“ der „Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen, Arbeitskreis Editionsprobleme der frühen Neuzeit“ (S. 1626). Die Teile „Gliederung der Handschrift“ (S. 1628-1632), „Manuskripteinteilung nach Jahren (ab 1562)“ (S. 1633 f.), der Stammbaum Grunewegs (S. 1635), sein Lebenslauf mit den entsprechenden Textverweisen (S. 1636-1638) sowie das detaillierte Itinerar (S. 1639-1666), das Verzeichnis der von Gruneweg benutzten Literatur (S. 1667-1670), der zitierten Bibelstellen (S. 1671-1684), der benannten Dominikaner (S. 1685-1706) und das äußerst umfangreiche und gut recherchierte Orts-, (S. 1769-1792) bzw. Namens- (S. 1793-1869) und Sachregister (S. 1871-1888) ermöglichen eine problemlose Orientierung in dem umfangreichen Textkorpus und das mühelose Auffinden relevanter Stellen. Außerdem sind Orte, Ereignisse oder Quellen in den Fußnoten unter dem Text in den einzelnen Bänden der Manuskriptedition nachgewiesen und kurz kommentiert. Hier finden sich Hinweise zu Wortbedeutungen und Übersetzungen. Der Anhang in Band IV versammelt auch Karten (S. 1719-1730) und Illustrationen (S. 1731-1750), die wichtige Eindrücke von der Text- und Schriftgestalt, dem Einband, den Wasserzeichen und den Zeichnungen wiedergeben. Hinzu kommen Fotodokumente von Archivalien, die Lebensereignisse bzw. Stationen aus dem Leben des Verfassers (S. 1751-1757) nachweisen. Hilfreich ist das – allerdings nur bis 2007 reichende – Verzeichnis der Literatur zu Gruneweg (S. 1759-1762).

Nicht ganz gelungen erscheint hingegen die Einleitung, die knapper hätte ausfallen können. Zweifelsfrei wichtig sind Ausführungen zur historischen Einordnung einzelner Passagen. Der generelle Abriss „Kirche und Klosterleben“ (S. 1581-1608) in Polen erscheint jedoch unnötig, zumal sich hier unter anderem mit Blick auf den „Consensus von Sandomir“ (S. 1585) Fehler finden, auf die Michael G. Müller hingewiesen hat.² Erläuterungen darüber, welche Schilderungen Grunewegs ins „Reich der Phantasie“ (S. 1495) gehören, sind notwendig. Mit Bemerkungen, sie würden den „Charme der Regenbogenpresse“ (S. 1493) ausstrahlen, wird deren Quellenwert jedoch unzulässig relativiert, zumal dem Autor einige Seiten später mit Blick auf den „Wahrheitsgehalt der Aussagen“ eine „erstaunliche Genauigkeit“ (S. 1498) hinsichtlich der Fakten bescheinigt wird. Berechtigt sind Hinweise auf Forschungsdesiderata, etwa darauf, dass die Handschrift von Germanisten nicht für das

2 Vgl. Michael G. Müller: Almut Bues, Aufzeichnungen, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*. Neue Folge 58 (2010), H. 2, S. 296. Müller merkt auch an, dass Grunewegs „Zeugnis von den innerprotestantischen Bekenntniskonflikten in Danzig in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 16. Jahrhunderts nicht systematisch diskutiert“ (ebenda) wird.

„Frühneuhochdeutsche Wörterbuch“ (S. 1510) ausgewertet wurde. Weitgehend überflüssig erscheinen hingegen nacherzählende Passagen zu „Grunewegs Weg in den Orden“ (S. 1526), Ausführungen zum Zölibat und hier besonders zur aktuellen (!) Diskussion um die „Zulassung von Frauen zur Ordination“ (S. 1527) bzw. dem möglichen oder unmöglichen Charakter eines Ordensmannes als „third gender“ (S. 1529). Spekulationen über eine mögliche „Hemmungshomosexualität“ (S. 1529) als Ursache für Grunewegs verdrängte homoerotische Neigungen gehören nicht in eine Einleitung; hier hätte der Hinweis auf notwendige mentalitätsgeschichtliche bzw. psychologische Forschungen ausgereicht. Dasselbe trifft zu auf den Teil „Visionen“ (S. 1613-1622). Überflüssig sind auch die zwar informativen, allerdings bereits 1998 andernorts erschienenen Ausführungen der Herausgeberin zur „päpstlichen Politik gegenüber Polen-Litauen zur Zeit der ersten Interregna“³ und die Bemerkungen zur Kreuzsymbolik (S. 1622-1625). Insofern ist Michael G. Müller zuzustimmen, der kritisch angemerkt hat, dass es Almut Bues im Kommentar nicht gelungen ist, den „Kontakt mit der aktuellen Forschungsdiskussion“⁴ herzustellen.

Allerdings, das sei abschließend mit Nachdruck betont, schmälert das die insgesamt verdienstvolle und arbeitsintensive Leistung der Herausgeberin keineswegs, die einen originellen und wichtigen Quellentext kommenden Forschungen gut aufbereitet zur Verfügung gestellt hat. Dafür sei Almut Bues und ihren Mitarbeiter*innen an dieser Stelle ausdrücklich gedankt.

Frank Steffen, Leipzig

3 Vgl. Almut Bues: Die päpstliche Politik gegenüber Polen-Litauen zur Zeit der ersten Interregna, in: Alexander Koller: Kurie und Politik: Stand und Perspektiven der Nuntiaturrechtswissenschaft, Tübingen 1998, S. 116-136.

4 Müller, Rezension (wie Anm. 2), S. 296.

Melanie Arndt: Tschernobylkinder. Die transnationale Geschichte einer nuklearen Katastrophe, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Co. KG 2020, 499 S., ISBN: 978-3-525-35208-3.

Melanie Arndt kommt in der vorliegenden überarbeiteten Version ihrer 2018 an der Universität Regensburg eingereichten Habilitationsschrift zu dem Schluss, dass trotz der Katastrophenerfahrung „die Mehrheit der Befragten ‚Tschernobylkinder‘ die Nutzung der Atomenergie [befürwortet]“ (S. 403) und liefert damit eine Erklärung für die am 07.11.2020 auf den ersten Blick verblüffend widerstandslos über die Bühne gegangene Eröffnung des belarussischen KKW Ostrowez.

Mit dem insgesamt gelungenen Versuch einer am Beispiel der „Tschernobylkinder“-Verschickung exemplifizierten Verbindung der Konzepte „Transnationalitäts-“ und „Kulturtransferforschung“ verweist die Autorin, die als Kennerin des politischen, medialen wie humanitären Umgangs mit Folgen der Reaktorkatastrophe im ukrainischen Tschernobyl (1986) bestens ausgewiesen ist,¹ implizit also auf Grenzen des Transfers. Einerseits haben nämlich

1 Vgl. Melanie Arndt: Tschernobyl. Auswirkungen des Reaktorunfalls auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR, Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2012; und dies.

die „networks of concern“ Tschernobyl erst „als transnationale Katastrophe“ (S. 415) sichtbar gemacht. Arndt kann hierbei zeigen, wie die „Aushandlungsprozesse auf allen Ebenen [...] zwischen den Gastfamilien und den Kindern, den Gastfamilien und den Begleitpersonen, den Organisationen vor Ort und im Heimatland der Kinder, den Eltern der ‚Tschernobylkinder‘ und nicht zuletzt den staatlichen Institutionen“ zum Austausch von Ressourcen und „allen voran Wissen“ (S. 413) geführt haben. Andererseits wird aber auch deutlich, in welchem hohen Maße, trotz Katastrophen- und Auslandserfahrung, offensichtliche Widersprüche nebeneinander stehenbleiben konnten und von den Beteiligten – siehe oben – nicht zwangsläufig Schlussfolgerungen gezogen wurden, wie man sie in Deutschland vielleicht erwartet hätte.

Die verdienstvolle Untersuchung eines Länder und Kontinente übergreifenden Netzwerks von Privatpersonen, Politikern und nichtstaatlichen Organisationen jenseits der bisher vorherrschenden Beschränkung auf zivilgesellschaftliches Engagement, internationale Organisationen, Migration, Diaspora und interethnische Beziehungen oder Transkulturalität² nimmt in der Tat „transnationale“ Transferprozesse in den Blick. Eine Ausnahme bildet die Darstellung der internationalistischen Hilfe Kubas, dessen „Generalkonsul in Kiew als Erster auf den Hilferuf des ukrainischen Komsomol im Februar 1990 reagiert hatte“ (S. 206). Die Inselrepublik blieb das einzige Land, das „Tschernobylkinder“ im Rahmen eines staatlichen Programms medizinisch versorgt hat. Da ansonsten „in mehr als dreißig Staaten – von Australien bis Zypern“ (S. 419) nichtstaatliche Hilfsorganisationen tätig waren, konnte diese Vielzahl von Initiativen in einer einzelnen Studie verständlicherweise nicht aufgearbeitet werden.

Aufgrund des Umfangs der Hilfen und wegen der Bedeutung des Aufeinanderzugehens von Bevölkerungsgruppen, die sich bisher als verfeindet begriffen hatten, richtet Melanie Arndt den Fokus auf die „Belorussische Gemeinnützige Stiftung ‚Den Kindern von Tschernobyl‘“ und deren Zusammenarbeit mit US-amerikanischen NGOs der 1998 gegründeten Dachorganisation „Children of Chernobyl United States Alliance (CofCUSA)“. Materialreich und fakten gesättigt werden das Zustandekommen grenzüberschreitender zivilgesellschaftlicher Aktivitäten sowie die Bewältigung interkultureller Probleme (Kulturschock) beschrieben. Diese reichten von Missverständnissen, die beim Aufeinandertreffen von religiös motivierter Wohltätigkeit und sowjetischer säkularer Erziehung zwangsläufig entstanden, bis hin zum Konsumverhalten und einer sich ausbildenden Anspruchshaltung der Gäste.

Letzteres ist freilich nicht zu verwechseln mit der zunehmenden Emanzipation osteuropäischer Träger von „westlich“ gedachten Strategien der Konfliktbewältigung, wenn es

(Hrsg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven, Berlin 2016. Die Autorin war u.a. von 2008 bis 2012 als Leiterin des internationalen Forschungsprojekts Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. Belarus, Ukraine, Russland (1986–2006) am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschungen tätig und verantwortete (zus. mit Klaus Gestwa, Universität Tübingen und Marc Elie, CNRS, Paris) von 2014 bis 2017 das Projekt Umweltzeitgeschichte der Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten, 1970–2000. Ökologische Globalisierung und regionale Dynamiken am Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS) in Regensburg.

2 Vgl. u.a. Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew: Transnationalität und Verflechtung im östlichen Europa. Forschungsgeschichte und Perspektiven, in: Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew (Hrsg.): Verflechtungen in Politik, Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa. Transnationalität als Forschungsproblem, Wiesbaden 2018.

beispielsweise um die Ablehnung einer Einbeziehung des belarussischen Staates ging. Dem gegenüber standen die moralischen Dilemmata der Helfenden, die darunter litten, dass „nur einem geringen Anteil der ‚Tschernobylkinder‘ geholfen werden konnte“ und es auch „zahllose hilfsbedürftige Kinder im eigenen Land gab“ (S. 328).

Aufgrund dieses Fundus an Einsichten und der Menge an Hinweisen auf Forschungsdesiderata – zu nennen wären hier insbesondere Fragen nach den „Führungsstile(n) in sozialen Bewegungen“ (S. 236), nach Auswirkungen der Reisen „auf die psychische Gesundheit der ‚Tschernobylkinder‘“ (S. 363) oder nach Impulsen für die „erhoffte Demokratisierung der Gesamtgesellschaft“ (S. 255) bzw. die nach der mobilisierenden, aber auch Enttäuschungen nach sich ziehenden „Romantik‘ des Engagements“ (S. 257) – werden deutsche Leser*innen die nur sporadische Berücksichtigung einschlägiger Initiativen aus Deutschland oder Italien bedauern. Diese kommen nur am Rande vor, im Zusammenhang mit politischen Skandalen wie dem Vorwurf der Veruntreuung von Spendengeldern in der „Frontal-Sendung des ZDF zum zehnten Jahrestag der Katastrophe am 30. April 1996“ (S. 256) bzw. anhand einzelner Momentaufnahmen wie dem 2010 in Italien verfilmten „Fall Vika Moroz“ (S. 380-384). Letzterer war allerdings wichtig, weil der Versuch der italienischen Gastfamilie, ihrem „Tschernobylkind“ die Rückkehr in ein belarussisches Kinderheim zu ersparen, zu diplomatischen Verwicklungen führte und endlich, nach einem ähnlich gelagerten Fall in den USA 2009, die Einstellung der Programme mit Belarus nach sich zog. Das Beispiel zeigt auf ernüchternde Weise, inwieweit das theoretische Konzept Transnationalität, das eigentlich auf Überwindung eines Denkens im Rahmen bloß nationaler Container zielt, praktisch doch an Staatlichkeit und nationale Politiken gebunden bleibt.³

Davon abgesehen sieht man, wie aufschlussreich ein Vergleich des US-amerikanischen mit dem Engagement in anderen Ländern gewesen wäre, da so die Vielgestaltigkeit von Motivationen und Handlungsweisen vor der Folie kultureller Prägungen der jeweiligen Länder noch besser hätte gezeigt und unterschiedliche wie ähnliche Verhaltensmuster einsichtig hätten aufgewiesen werden können. Dafür wären Kürzungen im vierten Kapitel vertretbar gewesen, das sich m.E. etwas zu ausführlich mit Aktivitäten einzelner Persönlichkeiten und zumeist karitativer Hilfsorganisationen beschäftigt. Mit Blick auf Transnationalität betrifft das auch das dritte Kapitel („Die sowjetischen ‚Tschernobylkinder‘“), wobei beide Abschnitte deshalb nicht unwichtig sind. Illustriert wird der viel zu wenig öffentlich verankerte Befund, nach dem es falsch sei, dem sowjetischen Staat pauschal vorzuwerfen, „er habe keinerlei Schutzmaßnahmen für seine Kinder und den Rest der Bevölkerung vorgenommen“ (S. 416). Interessant sind natürlich auch die späteren Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung mit postsowjetischer Staatlichkeit.

Melanie Arndt gelingt es auf diese Weise überzeugend, das Ziel ihrer Studie einzulösen, „die sozialen und politischen Folgen des Zusammentreffens einer nuklearen Katastrophe mit dem Untergang einer Weltordnung – dem Kalten Krieg – mittels einer ‚Mikrogeschichte

3 Andreas Langenohl spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit „diejenigen Arbeiten zu Transnationalisierung in Erinnerung zu halten, die den Staat und die Nation als nach wie vor höchst relevanten Akteur (Staat) und als ausgesprochen gebieterische Imagination (Nation) begreifen“, denn anzuerkennen seien „die Schließungsmacht staatlicher Institutionen und die Inklusions- und Exklusionsmacht der nationalen Idee“. Andreas Langenohl: Transnationalisierung aus Sicht der Soziologie und Anthropologie, in: Hackmann, Loew, Transnationalität (wie Anm. 2), S. 76.

des Globalen‘ am Phänomen der ‚Tschernobylkinder‘ zu untersuchen“ (S. 20). Hier kann sie für die westliche Seite den Beitrag des Programms für das Aufbrechen des überkommenen Blockdenkens und zur Etablierung eines neuen Bewusstseins „für die Vielfältigkeit des postsowjetischen Raumes“ (S. 332) zeigen. Für die östliche Seite wird sichtbar, welche Rolle die Auseinandersetzungen um die „Tschernobylkinder“-Verschickung für die Delegitimierung und letztendlich den Untergang der Sowjetunion gespielt haben, da erst durch die Beschäftigung mit dem Schicksal der Kinder „aus der kontrollierbaren Havarie in der Wahrnehmung der Bevölkerung eine Katastrophe großen Maßstabs werden konnte“ (S. 168).

Die beachtlichen Wirkungen, die der Aufbau des Hilfsnetzwerks und die Kinderreisen hatten, sind jedoch nicht der einzige Schwerpunkt der Untersuchungen. Mindestens ebenso wichtig ist die Herausarbeitung der kaum aufzulösenden Konflikte, die sich trotz aller Solidarität und Hilfsbereitschaft mit der Zeit aus der Ungleichheit der Ressourcen, aus dem daraus resultierenden paternalistischen Dominanzverhältnis der Helfenden zu den Bedürftigen und endlich aus dem Aufeinanderprallen eines eher individualistisch bzw. christlich motivierten Engagements mit Vorstellungen einer auf das Kollektiv gerichteten staatlichen Fürsorge ergaben. Dafür, dass solche Bruchlinien die Programme letztlich nicht in Frage stellten, sondern ihr Hintenanstellen Schritt für Schritt zu einer Professionalisierung führte, macht Melanie Arndt die besondere Aura des zu schützenden Kindes verantwortlich. Aus dieser Perspektive verwundert die gendermäßige „Selbstbefähigung (*empowerment*)“ durch die „Vernetzung zwischen aktiven Frauen“ (S. 324) kaum, bleibt dessen ungeachtet jedoch ein zu Recht herausgehobenes Resultat der einzigartigen Hilfsaktion. Eher von selbst versteht sich demgegenüber die Rolle interkultureller Erfahrungen von Millionen von Kindern, jungen Erwachsenen und ihren Begleiter*innen für deren Horizonterweiterung, auch wenn – siehe oben – „die Mehrheit der Bevölkerung [von Belarus, F. S.] und die politischen Funktionsträger*innen [...] sich nicht so einfach umerziehen [ließen]“ (S. 255). Die massiven, vor allem von der städtischen Jugend getragenen Proteste des Jahres 2020 gegen die Wahlfälschungen Lukaschenkos könnten diese Einschätzung allerdings relativieren. Insofern liefert die Arbeit mit Blick auf die Nachhaltigkeit transnationalen Kulturtransfers interessante aktuelle Anknüpfungsmöglichkeiten für eine weitere Beschäftigung mit dem Thema.

Abschließend seien die gute Lesbarkeit und das Bemühen um sachliche und ausgewogene Bewertung der geschilderten Vorgänge hervorgehoben.⁴ Man merkt dem Text die Betroffenheit der Autorin an, die in den 1990er Jahren als Freiwillige der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste in der Stiftung Den Kindern von Tschernobyl und später in einem Kinderheim für „Tschernobylkinder“ in Minsk gearbeitet hat. Aus diesen persönlichen Verbindungen ergaben sich Möglichkeiten für Interviews, auf denen – unter Einbeziehung einer Fülle von Archivmaterial – die Studie basiert. Der Problematik, als Historikerin immer zugleich Teil der Geschehnisse zu sein, die sie aufarbeitet, ist sich Melanie Arndt bewusst. Einschränkend hebt sie hervor, „nur bedingt Einfluss auf die Auswahl ihrer Interviewpartner*innen“ gehabt zu haben, da die vermittelnden Organisationen wohl „eine Vorauswahl trafen“

4 Das gilt ungeachtet einiger im hier referierten Zusammenhang weniger relevanter Schwachpunkte, auf die Anna Veronika Wendland hingewiesen hat: In der Tat sind einige dosimetrische Angaben widersprüchlich und methodisch „kontrollierte, referierte internationale Langzeitstudien stehen unkommentiert als gleichwertige Position neben alarmistischen NGO-Quellen und nicht referierten Quellen“ (<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-29537> vom 5.1.2021).

(S. 425), was für einen methodologisch bewussten und letztlich souveränen Umgang mit der Problematik eines zumindest in Teilen an der *oral history* orientierten Vorgehens spricht.

Im Ganzen sind die Wertungen und Ergebnisse der Arbeit daher gut nachvollziehbar und die zitierten Aussagen ehemaliger Verantwortlicher wie Betroffener illustrieren die widersprüchliche Dynamik der analysierten Prozesse: „Indem die Helfenden als authentische Expert*innen auftraten – Flyer entwarfen, Vorträge hielten und Interviews gaben – produzierten, ordneten und transferierten sie Wissen und Unwissen. Eine tiefgründige Gesamtschau der ökologischen, politischen und sozialen Lage in den Herkunftsländern der ‚Tschernobylkinder‘ ergab sich dabei in der Regel nicht.“ (S. 424) Diese Schlussfolgerung verweist über den thematischen Rahmen hinaus auf die Notwendigkeit differenzierter und eng am Gegenstand orientierter Analysen des netzwerkbasierten Kulturtransfers in transnationaler Perspektive, womit die Studie auf wichtige Aspekte zur Entwicklung des Konzepts hinweist. In diesem Sinne sei das Buch einer breiten Leserschaft wie auch Fachwissenschaftler*innen empfohlen.

Frank Steffen, Leipzig

Julia Austermann: Visualisierungen des Politischen. Homophobie und queere Protestkultur in Polen ab 1980, Bielefeld: transcript Verlag 2021, 370 S., ISBN: 978-3-8376-5403-5.

Homofeindlichkeit hat in der Republik Polen derzeit Konjunktur. Ein vorläufiger Höhepunkt der homofeindlichen Hetze wurde 2019 mit der Errichtung der sogenannten LGBT-freien Zonen (poln.: *strefy wolne od ideologii*, LGBT) erreicht. Eine Gemeinde, ein Landkreis (*powiat*) oder eine Woiwodschaft (*województwo*) kann sich als frei von LGBT-Ideologie erklären. Diese symbolpolitische Maßnahme zielt darauf ab, klar zu signalisieren: Menschen, die innerhalb dieser Zonen leben und nicht der heterosexuellen Norm entsprechen, sind nicht erwünscht. Sie werden stigmatisiert und ausgegrenzt. Im Sommer 2020 gab es etwa 50 Städte, Gemeinden, Landkreise und Provinzen, die diese Zonen errichtet hatten.¹ Seit dem Regierungsantritt der Partei Recht und Gerechtigkeit (*Prawo i Sprawiedliwość*) 2015 verdichtet sich die Feindlichkeit gegenüber nicht-heterosexuellen Menschen auch von staatlicher Seite.

Zu diesen brisanten gegenwärtigen Entwicklungen hat die Medienhistorikerin und Kulturwissenschaftlerin Julia Austermann 2019 eine Dissertation vorgelegt. In ihrer Arbeit erforscht sie polnische Text- und Bildkonvolute aus den Jahren von 1980 bis 2015, die Auskunft geben über Homophobie sowie deren Sichtbarmachung und Bekämpfung. Der Umgang mit einer Minderheit beleuchtet die Verfasstheit der Mehrheitsgesellschaft. Welche Normen und Werte bestimmten das Zusammenleben in verschiedenen polnischen politischen Systemen? Wer gehörte dazu, wer nicht? Wer wurde sichtbar gemacht, wer musste unsichtbar bleiben? Und was hat dies mit der Gegenwart zu tun?

Julia Austermann forscht am Zentrum für Gender Studies der Universität Siegen zu visueller Kultur, Mediengeschichte, Queerer Geschichte und versteht ihre Arbeit explizit als Teil einer Geschichte der Homosexualität in Polen.

¹ „Atlas Nienawiści – Atlas of Hate“, <https://atlasnienawisci.pl/> [letzter Zugriff: 2.3.2022].

Bilder prägen ganz massiv unsere Vorstellung davon, was möglich und normal ist. Julia Austermann untersucht in ihrer Arbeit die verschiedenen Bildwelten von homophobem und queerem Protest und deren Strategien. Folgende Fragen sind dabei zentral: Wie und durch welche Medienpraktiken wurde die Homosexuellenbewegung in Polen sichtbar und welche Visualisierungsstrategien sind bei organisierten homophoben Aktionen verwendet worden? Mit welchen Bild- und Emotionalisierungsstrategien haben die homophoben Gruppierungen einerseits und die queeren Protestbewegungen andererseits in der Öffentlichkeit agiert beziehungsweise aufeinander reagiert (S. 21)?

Austermann arbeitet heraus, dass sich die Bezeichnungen, die visuellen Strategien und die damit verknüpften emotionalen Effekte von queeren und homofeindlichen Bewegungen in den drei von ihr untersuchten Zeiträumen wandeln. Zwischen 1980 und 1991 bezeichneten sich homosexuelle Männer vor allem als *inaczej* (anders). Von gesellschaftlicher und staatlicher Seite wurden Homosexuelle im Zusammenhang mit dem Aufkommen von HIV/Aids als krank, kriminell, promiskuitiv und pädophil und als „Kollaborateure mit dem kapitalistischen Westen“ markiert. Hiergegen wurden in künstlerischen Arbeiten vor allem homosexuelle ästhetische Gegenstrategien entworfen, um der erdrückenden Homofeindlichkeit eine eigene Utopie entgegenzusetzen.

Nach 1989 institutionalisierte sich die Homosexuellenbewegung und wurde (trans-)national sichtbar. HIV/Aids spielte weiterhin eine große Rolle. Personen outeten sich allerdings in den meisten Fällen nicht öffentlich. Teilnehmer:innen von queeren Protesten in Polen thematisierten vor allem die Unsichtbarkeit von Homosexualität. Die Proteste nahmen im Laufe der 1990er Jahre beständig zu und verstärkten sich Anfang der 2000er Jahre mit dem Beitritt Polens zur Europäischen Union. Künstlerisch wurde vor allem die Trauer und Ohnmacht im Kontext von HIV/Aids verarbeitet und die Notwendigkeit, ohne öffentliches *Outing* ständig eine Art Maske tragen zu müssen. Staatlich wurde Homosexualität und HIV/Aids als Gefahr aus dem „promiskuitiven Westen“ interpretiert, welche die polnische Nation und die heteronormative Kleinfamilie bedrohe. Eine Zäsur lässt sich erkennen mit der Kampagne *Niech nas zobaczq* (Lass sie uns sehen) der *Kampania przeciw homofobii* (Kampagne gegen Homophobie, KPH) im Jahre 2003 und dem Verbot der *Parada Równości* (Parade der Gleichheit) in den Jahren 2004 und 2005 durch den damaligen Warschauer Bürgermeister (und heutigem polnischen Staatspräsidenten) Lech Kaczyński. Statt sich als anders und defizitär zu begreifen, zielte der queere Protest nun darauf ab, einen legitimen Gegenentwurf zur polnischen heterosexuellen Kleinfamilie zu entwerfen und Formen von nicht-heterosexuellen Lebensformen als „normal“ und „polnisch“ darzustellen. Diese Legitimierungsstrategie rief neue homofeindliche Attacken hervor. Vor allem rechtsextreme Bewegungen und ihre Ausgrenzungsrhetorik gegenüber Homosexuellen spielen seit Beginn der 2000er Jahre im Zusammenhang mit dem EU-Beitritt Polens eine Rolle. Dies war insbesondere während der ersten Regierungsbeteiligung der Partei *Prawo i Sprawiedliwość* (Recht und Gerechtigkeit, PiS) (2005–2007) der Fall, war aber auch während der Periode der *Platforma Obywatelska* (Bürgerplattform, PO) unter Donald Tusk (2007–2011, 2011–2015) zu beobachten. Homosexualität wurde von Rechtsextremen und katholischen Fundamentalist:innen insbesondere als Angriff auf das katholische Polen und die Integrität der polnischen heterosexuellen Kleinfamilie interpretiert.

Austermann hat für ihre Dissertation in einigen Archiven – beispielsweise dem Archiv der Organisation *Kampania przeciw homofobii* in Warschau – geforscht sowie Interviews

mit Aktivist:innen geführt und dabei wertvolles Material zur queeren Geschichte Polens zusammengetragen und bearbeitet. Ihre Studie ist auch deswegen relevant, weil sie ein Stück queerer polnischer Geschichte sichtbar macht.

Austermann geht transdisziplinär vor: Sie untersucht die homophoben und queeren Proteste und deren spezifischen emotionalen Effekte. Dem Diskursbegriff nach Foucault folgend, erzeugen Bilder eine Wirklichkeit. Wer oder was gezeigt wird, ist politische Aushandlung und höchst relevant für die materiellen Lebenschancen von Personen oder Gruppen, die nicht gezeigt werden. Sie unterfüttert ihre Analyse mit Theorien zur Heteronormativitätskritik von Judith Butler („Gender Trouble“), Eve Sedgwick Kosofsky („The Epistemology of the Closet“) und Michel Foucault („Sexualität und Wahrheit“). Den emotionalen Effekten geht Austermann mit der Methode der *photo elicitation* nach. Diese Methode entstammt der visuellen Soziologie. Demnach zeigt der:die Interviewer:in ein vorher ausgewähltes Bild, um dann die Reaktionen der:des Interviewten beobachten und interpretieren zu können. Die Auswahl dieses Forschungsdesigns für die anvisierten Fragen ist gut gelungen. Politischer Protest zielt notwendigerweise auf Emotionen ab; oftmals ist es aber gar nicht so leicht, diese nachträglich für eine historische Epoche wissenschaftlich zu ergründen.

Austermann verwendet in der Periodisierung ihrer Analyse der „visuellen Homofeindlichkeit“ die zeitliche Einteilung des polnischen Historikers Błażej Warkockis. Diese umfassen erstens „Die frühe Emanzipationsphase“, „Die Anderen“ (1981–1990), zweitens „Die schwul-lesbische Emanzipation“ (1990–2003) und drittens die „Sichtbarkeit im öffentlichen Diskurs, die Politisierung der Homophobie“ (2004–2015). Forschungen zu homophoben und queeren Protesten (vor allem rund um die *Parada Równości*, die seit 2004 stattfindet) in Polen gibt es allerdings keine, die die Wirkmächtigkeit der Bilder solcher Proteste thematisieren. Damit schließt Austermann eine bedeutende Forschungslücke.

Besonders auffällig ist erstens die kritische Einordnung des Begriffes „queer“, welchen Austermann als Analysebegriff verwendet. Queer benutzt sie als Raster, das zunächst Personen und Bewegungen erfassen soll, die außerhalb der heteronormativen und cisgeschlechtlichen Norm liegen. Der Begriff queer wird aber begriffsgeschichtlich aufgearbeitet und in den sozialhistorischen Kontext eingebettet. Queer bedeutete und bedeutet in Polen etwas Anderes als in Westeuropa.

Zweitens präzisiert und kontextualisiert Austermann, wer genau unter dem Begriff „Homophobie“ angegriffen wird. Darunter wird nicht ausschließlich die Angst, der Ekel und die Feindlichkeit gegenüber nicht ausschließlich heterosexuellen Männern bezeichnet, sondern ein wahrgenommener Angriff auf Männlichkeit. Damit ist auch zu erklären, warum nicht nur schwule/bisexuelle Männer von Katholik:innen und extremen Rechten angegriffen werden, sondern auch Frauen, die ihre Rechte einfordern sowie Transmenschen (die die cisgeschlechtliche binäre Geschlechternorm in Frage stellen).²

2 „Homophobe Bildpraktiken in Polen fokussieren im Besonderen auf homosexuelle Männer, die daher im Zentrum dieser Arbeit stehen. Ich verwende den Homophobiebegriff als eine analytische Kategorie, um diskriminierende Sprache und die damit verbundenen Visualisierungen gegen homosexuelle Männer zu beschreiben. Die Homophobie in Polen ist nicht als Angst vor Homosexualität zu begreifen, sondern in Rekurs auf eine feministisch ausgerichtete Gender- und Queerforschung als konstitutives Element der systemischen Unterdrückung alternativer Männlichkeiten und auch der Frauen“, aus Julia Austermann: Visualisierungen des Politischen. Homophobie und queere Protestkultur in Polen ab 1980, Bielefeld 2021, S. 17.

Durch die Arbeiten der Gender-/Queer Studies und der Geschlechtergeschichte wissen wir, dass spezifische Formen des Begehrens und ihre Normalisierung – und auf der anderen Seite die Pathologisierung von anderem Begehren – eine spezifische Geschichte haben. Austermann zeichnet die Benachteiligung von allen Formen von *queerness* und die Bevorzugung einer ganz bestimmten Form von heterosexuellen Begehren auf der visuellen Ebene nach. Bilder sind derart wirkmächtig, dass sie eine Normalisierungsfunktion haben: Was (nicht) gezeigt wird, prägt die Vorstellungswelt und damit die Chance der Realisierung in der Gegenwart. Austermanns Untersuchung liefert eine Darstellung der Entwicklung von Homofeindlichkeit, die die aktuellen homofeindlichen Strategien der regierenden PiS („Prawo i Sprawiedliwość“) historisch kontextualisiert. Sie kommt zu dem Schluss, dass „die politische Homophobie von Nationalist*innen, Rechtsextremist*innen und katholischen Fundamentalist*innen in Polen und der Welt dazu [dienen], traditionelle Geschlechter- und Sexualitätsnormen und die Vorherrschaft der hegemonialen (weißen) Männlichkeit zu rechtefertigen“ (S. 289).

Wichtig und anregend an Austermanns Werk ist, dass sie auch die queeren Antworten und Interventionen untersucht, die auf die homofeindlichen Attacken folgten. Queere Personen, die in der Öffentlichkeit diskriminiert werden, werden oft vorschnell als passive Rezipient:innen ihres Schicksals dargestellt. Dass sich queere Personen zur Wehr gesetzt, ihre eigenen Ästhetiken und Strategien entworfen haben, um mit dem lebensfeindlichen Umfeld, dem sie sich ausgesetzt sahen, umzugehen, wird in Austermanns Untersuchung konzipiert deutlich. Exemplarisch möchte ich hier auf Ryszard Kisiels „Posen des homosexuellen Protests“ zum Ende des realsozialistischen Polens (S. 116-128) eingehen. Kisiel, ein Aktivist für die Rechte von Homosexuellen, kreierte und veröffentlichte Mitte der 1980er Jahre das erste Homosexuellenmagazin in Polen, das „Filo“. Austermann untersucht und kontextualisiert Kisiels aktivistische Arbeit und bringt auch ein Archiv von Fotoaufnahmen zur Analyse. Auf einigen dieser Aufnahmen posierte Kisiel selbst in sogenannter Frauenkleidung und schuf so einen Gegenentwurf zum realsozialistischen Ideal der starken, stählernen, heteronormativen Soldaten-Männlichkeit. Die Diskriminierung und Unsichtbarmachung von queerem Begehren im realsozialistischen Polen führte dazu, dass schwule Männer ihre Sexualität ausschließlich in Privaträumen ausleben konnten. Kisiels Fotografien stellen ein Zeugnis einer queeren Gegenästhetik dar, die sich gegen die rigiden Vorstellungen von Geschlechtsperformance und Sexualität auflehnte und andere Formen von Männlichkeiten sichtbar machte.

Austermann thematisiert am Schluss ihrer Arbeit selbst, dass der Fokus ihrer Studie vor allem auf männlicher Homosexualität liegt. Das hat seinen Grund vor allem darin, dass die verschiedenen homofeindlichen Strategien seit den 1980er Jahren auf der Erhaltung einer heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Männlichkeit lagen.³ Dementsprechend findet sich in ihren Ausführungen wenig über Lesben und bisexuelle Frauen oder über Strategien von

3 Hier wird das Paar cisgeschlechtlich – transgeschlechtlich folgendermaßen verwandt: Cis bedeutet, dass einer Person bei ihrer Geburt ein gewisses Geschlecht zugewiesen wurde und diese Person diese Geschlechtsidentität sowohl für sich selbst annimmt als auch sie nach außen performt. Trans bedeutet demnach, dass eine Person ein gewisses Geschlecht bei der Geburt zugewiesen bekam, dieses Geschlecht aber als inkongruent mit der eigenen Geschlechtsidentität wahrnimmt und im Laufe des Lebens in ein anderes Geschlecht transitioniert (übergeht).

und gegen transgeschlechtliche Personen. Interessant wäre allerdings, die transgeschlechtliche Perspektive stärker in den Blick zu nehmen. Zu fragen, inwiefern Diskurse über Geschlecht, Körper und Sexualität ineinander verwoben werden und zur Propagierung einer explizit cisgeschlechtlichen, heterosexuellen Norm führen, könnte den Blick auf die Normalisierungsprozesse noch einmal schärfen. Außerdem behandelt Austermann nicht die homofeindlichen Strategien und queeren Gegenstrategien in den sozialen Medien. Diese sind spätestens seit 2011 aus der politischen Kommunikation nicht mehr wegzudenken. Austermann führt in ihrer Einleitung auch prominent ein Beispiel auf Twitter an. Dort postete der PiS-Politiker und Senatsmarschall Stanisław Karczewski während des Wahlkampfs 2019 einen Tweet mit einem homofeindlichen Piktogramm (S. 10 f.). Sie thematisiert allerdings nicht die Spezifität von Diskursen in sozialen Medien und v.a. auf Twitter. Dies schmälert die Leistung ihrer Arbeit jedoch in keiner Weise – zukünftige Arbeiten könnten sich mit online veröffentlichten homofeindlichen Strategien beschäftigen und dabei auf die wertvollen Ergebnisse von Austermanns Arbeit zurückgreifen.

Anton Schulte, Halle/Saale

Marianne Zückler: Osteuropa Express. Erzählungen über Freiheit, Liebe, Sexualität und Ausgrenzung, Berlin u.a.: Europa Verlag 2017, 240 S., ISBN: 978-3-95890-079-0.

Der von Marianne Zückler verfasste und von der Robert Bosch Stiftung „Grenzgänger“ sowie der Akademie Schloss Solitude geförderte dokumentarische Erzählband „Osteuropa Express“ enthält Essays über „Freiheit, Liebe, Sexualität und Ausgrenzung“ von Protagonist*innen der LGBT-Community, die in den Augen der Mehrheit der Bevölkerung ein nonkonformes Leben führen; ein Leben zwischen Hoffen, Bangen und Hoffungslosigkeit, zwischen *Coming-out*, *Outing* und Verstecken, zwischen Anpassung und Aufbegehren, zwischen Glück und Leid. Das Thema ist insbesondere für das östliche Europa aktuell, zumal ebendort Menschen mit nichtbinären sexuellen Orientierungen noch immer auf große und vielfache Probleme stoßen.

Ob jedoch die Art der Darstellung bzw. Abhandlung des Themas – abgesehen von oder gerade wegen der gesellschaftspolitischen Brisanz und der Einbettung in die ostmitteleuropäische Zeit- und Gegenwartsgeschichte, vor allem im Genre Gendergeschichte – große Relevanz für eine Besprechung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift besitzt, ist allerdings fraglich und daher nicht eindeutig zu beantworten. Es liegt nicht am Thema und auch nicht an den Fragestellungen, die sich erst nach eingehender und interpretativer Lektüre der Kapitelüberschriften und des Buchrückens allmählich erschließen. Es liegt vielmehr an der Machart des Erzählbandes, dem jede erwartbare formale Struktur von der Einleitung über die Fragestellung bis zur *Conclusio* fehlt, die es der Leserschaft auch ver-raten würde, wie diese „Recherchen und Gespräche mit LGBTs“ zwischen „2014 und 2015 in Deutschland, Lettland, Litauen, Ungarn und Polen“ (S. 239) (durch-)geführt wurden (*Oral History*-Interviews?), ob ein Fragenkatalog die Interviews leitete oder, ob es einen anderen Leitfaden gab. Die Fragenkategorien bzw. Betreffe können aus den 20 durchwegs innovativen Kapitelüberschriften erschlossen werden; sie folgen zwischen den Seiten 9 und 238 dem biologischen Lebenszyklus (Von „In die Welt gestellt“ bis „Bleiben oder gehen?“).

Ohne einschlägige Kenntnis der Geschichte des östlichen Europas seit den 1980-er Jahren bleiben die Erzählungen unverständlich und kaum reflektierbar. Klar deklariert ist nur das Sample, nämlich die Zahl acht der Protagonist*innen, die laut Autorin „frei erfunden“ (S. 239) wurden. Heißt das im Umkehrschluss, dass die auf der Innenseite des Bucheinbandes angeführten Personen (Student, Garderobiere, Steuerberaterin, Businessfrau, Koch, Projektmanagerin, Landschaftsarchitekt, Musikerin) gar nicht existier(t)en? Dabei hätte dieses Thema Potential offenzulegen, wo es im östlichen Europa die größten Probleme für Menschen mit nichtbinärer sexueller Orientierung gab und gibt, warum nicht nur die Kirche, sondern auch die (ehemals kommunistische und gegenwärtige) Partei(en)landschaft in Teilen der Gesellschaft ihre patriarchal-homophoben Gefühle und Auswüchse über alle Konfessionen und Ideologien hinweg konserviert haben und dem Missbrauch nichts entgegenzusetzen wussten und wissen. Das würde allerdings voraussetzen, dass die dokumentierten Aussagen der Gesprächspartner*innen wissenschaftlich analysiert und kommentiert worden wären. Nach Lektüre des Buches bleiben wegen der fehlenden Struktur fragmentierte Erinnerungen an Algis, André/Andrea, Anna, Asenka, Breda, Eszter, Kazimierz und Krisztina, sowie ein Gefühl der Ohnmacht angesichts ihrer Schicksale. Vielleicht war es auch die Absicht der freien „Autorin und Dozentin für dokumentarisch-biographische Theaterarbeit“ (siehe Innenseite des Buchrückens), weniger dem Wissenschaftskanon zu folgen und viel mehr mittels schriftstellerischer Freiheit Betroffenheit und Nachdenklichkeit bei der Leserschaft zu evozieren? Die Rezensentin sieht jedenfalls eine vertane Chance, mittels wissenschaftlicher Aufbereitung das menschenunwürdige Verhalten von Kirche, Politik und Gesellschaft gegenüber LGTBs in Osteuropa sichtbar zu machen, eine vertane Chance, hinzuweisen und wachzurütteln. Trotz aller Monita ist das Buch wegen der gesellschaftspolitischen Relevanz aber empfehlenswert für jene, die sich mit der Gesellschafts-/Gendergeschichte und deren Einbettung in den politischen Kontext des spätkommunistischen und postkommunistischen, also in Transition befindlichen Osteuropa beschäftigen und die die dokumentierten Erzählungen der acht Protagonist*innen – seien sie nun fingiert oder nicht – über „Freiheit, Liebe, Sexualität und Ausgrenzung“ als sekundäre Quelle heranziehen und analysieren möchten.

Marija Wakounig, Wien

Arkadiusz Stempin: Das vergessene Generalgouvernement. Die Deutsche Besatzungspolitik in Kongresspolen 1914–1918, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2020, 553 S., ISBN: 978-3-506-78552-7.

Nehmen sich Historiker eines Themas an, das nur selten oder lange nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung war, verwenden sie oder ihre Verlage im Buchtitel gern das Adjektiv „vergessen“. Dies ist auch beim hier angezeigten Buch der Fall, gewidmet der deutschen Besatzungspolitik im „vergessenen Generalgouvernement“ Warschau im Ersten Weltkrieg. Es ist indes der Verfasser Arkadiusz Stempin selbst, der in seinem einleitenden konzisen Forschungsüberblick zeigt, dass dieser zweideutige Titelbefund so nie zutreffend war: Weder handelte es sich um ein im Untersuchungszeitraum der Jahre 1914–1918 vergessenes Besatzungsgebiet, noch wurde es trotz einer sehr langen historiografischen Mängelliste von der Forschung gänzlich beiseitegeschoben. Lässt man aber die im Titel enthaltene Sug-

gestion, hier werde eine völlig unbekannte Problematik dem Orkus der Geschichte entrissen, beiseite, liest man die umfangreiche Studie mit einigem Gewinn.

Zunächst aber ist dem Verfasser, Inhaber des Konrad-Adenauer-Lehrstuhls an der nach Józef Tischner benannten Europäischen Hochschule Krakau, anzukreiden, dass er die Entstehungsgeschichte des Texts nicht offenlegt. Wie man aus verschiedenen Quellen entnehmen kann, handelt es sich um seine 2008 an der Universität Freiburg verteidigte Habilitationsschrift. 2013 erschien im Warschauer Neriton-Verlag sein Buch „Moralny podbój Polski przez Cesarstwo Niemieckie w latach I wojny światowej“ [Die moralische Eroberung Polens durch das Deutsche Kaiserreich im Ersten Weltkrieg], dem Augenschein nach die polnische Version der Habilitationsschrift.¹ Inwieweit es sich bei der hier besprochenen deutschsprachigen Ausgabe um eine überarbeitete Fassung der Qualifikationsarbeit oder gar um eine (Rück-)Übersetzung der erwähnten älteren polnischen Publikation handelt, erschließt sich dem Leser nicht. Dies wäre aber insofern wünschenswert, als neuere Forschungen, die nach 2008 und insbesondere im Umfeld der 100jährigen Jubiläen des Kriegsausbruchs- und Endes mit Bezug zum „vergessene Generalgouvernement“ erschienen, keine Berücksichtigung finden.² Dies ist zwar legitim, doch erscheint es bei einem älteren Text geboten, dem Leser gegenüber mit offenen Karten zu spielen.

Das Buch ist in neun Abschnitte gegliedert. Vorangestellt ist ein einleitendes Kapitel, in dem neben Forschungsstand und Quellenbasis auch die Fragestellung entwickelt wird. Vor dem Hintergrund, dass die polnischsprachige Forschung im deutschen Sprachraum wenig rezipiert wird, wäre es eine Überlegung wert gewesen, auf diese etwas weniger knapp einzugehen. Als Hauptanliegen formuliert Stempin, die „deutsche Besatzungspolitik im kulturellen, konfessionellen und bildungspolitischen Bereich im Generalgouvernement Warschau in der Form einer Synthese zu erfassen“ (S. 23). Der Fokus soll dabei auf Entscheiderfiguren wie Generalgouverneur von Beseler liegen, ohne dabei die Mikroebene aus den Augen zu verlieren. Stempin geht davon aus, dass im Deutschen Reich vor 1914 eine „Verknüpfung der bisher getrennt gedachten Bereiche von Kultur und Politik“ stattgefunden habe (S. 22). Im Krieg ging es deshalb nicht ausschließlich nur um militärische Ziele, sondern auch um eine „moralische Eroberung“ der eingenommenen Gebiete. Diese definiert er als „Praxis nichtmilitärischer Maßnahmen“, um die deutsche Herrschaft mit Hilfe des eigenen Überlegenheitsgefühls zu legitimieren und zugleich „den moralischen Widerstand der zu unterwerfenden Gruppe zu schwächen“ (S. 22). Ein solcher Zugang, der sich in großer Nähe zu den postcolonial studies und den Kulturwissenschaften bewegt, ist durchaus begrüßenswert, zumal verschiedenste Studien deren Instrumentarium für preußische, deutsche und polnische Themen fruchtbar angewendet haben. Allerdings findet sich dazu im Text keinerlei Hinweis, geschweige denn eine methodologische oder inhaltliche Auseinandersetzung damit.

Stempins Arbeit ist zu Beginn chronologisch aufgebaut. In den drei ersten Kapiteln rekonstruiert er in einem gut lesbaren Überblick Entstehung, Aufbau und Struktur der deut-

1 Vgl. hierzu die Rezension von Rafał Lysoń, in: *Dzieje Najnowsze* 46 (2014), 3, S. 254-265, sowie von Andrzej Kastory, in: *Rocznik Biblioteki Naukowej PAU i PAN w Krakowie*, S. 421-426.

2 Eine Ausnahme ist das im Literaturverzeichnis erwähnte Buch von Marta Polsakiewicz: *Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung*, Marburg 2015. Verwiesen sei stellvertretend auf Autoren wie Robert Spät, Maciej Górny und Włodzimierz Borodziej, Jesse Curtis Kaufmann, Keya Thakur-Smolarek, Stephan Lehnstaedt und Jochen Böhrer.

schen Zivilverwaltung in Kongresspolen bis zur Einrichtung des Generalgouvernements Warschau. Dabei bettet er die Perspektive der besetzten Bevölkerung und ihrer politischen Akteure mit ein und zeigt die strukturellen Ursprünge der deutschen „Kulturpolitik“ in Kongresspolen auf. Deutlich herausgearbeitet werden die unterschiedlichen Interessenslagen und polenpolitischen Ansätze der verschiedenen Akteure, etwa der Dualismus zwischen Militär und ziviler Verwaltung. So schwankte die Reichsleitung, nachdem sie Polen nicht mehr als Faustpfand für einen Separatfrieden mit Russland betrachtete, zwischen dem Konzept der Eingliederung Kongresspolens nach Österreich-Ungarn und der Einrichtung eines polnischen Pufferstaats.

Die folgenden sechs Kapitel bilden Studien zu Teilbereichen deutscher Kulturpolitik: der wiedereröffneten und bald erneut geschlossenen Warschauer Universität, dem kulturpolitischen Umfeld der Novemberdeklaration, der Schul- und Kirchenpolitik sowie der Nationalitätenpolitik gegenüber Deutschen und Juden. Anhand der Universität und Schulen wird im Detail nachgewiesen, wie „Kulturpolitik“ dem politischen und administrativen Zugriff der Besatzer auf das eroberte Gebiet diene. Dabei ging es nicht nur um deren Kontrolle, sondern auch Modernisierung. Nach Stempins Einschätzung gelang es Beseler und seinem provisorischen Verwaltungsapparat, das Territorium administrativ stärker zu durchdringen, als das bei den zarischen Behörden je der Fall war.

Sehr instruktiv sind die beiden Kapitel über die Politik gegenüber der evangelisch-lutherischen und katholischen Kirche. Im ersten Fall ging es vor allem um den Umgang mit der meist protestantischen deutschen Minderheit. Stempin zeigt, dass für die Besatzer die Lutheraner deshalb als natürlicher Bündnispartner erschienen, obwohl die Polonisierung von deren Kirchenstruktur in den Vorkriegsjahren stark vorangeschritten war. Die Besatzer, die ja auf dem Weg zur Errichtung eines polnischen Satellitenstaates auch Zugeständnisse an die polnische Seite machen mussten, fanden sich hier zwischen den Konfliktparteien und schafften es nicht einen Kompromiss auszuarbeiten. Auch im Falle der katholischen Kirche war Beseler um einen Ausgleich bemüht. Anhand der Konfessionspolitik wird deutlich, dass mit ihrer Entscheidung für eine polnische Staatlichkeit die Deutschen ihre nationalitätenpolitische Neutralität recht bald zugunsten der Polen aufgaben. Zugleich misslang es ihnen aber, bei der polnischen Bevölkerung dauerhafte Sympathien zu erzeugen, weil sie ihr kolonial geprägtes Überlegenheitsdenken nicht aufgeben mochten und das besetzte Land wirtschaftlich rücksichtsvoll ausbeuteten.

Im letzten Kapitel widmet der Verfasser sich der Politik gegenüber den Juden, die von den Deutschen nicht als Ethnie, sondern Konfessionsgemeinschaft behandelt wurden. Zunächst führte die Besatzungspolitik zu einem Aufblühen des jüdischen Kulturlebens, Vereinswesens und zu einer innerjüdischen politischen Ausdifferenzierung. Stempin beschreibt das Engagement deutscher-jüdischer Akteure im Bemühen um eine Autonomielösung für die Juden. Mit der Entscheidung der Besatzer für einen polnischen Staat und der damit einhergehenden Favorisierung der Polen wurden viele Politikfelder, etwa die erwähnte Schulpolitik, indes zu einem polnisch-jüdischen Konfliktfeld. Indem sich Stempin vor allem auf zeitgenössische Quellen und Publizistik und die ältere Forschung beruft, nimmt er – anders als in den Kapiteln zu Protestanten und Katholiken – vor allem die Perspektive der Besatzer (denen er auf Schritt und Tritt langfristige Konsequenzen ihres Handelns vorwirft) und deutsch-jüdischer Akteure ein. Die jüdischen Handelnden vor Ort indes bleiben erstaunlich blass gezeichnet. Unter den Tisch fällt zudem, dass es sich bei den Juden um eine

Bevölkerungsgruppe handelte, die alle polnischen Teilungsgebiete bewohnte und sehr unterschiedliche Loyalitäten hatte. Dementsprechend lohnenswert wäre es gewesen, auch mit Hilfe der an dieser Stelle vom Autor merkwürdigerweise ignorierten, zur Entstehungszeit der Habilitation bereits geleisteten Forschungen etwa von Konrad Zieliński, Marcos Silber und anderen ein komplexeres Bild zu zeichnen.

Als Fehlinterpretation zu werten ist indes Stempins Alleinschuldthese hinsichtlich der Verantwortung der deutschen Besatzungsbehörden für die antisemitische Gewaltwelle in Polen im Herbst 1918. Zwar hat deutsche Politik die Divergenzen zwischen Polen und Juden nicht abgebaut – doch hätte es sie mit einem kompetenteren Vorgehen tatsächlich erreichen können „den polnisch-jüdischen Knoten“ (S. 494) zu durchschlagen? Die Gewalt gegen Juden im Herbst 1918 hatte verschiedene Quellen und Gründe, die deutsche Politik seit 1914 als maßgeblichen Brandbeschleuniger darzustellen, geht dabei eindeutig zu weit. Es handelte sich zudem keineswegs um „katholische Pogrome“ (S. 494), auch wenn der größte Teil der Täter eben diesem Bekenntnis angehörte. Ihre Beweggründe, zu Gewalt gegen Juden zu greifen, waren aber weniger in der Religion, denn in einer antisemitischen Weltsicht, einem überzogenen Nationalismus und ideologischen Antibolschewismus zu suchen. Auch Habgier, die Lust an Gewaltausübung, Konkurrenzdenken und die Gewalterfahrung von vier Jahren Krieg konnten im Machtvakuum der Nachkriegszeit die Gewalt gegen Juden befördern.

Hier wie für das gesamte Buch wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Autor seine Ergebnisse mit Erkenntnissen zu den anderen Besatzungsgebieten konfrontiert hätte. Womöglich wären auf diese Weise sich wiederholende Muster und Strukturen der Besatzungsherrschaft in Polen im Ersten Weltkrieg stärker hervorgetreten, aber auch personelle und diskursive Verflechtungen zwischen den Regionen. Einer besseren Orientierung des Lesers zuträglich gewesen wären Zwischenfazit am Ende der von einer großen Detailfülle lebenden Kapitel. Auch dem stark ausgebauten Anmerkungsapparat hätte eine Beschränkung auf Literaturangaben und Verweise gutgetan, da die dort untergebrachten Erläuterungen, ergänzenden Fakten und Zitate den Lesefluss unterbrechen.

Trotz aller kritischen Einwände ist Arkadiusz Stempin ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der deutschen Polenpolitik im Ersten Weltkrieg gelungen, an den weitere Forschungen mit Gewinn anknüpfen können.

Christhardt Henschel, Warschau

Die Autorinnen und Autoren der Abhandlungen

Mona Claro, Institut de Recherches en Sciences Sociales (IRSS), Université de Liège, place des Orateurs 3, Liège 4000, Belgium, e-mail: mona.claro@uliege.be

Current position: Associate Professor in Sociology, Université de Liège; research focus: Gender; sexual and reproductive health, family relations, Russian and Soviet history. Last publications: *Dénoncer les maltraitances gynécologiques en URSS: critique ordinaire des patientes et critique féministe (1979–1989)* [Denouncing Gynecological Mistreatment in the USSR: Ordinary Criticism from Patients and Feminist Criticism (1979–1989)], in: *Diogène* 267-268 (2019), 3-4, pp. 289-308; *Des naissances imprévues socialement attendues. Genre, sexualité et contraception dans la jeunesse de classe moyenne en Russie* [When Unplanned Births are Socially Expected. Gender, Sexuality and Contraception in Russia's Middle-Class Youth], in: *Revue française de sociologie* 63 (2022), no. 3 (forthcoming).

Heidi Hein-Kircher, Herder-Institut für Historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft, Marburg, Gisonenweg 5-7, 35037 Marburg, e-mail: heidi.hein-kircher@herder-institut.de

Aktuelle Position: Abteilungsleitung Wissenschaftsforum; Forschungsschwerpunkte: Kulturgeschichte Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Letzte Publikationen: (Herausgeberschaft mit:) Werner Distler: *Historicizing the Mobility/Security Nexus and the Making of Order*, New York/London 2022; Eszter Gantner, Oliver Hochadel: *Interurban Knowledge Exchange in Southern and Eastern Europe, 1870–1950*, New York/London 2021.

Elisa Heinrich, Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien, Spitalgasse 2-4, 1090 Wien, Österreich, e-mail: elisa.heinrich@univie.ac.at

Aktuelle Position: Gastprofessorin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien; Forschungsschwerpunkte: Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, historische Biografieforschung; Letzte Publikationen: (zusammen mit Johann Kirchknopf:) *Zeitgeschichte & Queer Studies*, in: Marcus Gräser, Dirk Rupnow (Hrsg.): *Österreichische Zeitgeschichte/Zeitgeschichte in Österreich. Eine Standortbestimmung in Zeiten des Umbruchs*, Wien u.a. 2021, S. 724-744; (zusammen mit Johanna Gehmacher, Corinna Oesch:) *Käthe Schirmacher: Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik*, Wien u.a. 2018.

Dietlind Hüchtker, Fakultätszentrum für transdisziplinäre historisch-kulturwissenschaftliche Studien, Universität Wien, Kolingasse 14-16, 1090 Wien, Österreich, e-mail: dietlind.huechtker@univie.ac.at

Aktuelle Position: Universitätsprofessorin für Historische transregionale Studien; Forschungsschwerpunkte: (Trans-)Regionalität, Wissen(-schafts-) geschichte, Geschlechtergeschichte, Geschichte Ostmitteleuropas mit Schwerpunkt Polen und Habsburgermonarchie; letzte Publikationen: (Herausgeberschaft zusammen mit Christoph Augustynowicz und Börries Kuzmany:) *Perlen geschichtswissenschaftlicher Reflexion. Östliches Europa, sozialgeschichtliche Interventionen, imperiale Vergleiche*, Göttingen 2022 (Herausgeberschaft zu-

sammen mit Christoph Augustynowicz und Börries Kuzmany); *History as Performance: Political Movements in Galicia around 1900*, New York 2021; Special Issue: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 44 (2021), 4: (Herausgeberschaft zusammen mit Friedrich Cain, Bernhard Kleeberg, Karin Reichenbach und Jan Surman:) *Scientific Authority and the Politics of Science and History in Central, Eastern, and Southeastern Europe*.

Zuzanna Kołodziejska-Smagąła, Faculty of History, University of Warsaw, Krakowskie Przedmieście 26/28, 00-927 Warsaw, Poland, e-mail: z.kolodziejska@uw.edu.pl

Current position: research assistant professor, Faculty of History, Mordechaj Anielewicz Center for Research and Teaching Jewish History and Culture in Poland; Research focus: discourses on sexuality and body in Polish-Jewish writings, Polish-Jewish literature and press between 1860–1918, gender and women’s history in Poland between 1880 and 1918, non-obvious relations between Jewish and non-Jewish social actors at the turn of the 20th century. Last publications: Zuzanna Kołodziejska-Smagąła, Maria Antosik-Piela (eds.): *Literatura polsko-żydowska 1861–1918. Studia i szkice* [Polish-Jewish Literature 1861–1918. Studies and Sketches], Cracow 2018.

Claudia Kraft, Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien, Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich, e-mail: claudia.kraft@univie.ac.at

Aktuelle Position: Professorin für Zeitgeschichte (Kulturgeschichte, Wissens- und Geschlechtergeschichte) an der Universität Wien; Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Staatssozialismus im östlichen Europa nach 1945, Geschlechtergeschichte, Zwangsmigrationen im Umfeld des Zweiten Weltkriegs, vergleichende Rechtsgeschichte und neue Zugänge zu den *area studies*. Letzte Publikationen: (Herausgeberschaft zusammen mit Jerzy Kochanowski:) *Rooms for Manoeuvre: another look at negotiating processes in the Socialist Bloc*, Göttingen 2021; Christa Hämmerle, Alexandra Oberländer, Rukima Barua: *Fluid Feelings*. [Special Issue of *L’Homme – Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 32 (2021)]; *Transnationalismus*, in: Marcus Gräser, Dirk Rupnow (Hrsg.): *Österreichische Zeitgeschichte/Zeitgeschichte in Österreich. Eine Standortbestimmung in Zeiten des Umbruchs*, Wien u.a. 2021, S. 348-366; *East Central Europe as Historical and Conceptual Space. On the production of knowledge from an (historical) area studies perspective*, in: Siegfried Huigen, Dorota Kołodziejczyk (Hrsg.): *Central Europe between the Colonial and the Postcolonial*. Palgrave Macmillan (forthcoming).

Rasa Navickaitė, Research Platform for the Study of Transformations and Eastern Europe, University of Vienna, Universitätsring 1, 1010 Vienna, Austria, e-mail: rasa.navickaite@univie.ac.at

Current position: Marie Skłodowska-Curie Actions postdoctoral fellow, Research Platform for the Study of Transformations and Eastern Europe, and Research Center for the History of Transformations (RECET); Research focus: gender history, history of sexuality, women’s history, queer theory, feminist theory, Eastern European history, history of the Soviet Union, transnational history, post-colonial and decolonial approaches. Last publications: Marija Gimbutas: *Transnational Biography, Feminist Reception, and the Controversy of Goddess Archaeology*, London, New York 2023.

Ella Rossman, School of Slavonic and East European Studies (SSEES), University College London, Camden Rd 109, London NW1 9HZ, United Kingdom, e-mail: ella.rossman.21@ucl.ac.uk

Current position: PhD-student, School of Slavonic and East European Studies (SSEES), University College London, England. Research focus: women's and gender history of the late USSR, late Soviet girlhood; history of Soviet sex education; history of Russian feminism. Last publications: From Socialism to Social Media: Women's and Gender History in Post-Soviet Russia, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 44 (2021), 4, pp. 414-432.

Katrin Steffen, University of Sussex, School of Media, Arts and Humanities, Brighton East Sussex BN1 9RH, United Kingdom, e-mail: k.steffen@sussex.ac.uk

Aktuelle Position: DAAD-Professor of European and Jewish History and Culture an der University of Sussex in Brighton (UK); Forschungsschwerpunkte: Geschichte von Jüdinnen und Juden im östlichen Europa, transnationale Wissens- und Migrationsgeschichte und der Geschichte der Zirkulation von Wissen, Zwangsmigrationen im Umfeld des Zweiten Weltkriegs, Geschichte des Holocaust und Erinnerungspolitiken, Geschichte Ostmitteleuropas. Letzte Publikationen: Blut und Metall. Die transnationalen Wissensräume von Ludwik Hirszfeld und Jan Czochralski im 20. Jahrhundert, Göttingen 2021; Occupation as Social Practice and Ambiguous Space: The Lives of Ludwik Hirszfeld and Jan Czochralski in Warsaw 1939–1944, in: *Acta Poloniae Historica* 125 (2022), S. 99-132; Science: in: Barbara-Kirshenblatt-Gimblett, Tamara Szytma (Hrsg.): *Legacy of Polish Jews*, Warsaw 2021, S. 235-257; Ausreisen, zurückkehren, bleiben? Jüdische Migrationswege nach Polen und aus Polen, 1944–1968, in: *Medaon. Journal for Jewish Life in Research and Education* 15 (29), (2021), S. 1-14.

Magda Wlostowska, Universität Leipzig, e-mail: magda.wlostowska@uni-leipzig.de

Aktuelle Position: Doktorandin an der Universität Leipzig; Arbeitstitel der Dissertation: „Entstehung und Entwicklung schwul-lesbischer Sphären in Polen als Beispiel für Europäisierung- und Transnationalisierungsprozesse“. Forschungsschwerpunkte: Europa- und Polenstudien, LGBTQ Studies, Übersetzungswissenschaft und -theorien. Publikationen: Der erste schwul-lesbische Newsletter der Volksrepublik Polen – ein Beispiel für transnationale politische Interaktionen, in: *Themenportal Europäische Geschichte* (2019), URL: <http://www.europa.clio-online.de/essay/id/fdae-1982>; Gesellschaftskritik übersetzen. Auseinandersetzungen mit der polnischen Gesellschaft in Sylwia Chutniks Roman *Dzidzia* und dessen Übertragung ins Deutsche, in: Schamma Schahadat, Štěpán Zbytovský (Hrsg.): *Übersetzungslandschaften. Themen und Akteure der Literaturübersetzung in Ost- und Mitteleuropa*, Bielefeld 2016, S. 145–157.

Michael Zok, Deutsches Historisches Institut Warschau, Aleje Ujazdowskie 39, 00-540 Warschau, Polen, e-mail: zok@dhi.waw.pl

Aktuelle Position: Osteuropahistoriker und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut Warschau. Forschungsschwerpunkte: Europäische Zeitgeschichte mit besonderem Fokus auf Ostmitteleuropa. Letzte Publikationen: To Maintain the Biological Substance of the Polish Nation: Reproductive Rights as an Area of Conflict in Poland,

in: *The Hungarian Historical Review* 10 (2021), H. 2, S. 357-381; (K)Ein ›Kompromiss‹? Der Konflikt um die Neuregulierung des Schwangerschaftsabbruchs in Polen in den 1980er/1990er Jahren, in: *Ariadne Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 77 (2021), S. 164-181.